M. D. 13 2 21811 | A

M. VII. Erx

42600

Johann Christian Polykarp Erxlebens

praktischer Unterricht

in der

Vieharzneykunst.

Neu und verbessert herausgegeben

von

K. A. Zwierlein

der Medicin und Philosophie Doktor, Fürstlich Fuldischen Hofrathe, Brunnenarzte zu Brückenau, der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher und der Churfürstl. Mainzischen Akademie nützlicher Wissenschaften Mitgliede.

Göttingen,

bey Johann Christian Dieterich,

1800.

Verwijderd K. B.

Koninklyke Bibliotheek te 's Hage.

WELLCOME
HISTORICAL
MEDICAL
LIBRARY

Vorrede
zur ersten Ausgabe.

Ich liefere hier das zweyte derer beyden Handbücher, die ich vors erste über die Vieharzneykunst zu schreiben Willens war. Es enthält die sogenannte Therapie mit der besondern Pathologie und Semiotik verbunden, und macht mit dem ersten gewisser Maßen ein Ganzes aus.

Ich handle zuerst die äußerlichen und dann die innerlichen Krankheiten des Viehes darin ab. Aber mit der Ordnung, in welcher ich die Krankheiten auf einander folgen lasse, bin ich selbst so wenig zufrieden, daß es mich gar nicht befremden wird, sie getadelt zu sehen. Einige Krankheiten wird man vielleicht

unter den äußerlichen suchen und unter den innerlichen finden: ich stellte sie an den Ort, wo ich sie nicht ganz unschicklich angebracht zu seyn glaubte. Das beste ist noch, daß eben so sehr viel nicht auf die Ordnung ankömmt, in welcher man die Krankheiten auf einander folgen läßt; und darüber wird sich wohl Niemand wundern, daß ich die Krankheiten des Viehes nicht in ein zusammenhangendes System habe bringen können, da wir noch zur Zeit nichts weiter als Fragmente der Therapie in der Viehartzneywissenschaft haben. Und man zeige mir nur erst in der weit vollkommnern menschlichen Arzneykunst ein Lehrbuch über die Therapie, in welchem die Ordnung der Krankheiten ganz natürlich und keinem Tadel ausgesetzt ist.

Aber noch ein Wort von der Ordnung meines Buches. Es betrifft den Umstand, daß ich die Arten der Thiere nicht einzeln betrachtet, sondern sie nach der Aehnlichkeit der Krankheiten neben einander gestellt habe. Ein Recensent hat dieses schon

an

an meinem theoretischen Unterricht als etwas höchst unbequemes in meinem Plane getadelt, und ohne diesen Tadel würde ich vielleicht nicht ein Mahl daran gedacht haben davon zu reden. Wenn ich nicht einerley Dinge verschiedene Mahle wiederhohlen, wenn ich meine Leser nicht zu empirischen Viehärzten machen wollte, anstatt sie auf allgemeine Sätze und auf eine vernünftige Theorie zu führen — wenn ich damahls einen theoretischen Unterricht in der Vieharzneykunst und jetzt einen practischen Unterricht darin schreiben wollte — so mußte ich diesen und keinen andern Plan befolgen. Freylich findet man nicht bey einander, was Ein Thier angeht, aber man soll auch nicht Vieharzt für Eine Art Vieh insbesondere aus meinem Buche werden, sondern man soll eine allgemeine Theorie der Vieharzneykunst daraus lernen, man soll das, worin die verschiedenen Arten Vieh übereinkommen und worin sie von einander abweichen, mit Einem Blicke übersehen. Wirklich habe ich meinen Plan besser überdacht als der Herr Recensent seine Recension.

Weil ich doch ein Mahl von dieser Recension meines theoretischen Unterrichts spreche, so wenig ich auch anfänglich Willens war, von so einer Recension zu reden, so muß ich noch dem Hrn. Verf. derselben etwas sagen, was ich meinen übrigen Lesern deutlich genug gesagt habe, daß es ein Unterricht in der Vieharzneykunst ist, das heißt mit andern Worten, daß alles Unmediciniſche von der Viehzucht nicht hineingehörte. Wenn mein Buch nicht Jemanden, der es als einen Unterricht in der Viehzucht anzusehen ein Mahl beliebt hat, in so fern mager und unvollständig schiene, so würde es monströs seyn. Alles was mein Recensent da von der Zucht des Rindviehes und der Schweine, von der Schafzucht, u. d. gl. her schwatzt, das geht mich gar nichts an, weil ich keine Viehzucht, sondern mediciniſche Regeln, die bey der Viehzucht zu beobachten sind, habe schreiben wollen. Daß das nur aus der tiefsten Bauernphiloſophie ist, daß man das junge Vieh nicht viel berühren müsse, weil es nicht darnach gedeihet, das ein-

zu-

zusehen, dazu bin ich in der That nicht Denkers genug. Ich hielt es für vernünftiger, hier bey der bloßen Erfahrung stehen zu bleiben, daß das junge Vieh nach zu häufigem Berühren kränklich wird — denn was heißt der Ausdruck anders: es gedeihet nicht? — als denen, für die mein Buch geschrieben ist, Hypotheſen darüber vorzulegen. Aber nichts mehr von der Recenſion, auf die ich gar nichts hätte antworten ſollen.

Meine Absicht mit gegenwärtigem Buche wird erreicht seyn, wenn diejenigen, die es gebrauchen wollen, in der Kürze einen vollständigern und zuverläſſigern Unterricht von dem Verfahren bey den Krankheiten des Viehes daran haben, als an den bisher gedruckten Schriften dieſer Art. Daß mein Buch größtentheils compilirt ſey, wird mir Niemand vorwerfen, als wer es nicht einſieht, wozu ich es geſchrieben habe; und das Urtheil ſolcher Leute intereſſirt mich, die Wahrheit zu ſagen, nicht. Wundern muß ich mich indeſſen immer, und herz-

lich lachen, wenn ein Recensent seinen Lesern mit einer geheimnißvollen Miene die wichtige Entdeckung zuflistert, die er gemacht hat, daß ich ein Buch compilirt habe, von dem ich in der Vorrede selbst sage, daß ich es so gemacht habe.

Ich glaube übrigens selbst, daß mein Buch noch sehr vieler Zusätze und Verbesserungen fähig ist. Sollte es eine zweyte Auflage erleben, so werde ich ihm vermuthlich welche geben können, und die Erinnerungen derer, welche mir dazu behülflich seyn wollen, werden mir jederzeit willkommen seyn.

J. C. P. Erxleben.

Vorrede zur zweyten Ausgabe.

Die zwey ersten Bogen dieser neuen Auflage sind noch von Hrn. Erxleben aufgesetzt und damahls schon gedruckt worden.

In der Vorrede des ersten Bandes versprach ich, die Erxlebensche Nachricht von der Einrichtung der Vieharzneyschulen in Frankreich, so wie dessen Verzeichniß der Schriften über die Vieharzneykunst in gegenwärtigem Bande fortzusetzen; nach genauerer Ueberlegung aber halte ich diese Fortsetzung für ganz überflüssig, wodurch das Buch, ohne Nutzen für die Leser, nur vergrößert und vertheuert würde. Die Einrichtung der Vieharzneyschulen ist zu unsrer Zeit keine neue Sache mehr wie damahls, auf den meisten Akademien sind jetzt solche Einrichtungen getroffen; und Vieharzneyschriften sind indessen so viele erschienen, daß solche einen eigenen Band ausfüllten, die ohnehin durch Journale und Zeitungen genug bekannt gemacht werden.

Verschiedene ganz neue Artikel habe ich in diesen Band eingerückt, mehrere neue Entdeckungen und Beobachtungen in der Vieharzneykunst habe ich eingeschaltet, Vieles vollständiger abgehandelt, und vielfältig einfache und doch wirksame Arzneyen aus den bewährtesten Schriftstellern angegeben, wie das bey Zusammenhaltung beyder Auflagen Jedem einleuchten wird. Einige sehr zusammengesetzte Recepte hätten sich leicht einfacher machen lassen, oder hätten mit andern einfachern können vertauscht werden; allein sie stammen von großen Meistern, wie Sind u. d. gl., und das Publicum, besonders der Pferdeliebhaber, hat eine besondere Vorliebe gegen diese schon allgemein bekannten Vorschriften berühmter Männer, daß ich glaubte, solche unverändert beybehalten zu müssen, welches auch andere Schriftsteller zu thun pflegen.

Brückenau,
im September, 1799.

K. A. Zwierlein.

Inhalt.

Inhalt.

Vorrede. S. III.

Einleitung. S. 1.

Erste Abtheilung, von den äußerlichen Krankheiten. S. 5.

Erster Abschnitt, von Verwundungen. S. 5.
Beschädigung des Nerven. S. 11.
Vernagelung. S. 14.
Beschädigungen am Maule. S. 15.
Am Auge. S. 16.

Zweyter Abschnitt, von Eyterbeulen. S. 18.
Beinfraß. S. 22.

Dritter Abschnitt, von einigen besondern Geschwüren, denen die Pferde vornehmlich an den Füßen unterworfen sind. S. 23.
Geschwüre am Wiederrüste. S. 24.
Schaden an der Mähne. S. 24.
Quetschung der Sohle. S. 25.
Horndurchfaulen. S. 28.
Fäulung des Strahles. S. 31.
Köthengeschwüre. S. 31.
Fick des Rindviehes. S. 32.
Krote. S. 32.
Rappe. S. 33.

Mauke. S. 36.
Gräte. S 37.
Ratzenschwanz. S. 38.
Feigwarzen. S 38.
Schaden am Schlauche. S. 41.

Vierter Abschnitt, von mancherley andern Geschwülsten. S. 43.
Der Frosch. S. 43.
Die Gallen. S. 44.
Der Nasenpolyp. S. 45.
Geschwulst am Schlauche. S. 50.
Wasserbruch. S. 51.
Brüche. S. 51.
Der Stollenschwamm. S. 53.
Die Piephaken. S. 57.
Die Flußgalle. S. 57.
Die Blutadergeschwulst. S. 59.
Reifen ums Knie. S. 61.
Geschwulst des Nerven. S. 62.
Pferde, die gerade auf der Köthe stehen. S. 64.
Die Steingalle. S. 64.
Der Leist. S. 65.
Die Huferschütterung. S. 67.

Fünfter Abschnitt, von einigen Krankheiten der Knochen und des Hornes. S. 69.
Ueberzähne. S. 69.
Beinweiche. S. 69.
Ueberbeine. S 71.
Der Spatt. S. 74.

Die

Die Courbe. S. 80.
Verrenkungen. S. 80.
Buglahme Pferde. S. 82.
Kreuzlahme Pferde. S. 86.
Auskörhung. S. 89.
Verstauchungen. S. 91.
Beinbrüche. S. 92.
Hornklüfte. S. 100.
Vollhufige Pferde. S. 105.
Zwanghufige Pferde. 106.
Der Ochsenhuf. S. 106.
Ablösung der Sohle von den Wänden. S. 107.
Blaue Mähler. S. 108.

Zweyte Abtheilung, von den innerlichen Krankheiten. S. 111.

Erster Abschnitt, vom Fieber. S. 111.
Sterzseuche des Rindviehes. S. 127.
Plarre des Rindviehes. S. 128.
Aufwallen des Geblütes bey dem Pferde. S. 129.

Zweyter Abschnitt, von den Landseuchen. S. 130.
Von der Rindviehpest oder wahren Hornviehseuche. S. 140.
Auszug aus den hiesigen Landesgesetzen wegen der Seuche. S. 175.
Einimpfung der Hornviehseuche. S. 205.
Von der Seuche des Jahres 1682. S. 225.
Von der Seuche des Jahres 1732 oder dem Zungenkrebs. S. 228.
Von dem Zungenkrebs 1785 und 86. S. 231.

Von

Von den Schafpocken. S. 235.
Von andern grassirenden Krankheiten des Viehes, die keine eigentliche Seuchen sind. S. 244.

Dritter Abschnitt, von einigen andern hitzigen Krankheiten des Viehes. S. 246.
Fleckfieber der Pferde. S. 246.
Der Rothlauf der Schafe. S. 247.
Verhitzung des Pferdes. S. 248.
Angewachsenes Pferd. S. 250.
Die Rähkrankheit. S. 251.

Vierter Abschnitt, von einigen Krankheiten, welche aus einem allgemeinen Verderben der Säfte zu entstehen scheinen. S. 260.
Die Druse. S. 260.
Die falsche Druse. S. 265.
Der Rotz der Pferde. S. 267.
Der Wurm der Pferde. S. 275.
Der Grind. S. 277.

Fünfter Abschnitt, von den Verletzungen der Empfindungen und der Bewegungswerkzeuge des Körpers. S. 283.
Der Koller. S. 284.
Seegler unter den Schafen, oder Drehen der Schafe. S. 290.
Die Wuth. S. 292.
Der Schlagfluß. S. 294.
Die fallende Sucht. S. 296.
Die Hirschkrankheit des Pferdes. S. 298.
Die Blindheit. S. 302.
Schweres Gehör und Taubheit. S. 310.

Sechster

Sechster Abschnitt, von den Krankheiten der Werkzeuge des Athemhohlens. S. 311.

Der Schnupfen oder Strengel. S. 311.

Die Kehlsucht oder Bräune. S. 315.

Der Husten und Dampf. S. 318.

Entzündung der Lunge und der benachbarten Theile der Brust. S. 322.

Die Lungensucht oder Lungenfäule. S. 324.

Siebenter Abschnitt, von den Krankheiten der Werkzeuge der Verdauung. S. 327.

Die Freßkrankheit. S. 327.

Die unterdrückte Lunst zum Futter. S. 329.

Die Cardialgie oder Magenkrampf. S. 332.

Die Gifte. S. 340.

Die Würmer. S. 346.

Die Darmgicht. S. 353.

Der Durchlauf. S. 359.

Verstopfung. S. 365.

Ausfallen des Mastdarmes oder Afters. S. 365

Achter Abschnitt, von einigen andern Krankheiten der Eingeweide des Hinterleibes. S. 367.

Verstopfungen in den Eingeweiden. S. 367.

Die Wassersucht. S. 369.

Die Gelbsucht. S. 374.

Hämorrhoiden oder das Rückenblut. S. 376.

Neunter Abschnitt, von den Krankheiten der Theile, welche den Harn absondern und ausführen. S. 380.

Beschwerliches Harnen. S. 380.

Der

Der Lauterstall. S. 387.
Blut, das mit dem Harne abgeht. S. 389.

Zehnter Abschnitt, von den Krankheiten, welche die Erzeugung und Geburt angehen. S. 390.
Die Unfruchtbarkeit. S. 390.
Das Verwerfen. S. 395.
Schwere Geburt. 396.
Fehler der Milch. S. 397.

Einige Zusätze. S. 401.
Von den so genannten Franzosen des Rindviehes. S. 401.
Vom Rankkorne der Schweine. S. 406.
Von den Pocken der Schweine. S. 407.
Nachricht wegen der Gewichte an den Landmann. S. 409.

Zusammensetzung der Arzneymittel. S. 413.

Praktischer Unterricht
in der
Vieharzneykunst.

Einleitung.

Auch die allerbeste Wartung des Viehes ist nicht zureichend, alle Krankheiten von demselben abzuwenden und es beständig in einer ununterbrochenen Gesundheit zu erhalten. Die bisweilen nicht zu vermeidende Abwechselung in der Nahrung, die Veränderung der Luft, und selbst der Gebrauch des Viehes zu den verschiedenen Absichten, in welchen wir es

halten, veranlassen Krankheiten bey demselben, und machen es für uns nothwendig, die Mittel aufzusuchen, die wir denselben entgegen setzen können. Zwar giebt es Krankheiten bey dem Viehe, um deren Heilung wir uns deswegen nicht bekümmern, weil sie uns nicht verhindern, doch den Gebrauch von dem Viehe zu machen, wozu wir es bestimmen; allein die mehresten Krankheiten erfordern doch Heilungsmittel, wenn das davon befallene Vieh nicht gänzlich für uns unbrauchbar werden oder gar verlohren gehen soll. Nur haben wir auf der andern Seite wieder darauf zu sehen, ob uns das Vieh nach der Heilung der Krankheit noch nutzbar bleibt. Verschiedene Krankheiten des Viehes könnten wir unstreitig heilen; allein wenn wir es thäten, so würden wir ihm nur ein Leben retten, das Niemanden weiter nutzen könnte, sondern vielmehr deswegen uns zur Last fallen würde,

weil

weil wir die Nahrung und Pflege umsonst daran wenden müßten. Zwo Ursachen, warum wir nicht alle Krankheiten des Viehes heilen, die wir würklich heilen könnten.

Auch giebt es Krankheiten bey dem Viehe, die man überhaupt nicht zu heilen vermag, zum Theil auch nur deswegen, weil man ihre Gegenwart im Körper nicht erkennen kann. Auch diese Krankheiten brauchen keinen Platz in dem gegenwärtigen praktischen Unterrichte zu finden.

Die Vieharzneykunst muß eben sowohl als die menschliche Arzneykunst, so viel wie möglich ist, auf sichere Gründe gebauet oder als eine Wissenschaft getrieben werden, wenn man nicht allerwärts wie ein Blinder im Finstern herum tappen will. Die Erfahrung muß aber beständig damit verbunden werden; oder um mich besser auszudrücken: richtige Erfahrungen müssen den Grund der ganzen

Wissenschaft abgeben, und durch eben so richtige Schlüsse und Folgerungen daraus müssen wir die Erfahrungen zur Heilung der Krankheiten des Viehes anzuwenden suchen. Ich habe in dem ersten Bande dieses Werkes diejenigen vorläufigen Kenntnisse zu geben gesucht, auf welche ich nun im gegenwärtigen die Regeln zur Heilung der Krankheiten selbst gründen werde. Ich muß daher allerwärts voraus setzen, daß meine Leser sich den Inhalt des ersten Bandes hinlänglich bekannt gemacht haben, wenn sie den gegenwärtigen mit dem vollkommensten Nutzen gebrauchen wollen.

Zuerst werden uns diejenigen Krankheiten beschäftigen, welche äusserlich an dem Körper zum Vorscheine kommen, und die deswegen leichter zu erkennen, und folglich auch mehrentheils leichter zu heilen sind. Hierauf werden die innerlichen folgen.

Erste

Erste Abtheilung.

Von den

äusserlichen Krankheiten.

Erster Abschnitt.

Von Verwundungen.

Das Pferd ist unter allem Viehe den Verwundungen am häufigsten ausgesetzt. Der Gebrauch, den wir von demselben machen, so mancherley Arbeiten, die dieses nützliche Thier übernehmen muß, die Gefahr des Krieges, die es mit dem Menschen theilt, setzen es auch am öftesten der Gefahr aus, verwundet zu werden. Aber auch das übrige Vieh kann bisweilen durch mancherley Zufälle dergleichen Verletzungen erleiden, und dann verfährt man völlig eben so damit, als mit dem verwundeten Pferde.

Wenn eine Verwundung nur das blosse Fleisch betroffen hat, ohne daß grosse Blutgefässe, Nerven, Eingeweide, oder Knochen verletzt sind, so erfordert die Wunde nur geringe Mittel zur Heilung. Man kann sie mit Brantewein auswaschen und alsdann eine Binde oder ein Tuch darüber befestigen, damit sie vor der Luft bewahrt werde, und dem Thiere die völlige Ruhe gönnen; insbesondere muß man zu verhüten suchen, daß es den Theil, welcher verwundet ist, nicht zu viel bewege. Ist die Wunde etwas beträchtlicher, so kann man halb Myrrhen- und halb Aloetinctur hinein giessen, Emplastrum stictícum Crollii auf Leinwand oder Leder gestrichen darüber legen und sie dann verbinden; und so kann man alle vier und zwanzig Stunden bis zur völligen Heilung der Wunde verfahren. Wenn sie etwas groß ist, so ist es auch öfters nöthig, die Lippen der Wunde vermittelst einer krummen Nadel und einiger Fäden zusammmen zu heften; nur geht dieses bey dem Viehe nicht so oft als bey dem Menschen an, weil bey den Bewegungen des Körpers, die man doch nicht ganz verhüten kann, die Näthe ausreissen, und die Wunde nur dadurch vergrössert wird.

Scheint die Wunde gefährlicher, und sind insbesondere innere Theile verletzt, so hat man vorher, ehe man zur Heilung schreitet, zu unter-

tersuchen, ob der Schaden überhaupt an sich heilbar ist; ob z. B. nicht solche Theile zu stark verwundet sind, welche zum Leben unumgänglich erfordert werden; und ob auch nach der Heilung, in dem Falle, da sie möglich ist, das Thier noch zu dem Gebrauche, den wir davon machen, geschickt bleibt. Einer zu besorgenden heftigen Entzündung muß man allenfalls durch wiederhohlte Aderlässe aus der Lungader zuvor zu kommen suchen, und erweichende und gelind reitzende Klystiere, dergleichen das unter N. 1 angeführte ist, können in diesem Falle kaum zuoft gegeben werden. Dabey ist es nöthig, daß man dem Pferde anstatt des Habers nur angefeuchtete Kleye gebe und es fleissig Mehlwasser trinken lasse.

Ueberhaupt aber hängt die Gefahr einer Wunde ausser ihrer Grösse noch von der Wichtigkeit des verletzten Theiles, so wie auch von der Beschaffenheit des Werkzeuges ab, womit die Wunde gemacht worden ist. Verwundungen die von stumpfen Werkzeugen herrühren, sind überhaupt immer beschwerlicher zu heilen, als die mit scharfen Werkzeugen gemachten.

Kugeln, oder andere in der Wunde steckende fremde Dinge, losgerissene Splitter von Knochen und dergleichen mehr, müssen vermittelst einer Zange nach und nach, ohne zu grosse

Gewalt, völlig losgemacht und herausgenommen werden. Hierbey muß der verwundete Theil völlig in eben die Lage gebracht werden, die er hatte, als das Thier verwundet wurde, wenn man sie anders weiß. Bisweilen stecken aber diese fremden Körper anfänglich so fest, daß man zu grosse Gewalt anwenden müßte, wenn man sie sogleich heraus bringen wollte. Man würde dadurch den Schaden leicht noch gefährlicher machen können, und es ist also besser, in diesem Falle noch so lange zu warten, bis sich diese Dinge durch die hinzu tretende Vereyterung etwas mehr abgelöst haben, damit man sie leichter heraus nehmen könne. Man darf auch bisweilen wohl die Wunde durch einen Schnitt erweitern, um Kugeln oder dergleichen heraus zu schaffen, wenn sonst die Oeffnung dazu zu enge wäre. Bisweilen ist es auch bequemer, die Kugel nicht durch die Wunde, die sie selbst verursacht hat, sondern durch eine neue mit dem Messer gemachte Oeffnung heraus zu nehmen. In der Höhlung des Leibes kann man die Kugeln liegen lassen, und die Wunde ohne Bedenken zuheilen.

Wenn grosse Blutgefässe verletzt sind, und man das Blut mit Brantewein nicht stillen kann, so kann man weich geklopften Feuerschwamm darüber legen, oder ohne Umstände die Oeffnung derselben mit einem heissen Eisen zu-

zubrennen. Dieß erfordert aber Behutsamkeit, damit man nicht etwa in der Nähe liegende Nerven oder Sehnen dabey beschädige. Bey verletzten Pulsadern ist das Blut schwerer zu stillen, als wenn Blutadern verletzt sind; bey jenen springt das Blut mit mehr Gewalt hervor, und absatzweise, bey diesen fließt es gleichförmiger.

Wenn Sehnen oder Nerven durchschnitten sind, so verlieren die Muscuin, denen sie zugehören, ihre Thätigkeit, und das Thier bekömmt öfters ganz steife Glieder darnach: sind sie nur zum Theil durchschnitten, so ist man bisweilen genöthigt, sie ganz abzuschneiden; nur untersuche man vorher wohl, ob das Thier noch brauchbar bleibt, wenn das verletzte Glied steif wird.

Wunden, die von einiger Beträchtlichkeit oder mit einer Quetschung verbunden sind, müssen erst in eine Vereyterung übergehen, ehe sie heilen können, damit dasjenige, was bey der Verwundung verderbt worden ist, von dem gesunden Fleische abgesondert werde, und sich neues Fleisch, die Wunde zu erfüllen, erzeugen könne. Man verfährt daher mit ihnen eben so, wie mit offenen Eyterbeulen, nach denen Regeln, welche der folgende Abschnitt an die Hand geben wird.

Wunden an dem Hinterleibe, aus welchen ein Theil der Gedärme ausfällt, sind bey den Pferden meistens gänzlich unheilbar; die Gedärme können schwerlich wieder in den Leib hinein gebracht und auch nicht wohl darinn erhalten werden. Wenn die Verwundung an der Seite des Bauchs wäre, so könnte man noch wohl die Heilung versuchen, und zu dem Ende die Gedärme mit einem Schwamme und laulichter Milch oder Wasser abwaschen, sie darauf wieder ohne Gewalt in den Bauch hinein schieben, die Wunde heften und durch die gewöhnlichen Mittel zuzuheilen suchen.

Eine allgemeine Warnung muß ich hier noch beybringen, daß Verwundungen, bey welchen sehnichte Theile oder Knochen beschädigt oder entblößt sind, durchaus keine fette Salben und Schmierereyen vertragen können, sondern nur mit trocknenden und balsamischen Mitteln zu heilen sind. Von dieser Art ist der Zufall, wenn ein Pferd am Wiederrüste beschädigt ist; denn an diesem Theile liegen viele und grosse Sehnen und Bänder. Dieß geschieht öfters durch einen ungeschickt gemachten oder zu weiten Sattel, oder wenn der Reiter zu viel darauf hin und her wackelt; und der Schaden kann dem Pferde selbst tödtlich werden, wenn er vernachlässigt oder ungeschickt gewartet wird, weil sich die Materie zwischen den Sehnen und Bändern leicht

leicht verborgene Gänge macht und entsetzlich um sich frißt. Wenn die Verwundung an diesem Theile noch frisch ist, so ist das beste, was man thun kann, dieses, daß man ein Paar Hände voll frischer oder auch nur getrockneter Erlenblätter in einem halben Quartiere Bier und eben so viel Essig kocht, und warm über den Schaden öfters überschlägt. Auch dann ist dieses Mittel sehr gut, wann der Widerrüst noch nicht offen und wund, sondern nur angeschwollen ist. Befindet sich aber schon ein ordentliches Geschwür am Widerrüste, so muß man auf eine andere Weise verfahren, wie nachher gelehrt werden wird.

Wenn sich ein Pferd oder ein Ochse wund gezogen hat, so kann man die Stelle mit Brantewein waschen, oder, wenn sie schon eytert und Materie giebt, Digestivsalbe, oder Theer mit ungesalzner Butter vermischt, darauf legen.

Hier muß ich auch einer besondern Beschädigung erwähnen, welche sich die Pferde an den Vorderfüssen selbst geben. Wenn ein Pferd in morastigen Gegenden gebraucht wird, und darinn, indem es versinkt, stärker mit den Füssen arbeitet, so hauet es bisweilen mit den Eisen der Hinterfüsse in den so genannten Nerven der vordern. Dieser Theil schwillt alsdann an, und das Pferd geht lahm darnach. Man sagt

in

in diesem Falle, das Pferd habe sich genervt (la nerf-férure). Wenn die Haut nicht dabey aufgerissen und der Nerv folglich nicht entblößt ist, so hat es weniger zu sagen. Man muß alsdann den Umschlag N. 2 warm fleissig überschlagen, bis sich die Hitze und die Geschwulst wieder gelegt hat, wozu auch eine Aderlaß am Halse das ihrige beytragen wird. Allenfalls kann man auch das Klystier N. 1 dabey gebrauchen und innerlich ein Loth Salpeter täglich zwey bis drey Mal eingeben, weil der mit dieser Verletzung verbundene Schmerz leicht ein Fieber erweckt. Wenn sich das Pferd bessert, so kann man anstatt des Umschlages nur Kampherspiritus nehmen, und den Nerven fleissig damit waschen.

Wäre aber der Nerv selbst entblößt; so muß man ausser dem Gebrauche der eben angezeigten innerlichen Mittel und einer allenfalls wiederhohlten Aderlaß, wie auch eines sparsamen Futters, Myrrhen und Aloetinctur darauf legen, und darneben den vorigen Umschlag N. 2 gebrauchen. Kömmt es zu einer ordentlichen Vereyterung, so verfährt man, wie bey den Geschwüren an sehnichten Theilen nachher gelehrt werden wird, und hütet sich für allen fetten Salben. Eben so verfährt man, wenn ein Pferd aus andern Ursachen an den Nerven der Hinterfüsse eine ähnliche Beschädigung erlitten hat.

Wenn

Wenn die grosse Sehne, oder wie man sie zu nennen pflegt, der Nerv, gänzlich durchgerissen ist, so ist es kaum rathsam, an eine zu unternehmende Heilung zu denken.

Einige Pferde beschädigen sich auch an den Köthen der Vorderfüsse im Gehen mit dem Eisen des andern Vorderfusses, wenn sie beyde Füsse zu nahe aneinander setzen und mit den Zähen einwärts gehen (le cheval se coupe, s'entretaille, s'atrape). Bisweilen verwundet auch ein Pferd, das gleich hinter einem andern her geht, das vordere an dem Fusse (l'atteinte). Man muß den Schaden auf eine ähnliche Art heilen, und um den erstern Fall in der Folge zu verhüten, muß man die Eisen so einrichten lassdaß sie hinten an der Wand nicht über das Horn vortreten.

Die Beschädigungen, die sich ein Pferd bisweilen durch eine Verwickelung in der Halfter zuzieht (l'enchevêtrure), erfordern keine besondere Abhandlung. Sie werden leicht nach den gegebenen Regeln, nach der Verschiedenheit des beschädigten Ortes zu heilen seyn.

Auch auf der Krone verletzt sich zuweilen ein Pferd, indem es sich selbst darauf tritt, oder auch von einem andern darauf getreten wird. Eine einfache und geringere Verwundung an

diesem

diesem Theile kann man nur gleich mit Brantewein oder mit frischem Harne auswaschen, damit kein Geschwür entstehe, welches sehr böse Folgen haben könnte.

Vernagelt ist ein Pferd (encloué), wenn ein Hufnagel bey dem Beschlage das Leben im Hufe entweder verletzt oder auch nur drückt. Pferde, bey denen das Horn vorzüglich dünn ist, sind diesem Zufalle am leichtesten unterworfen. Das Pferd hinkt alsdann sogleich nach dem Beschlage ziemlich stark, und man muß den Nagel so bald als möglich herausziehen, wenn man nicht ein Geschwür von Wichtigkeit zu befürchten haben will: hilft man aber bey Zeiten, so hat das Vernageln so sehr viel nicht zu bedeuten. Um zu finden, welcher Nagel eigentlich das Pferd verletze, klopft man auf einen nach dem andern, und giebt Achtung, bey welchem das Pferd zuckt; denn dieser ist es, der das Pferd beschädigt hat. Man zieht ihn sogleich heraus, und läßt einige Tropfen Myrrhen- und Aloetinctur in die Wunde laufen, worauf man sie mit Wachs zustreicht, damit die Arzney nicht wieder ausfliesse, wenn das Pferd den Fuß niedersetzt. Hat sich ein Pferd einen Nagel oder ein Stück Glas in den Fuß getreten, so verfährt man eben so damit. Bisweilen, zumal wenn die Verletzung sich auch auf die Nerven, Sehnen und Bänder des Hufs, oder gar auf den Knochen erstreckt,

erstreckt, wird die Vernagelung gefährlicher, und kann selbst in ein Horndurchfaulen übergehen.

Bisweilen werden auch die Laden, oder die Zunge, oder auch wohl gar der Gaumen, bey einem Pferde durch ein scharfes oder rauhes Mundstück, oder durch die Ungeschicklichkeit des Reiters, oder bey Eingabe einer Arzney verwundet. Das Pferd frißt alsdann mit Beschwerde; es beweist allenfalls viel Begierde dazu, so wie es aber anfängt zu fressen, so wird es gleich durch die dadurch verursachten Schmerzen im Maule davon abgehalten. So bald man also dieses bemerkt, so muß man augenblicklich das ganze Maul sorgfältig untersuchen, wo und auf welche Weise es verletzt sey. Wenn das Mundstück Schuld daran ist, so muß man vor allen Dingen dem Pferde ein anderes geben, das seinem Maule angemessener ist, und die beschädigte Stelle fleißig mit Salz und Eßig waschen, und alsdann mit Rosenhonig bestreichen, oder man kann auch die Wunde mit Wein und Honig waschen. Wenn die Verletzung an den Laden beträchtlich ist oder vernachläßiget wird, so können äusserst bösartige Geschwüre darnach entstehen, wobey öfters der Knochen angefressen wird. In diesem Falle entblößt man den Knochen und feilt die angefressene Stelle behutsam weg, brennt auch die harten Ränder auf den fleischichten Theilen des Schadens und legt eine Sal-

Salbe darauf, die man aus dem Pulver von Fieberrinde, mit Essig zusammengerührt, verfertigt. Da das Pferd bey solchen Zufällen nicht wohl fressen kann, so muß man ihm nur Speisen geben, die den Gebrauch der Zähne nicht erfordern. Auch ein scharfes Futter kann das Maul verletzen, und verursachen, daß insbesondere der Gaumen davon aufgerißt und entzündet wird. Man verfährt eben so damit, so wie auch mit den kleinen Blattern, die bisweilen im Maule oder an der Zunge von selbst hervor kommen (les cirons).

Wenn das Auge durch einen Stoß bey einem Thiere beschädigt ist, so hat man zu besorgen, daß eine Entzündung entstehe, und das Auge gar verlohren gehe. Um dieses zu verhüten, läßt man aus der Lungader eine hinlängliche Menge Blut laufen und gebraucht fleißig das Klystier N. 1. Aeusserlich bringe man ja keine fettigen Salben auf das Auge; nichts ist ihm schädlicher als dergleichen. Man nehme Krausemünze, Fliederblumen, Thymian, Salbey, oder andere dergleichen zertheilende Kräuter, wie man sie bey der Hand hat, koche sie in halb Wein und halb Wasser, und schlage davon etwas zwischen feiner Leinewand so oft warm über das Auge, wie der erste Umschlag wieder kalt geworden ist. Oder man kann etwas Safran in Milch kochen, alsdann Semmel-

melkrumen darein weichen, und diese über das Auge legen. Ein anderes in diesem Falle ungemein dienliches Mittel ist, wenn man einen Borsdorfer Apfel bratet, das Weiche davon ohne Schaale und Kernhaus mit etwas Rosenwasser und einem kleinen Wenig Bleyzucker zusammen reibt und auf das Auge legt; oder man kann auch den Bleyzucker in Wasser aufgelöst auflegen. Im Futter muß man das beschädigte Thier sparsam halten, um die Entzündung und das damit verknüpfte Fieber nicht zu vermehren.

Bey starken Verletzungen des Auges wird man nicht allemal im Stande seyn, durch diese Mittel der Entzündung und Vereyterung zuvor zu kommen, zumal wenn das Auge selbst mit Blut unterlaufen, oder seine Häute gar zerrissen sind. Es erfolgt in diesen Fällen öfters eine gänzliche Blindheit, doch hilft sich auch bisweilen die Natur selbst, ehe man es vermuthet. Bey Augengeschwüren selbst kann man Wein worinn etwas Aloe und Kampher eingeweicht ist, auflegen, wenn aber das Auge selbst in Vereiterung übergegangen ist, so wird man es nicht wohl retten können.

Ich enthalte mich hier mit Fleiß einer weitläufigern Abhandlung von den Wunden und ähnlichen äusserlichen Verletzungen, welche zu viel Raum wegnehmen würde. Die wenigsten

meiner Leser würden vermuthlich Gebrauch davon machen können; und im Felde, wo dergleichen am häufigsten vorfallen, hat man selten Zeit an die Heilung der verwundeten Pferde zu denken. Sollte aber ein Pferd, das vorzüglich schätzbar ist, und das man gern retten möchte, etwas stark verwundet seyn, so thäte man immer am besten, wenn man es einem geschickten Wundarzte übergäbe und ihn eben so damit verfahren liesse, wie mit einem Menschen bey einer ähnlichen Verwundung: denn hierinn ist unter Menschen und Vieh kein Unterschied zu machen.

Zweyter Abschnitt.

Von Eyterbeulen.

Wenn sich in einem Theile des Körpers das Blut in den kleinern Gefässen ansammelt und stockt, und nicht wieder zertheilet werden kann, so tritt bald darauf, wegen des übrigen darauf stossenden Blutes, eine grössere Wärme in dem Theile hinzu, er schwillt etwas an, und man nennt das alsdann eine **Entzündung** (Inflammation). Nach und nach löset sich das stockende Blut nebst den Gefässen und dem benachbarten Fette in eine dicke weiß-

lichte

lichte Materie oder Eyter auf, und so erzeugt sich die Eyterbeule (l'abscés).

Wenn sich also entweder von selbst, oder nach einem vorhergegangenen Stosse, oder aus andern Ursachen eine Entzündung äusserlich an dem Körper erzeugt hat, so kann man anfänglich versuchen, ob sie sich noch zertheilen läßt, ohne in eine Eyterbeule überzugehen. Ausser dem Aderlassen und dem wiederhohlten Gebrauche des Klystiers N. 1 kann man den Breyumschlag N. 3 kalt überlegen; nur muß es nicht mehr geschehen, wenn die Entzündung schon zu weit um sich gegriffen hat. Man kann auch anstatt dieses Umschlages N. 3 den N. 2 gebrauchen, und ihn warm, so oft er wieder kalt wird, aufs neue umschlagen, so lange, bis die Entzündung vertrieben ist.

Hat die Entzündung schon zu sehr Ueberhand genommen, so muß man alle diese Mittel weglassen, und vielmehr die Hervorbringung eines guten Eyters selbst zu befördern suchen. Dieß geschieht durch den Umschlag N. 4 den man alle zwölf Stunden aufs neue auflegt.

Wenn sich die Materie in der Eyterbeule erzeugt hat, welches man daran erkennt, daß sie weicher und oben auf erhobener wird, als sie vorher war; so ist es am besten, einen Ein-

schnitt darinn zu machen und die Materie heraus zu lassen, damit sie sich nicht etwa verborgene Gänge unter der Haut mache und einen bösartigen Schaden verursache. Man hat sich nur hierbey vorzusehen, daß man keine grosse Ader oder einen andern Theil beschädige, dessen Verletzung dem Thiere gefährlich werden könnte; und man thut besser, wenn man dieses zu befürchten hat, daß man lieber die Beule gar nicht aufschneidet, sondern eine halb durchschnittene Zwiebel auf Kohlen bratet und in die Mitte der Beule legt, worauf sie sich nach einiger Zeit von selbst öffnen wird.

Nach der Oeffnung der Beule drückt man die Materie aus derselben aus, streicht etwas von der Digestivsalbe auf alte Leinwand, und verbindet den Schaden damit. Dieser Verband wird alle vier und zwanzig Stunden wiederhohlt.

Wenn man sieht, daß sich die Höhlung der geöffneten Enterbeule wieder mit gesundem Fleische ausgefüllt hat, so ist es Zeit, die völlige Heilung des Schadens zu befördern. Dieß geschieht dadurch, daß man nun anstatt der Digestivsalbe die Brandsalbe (vnguentum nutritum) auf eben dieselbe Weise gebraucht. Während der ganzen Heilung muß das Thier nicht zu viel noch zu starke Nahrung und keinen Ha-

ber

ber bekommen, wenn die Beule etwas beträchtlich ist.

Bisweilen geschieht es, daß sich in der Schwäre, oder in denen Wunden, bey welchen man, wegen der damit verknüpften Quetschung, wie bey Schwären verfahren muß, ein wildes und schwammichtes Fleisch erzeugt, und der Schaden unrein wird. Wenn man dieses bemerkt, so muß man anstatt der vorhin genannten Salben die ägyptische Salbe, oder auch den ausgepreßten Saft aus Wallnußblättern mit ein wenig Honig vermischt, auflegen; denn ehe dieses wilde Fleisch nicht weggeschafft ist, darf man nicht an die Heilung des Schadens gedenken. Hilft aber diese Salbe nicht genug, oder hat das wilde Fleisch schon zu sehr Ueberhand genommen, so streuet man zugleich etwas gepülverten blauen Vitriol, oder Zucker, oder rothes Präcipitat darauf, oder man bedupft es mit dem Höllensteine oder dem gemeinen Aetzsteine, so oft man den Schaden mit der ägyptischen Salbe verbindet. Grössere Stücken wildes Fleisch schneidet man vorher lieber mit dem Messer weg.

Wenn die Ränder und der Grund des Geschwüres bisweilen hart werden, und die Heilung desselben ebenfalls dadurch aufgehalten wird, so bedient man sich der nämlichen Mittel,

oder man muß auch selbst das Messer oder die Scheere zu Hülfe nehmen, und diese harten Ränder wegschneiden, damit der Schaden beym Gebrauche der ägyptischen Salbe einen frischen Grund bekomme.

Wenn der Knochen, der etwa darunter liegt, zugleich mit angefressen ist, so giebt der Schaden mehrentheils einen sehr übeln Geruch von sich, und die herausfliessende Materie ist dünne und wässericht, und färbt das Silber schwarz. Auch ist der angefressene Knochen selbst schwarz und wie schwammicht und das Geschwür enthält mehr oder weniger wildes Fleisch. Wenn man einen solchen Beinfraß an diesen Merkmaalen erkannt hat, so muß man zu befördern suchen, daß sich der angefressene Theil des Knochens von dem gesunden Theile los begebe, weil sonst der Schaden nicht zuheilt, oder wenn er ja zum Schlusse gebracht wird, bald darauf wieder aufbricht. Diese Absicht kann man dadurch erreichen, daß man den angefressenen Theil des Knochens mit einem heissen Eisen brennt, oder eins von den Kügelchen N. 5 in das Geschwür hinein bis auf den Knochen bringt. Wenn man nun den Schaden wie sonst verbindet, und den Verband erst nach ein Paar Tagen wieder öffnet, so wird eine schwarze sehr übel riechende Materie heraus fliessen, welche sich aus dem angefressenen und aufgelösten Knochen erzeugt hat.

hat. Dieser Mittel bedient man sich so lange, bis der Knochen oben auf wieder gesund ist. Das Brennen halte ich indessen doch für besser, noch besser ist es aber vielleicht, blossen starken Weingeist, oder auch Myrrhen- und Aloetinctur auf den angefressenen Knochen zu legen, und dadurch das Abblättern desselben zu befördern.

Der Gebrauch, den wir von den Pferden machen, giebt zu einigen bösartigen Gattungen von Geschwüren Gelegenheit, die sich insbesondere an ihren Füssen erzeugen, und eine besondere Heilung und grössere Aufmerksamkeit erfordern. Es soll von ihnen in dem folgenden Abschnitte gehandelt werden.

Dritter Abschnitt.

Von einigen besondern Geschwüren, denen die Pferde vornemlich an den Füssen unterworfen sind.

Wie man mit denen Wunden, welche sich am Wiederrüste befinden, verfahren müsse, das ist schon vorher gelehrt worden: hier muß noch von der Heilung der Geschwüre an diesem Theile geredet werden. Diese Ge-

schwüre sind deswegen vorzüglich gefährlich, weil an dem Wiederrüste viele starke Sehnen und Bänder zusammen laufen. Wegen der beständigen Wirksamkeit und Zusammenziehung dieser Theile bey der Bewegung des Körpers heilen die Schäden daselbst ungern; die Materie macht sich leicht Gänge und tiefe verborgene Röhren dazwischen, und fette ölichte Arzneyen, wie z. E. die Digestivsalbe, schicken sich so wenig auf dergleichen Theile, daß ein Pferd bey dem Gebrauche derselben auf dem Wiederrüste selbst mit dem Leben bezahlen kann. Eher darf man noch den Balsam des Arcäus gebrauchen.

Die Geschwüre am Wiederrüste müssen nur mit Kalkwasser ausgewaschen, und alsdann ein Pulver hinein gestreuet werden, das stark austrocknet, um das Geschwür zum Schlusse zu bringen. Man kann dazu mit dem Herrn von Sind gebrannte Austerschaalen mit etwas grünen Vitriol vermischt gebrauchen, oder dieß Pulver mit Ochsengalle zu einer Salbe machen. Wildes Fleisch und Verhärtungen bringt man auf die gewöhnliche vorher gelehrte Weise weg, mit oder ohne ägyptische Salbe. Eben so verfährt man mit Geschwüren an andern stark sehnichten Theilen, wie z. E. das Knie oder die meisten andern Gelenke sind.

In der Mähne derer Pferde, welche einen Speckhals haben, entsteht bisweilen eine Art von

von flachem Geschwüre, wobey die Haut voller Falten ist und ein scharfes Wasser von sich giebt (le roux vieux). Die Hengste sind diesem Schaden mehr als andere Pferde unterworfen. Das ausschwitzende Wasser, welches eine röthlichte Farbe hat, nimmt öfters die ganze Mähne ein, und macht, daß die Haare derselben ausfallen, zumal da sich das Pferd wegen des beständigen Juckens, das es davon empfindet, gern an seinem Stande reibt. Ein solcher Schaden kann dem Pferde endlich mit der Zeit den ganzen Hals verunstalten. Man kann dagegen die Salbe N. 6 gebrauchen, und täglich ein Paar Mal einreiben, nachdem man die Mähne jedesmal mit gemeiner Lauge ausgewaschen hat.

Es geschieht bisweilen, wenn ein Pferd etwas hart auf einen spitzigen Stein mit der Sohle zwischen dem Eisen auftritt, oder wenn es in einen Nagel, ein Stück Glas, und d. gl. tritt, daß das Blut an dieser Stelle stockt, sich immer mehr und mehr ansammelt, in Materie übergeht und dadurch ein Geschwür im Hufe verursacht. Wenn man bey diesem Zufalle, den man die **Quetschung der Sohle** (la sole battue) nennt, bey Zeiten zu Hülfe kommt, so hat er so sehr viel nicht zu sagen, da er hingegen, wenn er vernachläßigt wird, Gelegenheit geben kann, daß das Pferd den ganzen Huf verliert und völlig unbrauchbar darüber wird.

Indem sich das Pferd an dem Steine verletzt, so zuckt es mit dem Fuße und geht anfänglich etwas lahm, hernach aber merkt man ihm weiter nichts an, als bis sich die Materie unter dem Hufe gesammlet hat. Man muß, so bald, wie man die Quetschung der Sohle bemerkt, den Fuß stark auswirken lassen, damit man sehe, wo sich das Blut unter der Sohle angesammelt habe, und darauf nimmt man die Sohle selbst aus, entweder nur zur Hälfte, wenn die Verletzung an einer Seite geschehen ist, oder die ganze Sohle, wenn sich das Blut in der Mitte derselben angesammelt hat. Zu diesem Ende wird die Sohle durch Kuhmist mit Leinöle oder altem Fette vermischt, den man einen Tag darüber schlägt, oder auch durch Semmelkrumen in Milch geweicht, etwas erweicht, alsdann rings herum von den Wänden des Hufes abgelöst und los gemacht, so, daß rings herum an dem Horne noch zween Messerrücken breit von der Sohle stehen bleibt, und darauf mit der Zange gefaßt und abgerissen. Der Fuß wird alsdann stark bluten, aber man muß das Blut nicht zu früh stillen, denn mehrentheils wird es von selbst zu rechter Zeit aufhören. Will es aber gar nicht nachlassen, so kann man auch etwas Brantewein darauf legen und eine Schnur um den Fessel bringen und etwas anziehen. Nun legt man von dem Balsam des Arcäus auf ausgerupfte alte Leinwand oder Werg

da-

darüber, heftet das Eisen mit drey Nägeln auf, und bindet unten dünne hölzerne Spähne fest, damit sich das Pferd bey dem Niedertreten nicht an der Sohle beschädige. Man kann sich auch mit großem Vortheile des von dem Freyherrn von Sind erfundenen Eisens bedienen, welches nicht mit Nägeln aufgeschlagen, sondern mit Schrauben oder Riemen an dem Hufe befestiget wird *).

Nach zweymal vier und zwanzig Stunden wird der Verband wieder geöffnet und der Schaden näher untersucht. Sollte die Materie noch nicht weit um sich gefressen haben, so kann man bey dem Arcäusbalsam bis zur völligen Ausheilung bleiben, nachdem man jedesmal vor dem Verbande von der Myrrhen- und Aloetinctur etwas in den Schaden hinein gegossen hat. Hat aber der Schaden schon weiter um sich gegriffen und die Materie hin und wieder Höhlungen und Gänge gemacht, so sprützt man diese mit der Myrrhen- und Aloetinctur aus, und legt anstatt des Arcäusbalsam die ägyptische Salbe, oder auch die von dem Herrn von Sind dazu empfohlene und unter N. 7 beschriebene Salbe auf, wodurch das Geschwür rein erhalten

*) Die Kunst Pferde zu zäumen II Kupfer. Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters VIII Kupfer 2 und 3 Figur.

ten wird. So verfährt man bis zur völligen Heilung.

Bisweilen zeigen sich in dem Geschwüre kleine Splittern von Knochen oder Sehnen, oder manchmal auch Stücken Glas u. d. gl. was sich das Pferd in den Fuß getreten hat; welches man alles mit einer kleinen Zange sorgfältig aus dem Fusse heraus nehmen muß.

Wenn der Schaden gereinigt und ausgeheilt ist, so wird die Sohle schon von sich selbst wieder wachsen.

Sollte das Pferd bey dieser Verletzung auch die Zeichen eines Wundfiebers haben, so öffnet man die Lungader und giebt ihm alle Morgen ein Loth Salpeter mit einem Glase Wasser ein, welches man auch am Abend wiederhohlen kann. Dabey entzieht man ihm einen Theil seines Habers.

Wenn nach der Quetschung der Sohle nicht bey Zeiten die gehörigen Mittel gebraucht werden, und sich die Materie in dem Hufe ansammelt, so macht sich dieselbe, da sie unten keinen Ausgang findet, allerley Wege in dem Fleische und dringt endlich, nach dem sie weit genug um sich gefressen hat, oben an der Krone heraus. Man sagt alsdann, das Eyter setze sich ins Haar, (matiére soufflée au poil,) und nennt dieses böse Geschwür das Horndurch-

durchfaulen (javart). Es kann ausser der Sohlenquetschung aus andern Ursachen entstehen, welche ein Geschwür und Eyter in dem Hufe hervorbringen können; z. E. wenn ein Pferd sich selbst auf den Huf tritt, oder von einem andern darauf getreten wird, oder wenn es vernagelt und dabey verwahrloset wird. Nach der Bösartigkeit dieses Geschwüres theilen es die Franzosen in das javart simple, nerveux und encorné ein.

Man erkennt das Horndurchfaulen daran, daß das Pferd mit dem Fusse lahm geht, und die Krone anschwillt und unnatürlich heiß wird. Man hat eben so dabey zu verfahren, wie bey der Quetschung der Sohle, und nachdem die Sohle ausgenommen worden, den Schaden mit ägyptischer Salbe, oder der Salbe N. 7 zu verbinden, nur muß man auch wohl untersuchen, was für Gänge und Höhlungen die Materie sich schon gemacht habe, und dieselben bey einem jeden Verbande mit Myrrhen- und Aloetinctur ausspritzen. Oefters muß man die kleinen Oeffnungen des Geschwürs auf der Krone erweitern und aufschneiden, damit man desto besser den verborgenen Höhlungen beykommen kann. Wildes Fleisch, das sich etwa erzeugen sollte, beitzt man durch etwas hinein gestreueten gepülverten Vitriol, gebrannten Alaun oder rothes Präcipitat weg. Bisweilen fangen auch wohl Feigwar-

warzen an heraus zu wachsen, die man gleich bis auf den Grund ausbrennen muß.

Es geschieht auch wohl, daß die Materie den Knochen des kleinen Beines angreift, und dadurch den Schaden um so viel beschwerlicher zu heilen macht. Alsdann gebraucht man wenn die spirituösen Mittel nicht helfen wollen, eines oder zwey von den Kügelchen N. 5 die man bis auf den angefressenen Knochen hineinsteckt. Die Haut des darüber liegenden angeschwollenen Theiles der Krone ritzt man mit der Spitze eines Messers auf, und verbindet sie mit dem Balsam des Arcäus. Nach zween oder drey Tagen macht man erst den Verband wieder los, und läßt die schwarze stinkende Materie heraus fliessen, worauf man das Geschwür auf die vorbeschriebene Weise ausheilt. Sollte sich aber der angefressene Knochen noch nicht völlig abgelöset haben, so muß man so lange, bis es geschehen, mit dem Gebrauche der Kügelchen N. 5 fortfahren. Diese Heilungsart ist besser, als wenn man den angefressenen Knochen mit dem heissen Eisen ausbrennt, wie einige anrathen.

Wenn den Pferden der Huf nicht rein gehalten wird, und sie zu lange im Miste und Kothe stehen müssen, so wird bisweilen der Strahl des Hufes von einem Geschwüre angefres-

fressen, welches man die Fäulung des Strahles nennt. Man muß den Fuß dabey rein und trocken halten, die faulen Stellen behutsam wegschneiden, Myrrhen- und Aloetinctur darauf tröpfeln, und dann den Schaden mit einem trocknenden Pulver, z. E. mit gepülverten Austerschaalen, worunter etwas Alaun gemischt ist, verbinden.

An dem Fessel oder an der Köthe erzeugen sich auch zuweilen Geschwüre, die man mit dem Umschlag N. 4 erweicht, alsdann öffnet und mit der Digestivsalbe oder der ägyptischen Salbe ausheilt. Wenn sie an den Seiten des Fessels entstehen, so verursachen sie gemeiniglich dem Pferde so grosse Schmerzen, daß es ein heftiges Fieber dabey erleidet, und daß selbst der kalte Brand hinzu schlagen kann. Man muß daher alsdann mit dem Futter behutsam verfahren, am Halse genugsam zur Ader lassen, alle Tage ein oder zwey Mal ein Loth Salpeter mit Wasser eingeben, und das Klystier N. 1 fleißig gebrauchen. Aeusserlich bedient man sich der nämlichen Mittel wie vorher; sollte aber der Theil schon anfangen vom Brande angegriffen zu werden, das heißt schwarz und übelriechend, und ohne Empfindung, gleichsam todt, zu seyn, so muß man mit einem Messer bis auf das gesunde Fleisch ritzen, und zwey Loth Fieberrinde gepülvert in einem Quartiere

tiere Wasser kochen, und dieses Wasser mit Tüchern um den Schaden schlagen.

Was bey dem Pferde das Horndurchfaulen heißt, das nennt man bey dem Rindviehe das **Fick**. Dieser Schaden kann auch bey dem kleinen Viehe entstehen und wird auf eine ähnliche Weise geheilt. Der Fuß ist dabey unten angeschwollen und entzündet, und das Vieh hinkt. Sobald man diese Zeichen wahrnimmt, schneidet man mit einem scharfen Messer die Spitze des Hornes schräge hinweg bis aufs Leben, und läßt die Materie ausfliessen, wenn sich schon welche erzeugt hat; diesen Ausfluß befördert man durch einen gelinden Druck auf die Seiten des Hornes. Hierauf kann man etwas Myrrhen- und Aloetinctur hinein tröpfeln, und den Schaden mit Digestivsalbe, oder mit Theer und Fett unter einander gerührt verbinden, und das Fick solchergestalt ausheilen.

Etwas über der Krone an den Hinterfüssen erzeugt sich bisweilen bey denen Pferden, welche viel schwere Arbeit im Kothe und Miste zu verrichten haben, ein nicht sehr grosses wenig erhobenes Geschwür, welches eine ungemein scharfe und sehr übel riechende Feuchtigkeit fliessen läßt, die das Haar abfrißt, und das Horn des Hufes aufspringen, oder auch selbst abfallen macht. Dieser Schaden heißt die Krote

(la

(la crapaudine). Man muß ihn mit einem glühenden Messer hin und wieder, doch nicht zu tief, aufritzen, und alsdann mit der Digestivsalbe, oder lieber mit der ägyptischen, oder auch mit der N. 7. verbinden. Alsdann wird ein Schorf darauf entstehen, der in einigen Tagen abfällt, und wornach das Uebel bisweilen geheilt wird, welches schwer völlig aus dem Grunde zu heben ist.

Es gibt noch einige Arten von Geschwüren, welche sich an den Füßen der Pferde äußern, und sich hauptsächlich nur auf der Oberfläche der Haut durch eine scharfe fressende Feuchtigkeit zu erkennen geben, ohne eben tief in das Fleisch einzufressen. Sie bekommen nach der Verschiedenheit des Ortes, den sie einnehmen, und nach einigen andern Verschiedenheiten, mancherley Nahmen; und es gehört vornehmlich die so genannte Rappe, die Mauke, die Gräte und der Katzenschwanz hierher.

Die Rappe (la solandre, rape) hat ihren Sitz hauptsächlich an den Hinterfüßen des Pferdes um das Knie, jedoch befällt sie auch bisweilen die Vorderfüße. Der von der Rappe angegriffene Theil ist etwas angeschwollen, die Haut darneben hart und feucht, auch öfters grindig, und das Haar liegt nicht glatt auf der Haut, sondern ist wie aufgebürstet. Dieses Uebel entsteht aus einer Stockung der Säfte

in den Gefäßen dieser Gegend, welche durch Unreinigkeit der Ställe, in denen die Pferde immer im Kothe stehen und liegen müssen, durch eine zu große Nachlässigkeit die Füße der Pferde rein zu halten, und nach der Arbeit fleißig vom Kothe zu reinigen, wie auch durch das so schädliche Wasserreiten im Winter, nachdem das Pferd von der Arbeit erhitzt worden, veranlaßt werden kann. Indem nähmlich die Säfte dadurch in diesen Theilen zum Stecken gebracht werden, so kann es nicht anders kommen, als daß sie in kurzer Zeit dadurch eine gewisse Schärfe an sich nehmen, welche immer weiter um sich frißt, und sich nach und nach auch dem übrigen Geblüte mittheilt. Das Uebel nimmt bisweilen so sehr Ueberhand, daß das Pferd völlig unbrauchbar davon werden kann. Einem Pferde, das man vorzüglich lieb hat, muß man daher, nachdem es seine Arbeit gethan hat, um diese und ähnliche Krankheiten zu verhüten, die Füße mit wollenen Tüchern oder trockenem Strohe stark reiben, und wenn es dabey kothig ist, vorher erst wohl mit Wasser abwaschen, und dann so lange reiben lassen, bis sie wieder ganz trocken sind.

Man kann gegen die Rappe das solleyselsche Nußpflaster (s. dessen vollkommenen Stallmeister 203. S.) gebrauchen, welches man alle acht Tage frisch auflegt, nachdem man die

die Haare von dem kranken Orte abgeschoren hat. Man kann mit dem Gebrauche desselben so lange fortfahren, bis man Besserung verspürt. Ich habe die Verfertigung dieses Pflasters in dem Verzeichnisse der Arzneyen unter N. 8. beschrieben; man wird aber wohl thun, wenn man sich nicht gar zu viel darauf verläßt.

Der Herr von Sind läßt die Salbe N. 9. auf den von der Rappe befallenen Ort, nachdem die Haare davon abgeschoren sind, so lange auflegen, bis sich ein Schorf darauf setzt, welcher nachher von selbst abfällt. Man kann auch nur die so genannte neapolitanische Salbe N. 10. gebrauchen, und allenfalls, wenn man sie stärker haben will, unter die N. 10. verordneten acht Loth, ein Loth rothen Präcipitat mischen.

Aber wenn man das Uebel von Grund aus heilen will, so muß man auch durch innerliche blutreinigende Dinge zu Hülfe kommen. Man kann, wenn man es sonst nöthig findet, erst am Halse zur Ader lassen, und dann acht oder vierzehn Tage lang die Lattwerge N. 11. des Morgens nüchtern und des Abends nach dem letzten Futter gebrauchen.

Das Pferd muß während der ganzen Heilung geschont werden, und eine trockene und reine Streu bekommen, weil sonst alle Mittel nicht anschlagen werden.

Die Mauke oder Struppe (la malandre, peigne, grape) ist ein ähnlicher Schaden, welcher die Pferde im Fessel befällt, und sich ebenfalls durch eine klebrichte, stinkende und scharfe Feuchtigkeit äußert, die immer weiter um sich frißt, und den ganzen Fuß, oben bis unter das Knie, und unten bis an den Huf, einnehmen kann, bey welchem das Pferd bisweilen selbst lahm geht, und in Gefahr steht, den ganzen Huf zu verlieren. Bisweilen ist die Mauke trocken und nur bloß eine mehlichte Räude oder ein Grind an diesem Theile des Fußes. Die Ursachen davon sind die nähmlichen, welche die Rappe veranlassen; diejenigen Pferde aber, welche dicke, fleischichte und mit vielen Haaren bewachsene Füße haben, und auf einer feuchten Weide gehen, oder viel im Schnee und Kothe arbeiten, sind diesem Schaden vorzüglich unterworfen.

Man kann die neapolitanische Salbe N. 10. täglich ein Paar Mahl auf der Mauke einreiben lassen, und damit sie besser eindringe, gleich darauf ein heißes Eisen davor halten. Innerlich gebraucht man die Lattwerge N. 11. wie bey der Rappe. Wenn die Mauke zu hartnäckig ist und diesen Mitteln nicht weicht, so kann man sie vor dem jedesmahligen Gebrauche der erwähnten Salbe mit Kalkwasser wohl abwaschen, oder endlich gar, wenn sonst nichts

helfen

helfen will, in jedem Quartiere Kalkwasser ein Quentchen Sublimat auflösen und die Mauke täglich zwey Mahl damit waschen, wornach sich eine Rinde oder ein Schorf darauf erzeugen wird. Grünes Futter muß das Pferd bey diesem und ähnlichen Zufällen durchaus nicht bekommen, weil seine Säfte nur dadurch mehr verunreiniget werden.

Die Gräte (arête, queue de rat) kömmt darin mit der Mauke überein, daß sie auch in einem flachen Geschwür an den Hinterfüßen der Pferde besteht, welches ein klebrichtes, stinkendes Wasser von sich gibt; sie unterscheidet sich aber insbesondere von ihr durch den Ort, den sie einnimmt; denn die Gräte befällt die Sehne, welche hinten am Fuße liegt, so wie die Mauke vorn anzutreffen ist. Die Sehne oder der so genannte Nerv ist bey der Gräte angeschwollen und der Länge nach erhaben, mit aufgebürsteten Haaren, welches zu der Benennung der Krankheit, Gräte oder Ratzenschwanz, ein zweyter Nahme für diesen Zufall, Gelegenheit gegeben hat.

Uebrigens ist die Gräte ebenfalls bald trocken bald fließend. Bey der erstern ist die Haut über der Sehne nur mit einer Räude oder einem Grinde überzogen, aus welchem allenfalls bey der Bewegung des Fußes eine stinkende Feuchtigkeit hervordringt; bey der letztern aber

fließt ein röthliches, scharfes und stinkendes Wasser aus, welches die Haut zerfrißt, und sich selbst auf dem ganzen Fuße ausbreiten kann. Sie kann dergestalt Ueberhand nehmen, daß sie sogar unheilbar wird.

So wie die Gräte im Grunde mit der Mauke einerley Krankheit ist, so erfordert sie auch ähnliche Mittel. Innerlich kann man die Lattwerge N. 11. wie vorher, gebrauchen, und äußerlich die Salbe N. 9. oder 10, oder auch nur ägyptische Salbe darauf einreiben.

Die Gräte führt zwar auch den Nahmen des Ratzenschwanzes (queue de rat), aber man belegt mit diesem letztern Nahmen außerdem auch noch einen Zufall, da aus dem Schweife des Pferdes eine scharfe Feuchtigkeit hervor dringt, welche macht, daß die Haare davon ausfallen, oder doch wenigstens, daß das Pferd sich immer am Schweife reibt und so die Haare verliert. Diese Raude des Schweifes ist auch bald trocken, bald fließend, und man kann eben so mit ihr verfahren, wie mit der Gräte.

Die Feigwarzen (fic, crapaud) sind eine Art von wildem speckähnlichen Fleische, welches sich unter der Sohle der Vorderfüße erzeugt, einen übeln Geruch von sich gibt und das Pferd etwas hinken macht. Sie geben nach und

nach Fäden oder Zweige von sich, welche nach den Seitenwänden des Hornes und nach dem kleinen Beine zu gehen und sich daselbst festsetzen; die Feigwarzen selbst breiten sich immer weiter und weiter aus, ziehen sich in die Ferse und bis in die Krone, ja sie umgeben selbst endlich den ganzen Fuß und sind alsdann nicht mehr zu heilen. An den Hinterfüßen entstehen die Feigwarzen noch öfter, als an den Vorderfüßen, und gehen auch mehr an der Ferse, an dem Fessel und der Köthe und noch höher hinauf. Sie geben eine Feuchtigkeit von sich, welche die Haut zernaget und von Haaren entblößt.

Die Feigwarzen entstehen aus einer Unreinlichkeit, wenn die Füße der Pferde nicht gehörig gewartet werden, sondern immer im Kothe und Miste stehen, indem die Säfte darin anfangen zu stocken und eine Schärfe annehmen; die Verschleimung der Säfte und des Geblütes kann aber auch innerlich zu ihrer Entstehung was beytragen und dieselbe befördern. Deßwegen sind auch die großen und starken Pferde mit dicken fleischichten Beinen, und die auf fetten und feuchten Weiden erzogen worden, vorzüglich den Feigwarzen ausgesetzt.

Wenn die Feigwarzen unter der Sohle hervorgewachsen sind, so muß bey Zeiten die halbe oder die ganze Sohle nach der vorhin

gelehrten Art ausgenommen werden, nachdem man es nöthig findet; damit man zu dem Uebel selbst gelangen könne. Alsdann schneidet man die Feigwarzen nebst allen ihren Zweigen bis auf das gesunde Fleisch ganz rein weg, brennt die Stellen mit dem heißen Eisen, streuet rothen Präcipitat darauf, und verbindet dann den Fuß mit ägyptischer Salbe. Nach zwey Tagen macht man den Verband wieder los, und siehet nach, ob noch einige Zweige von den Feigwarzen zurück geblieben sind, die man dann sorgfältig wegnimmt, auf die Stellen wieder Präcipitat streuet, und aufs neue mit ägyptischer Salbe verbindet. So verfährt man alle zwey oder drey Tage, bis der Schaden rein ist und die Sohle wieder wächst, welches ungefähr in drey Wochen geschieht. Die Füße müssen immer dabey im Trocknen stehen, sonst helfen die besten Mittel nichts.

Meistentheils wird das Pferd nach dieser Operation von einem Wundfieber befallen werden. In diesem Falle läßt man am Halse zur Ader, gibt ihm alle Morgen ein Loth Salpeter mit Wasser ein, und gebraucht fleißig das Klystier N. 1. Anstatt des Hafers gibt man dem Pferde nur Kleye und wenig Heu, aber dagegen Weizenstroh, im Wasser aber Gerstenmehl zu trinken, wozu man auch etwas Salpeter setzen kann.

Außer-

Außerdem ist es auch sehr dienlich, und öfters unumgänglich nöthig, das Geblüt durch den Gebrauch der Lattwerge N. 11, die man Morgens und Abends eingibt, zu reinigen, wodurch die Vertreibung der Feigwarzen ungemein befördert werden wird.

Die Feigwarzen, welche sich anderwärts am Fuße, als unter der Sohle erzeugt haben, nimmt man ebenfalls durch das Feuer weg, und gebraucht eben dieselben Arzneyen dabey, nur muß man sich in Acht nehmen, daß man durch das heiße Eisen keine Sehnen oder Bänder verletze.

Die Feigwarzen gehören unter die allerhäßlichsten Krankheiten, die sich nur an den Füßen der Pferde erzeugen können, und sind auch beschwerlich und langwierig aus dem Grunde zu heilen; zumahl wenn man nicht bey Zeiten zu den gehörigen Mitteln greift. Wenn man glaubt, man habe sie völlig geheilt, so kommen sie auf ein Mahl wieder hervor, und nehmen sehr schnell zu. Meistentheils bekömmt auch der Fuß nachher eine übele Gestalt und wird breiter.

An dem Schlauche sammelt sich bisweilen durch die Nachlässigkeit derer, welche die Pferde warten, eine klebrichte Materie an, welche immer schärfer und schärfer wird, und endlich

tiefe Löcher in die Haut fressen, eine starke Geschwulst an dem Schlauche, und böse Geschwüre selbst in den benachbarten Theilen verursachen kann. Wenn nähmlich die ausdünstende Materie an diesen Theilen nicht durch fleißiges Waschen weggenommen wird, sondern sich zu sehr ansammelt, so nimmt sie bald eine Schärfe an, welche immer weiter um sich greift und sich auch den Säften in den Gefäßen mittheilt, dieselben zum Stocken bringt, und endlich alle die eben erzählten übeln Wirkungen veranlaßt. Alles Ungesunde, was sich alsdann im Körper findet, sammelt sich darauf an dieser Stelle an, und verschlimmert solchergestalt den Schaden immer mehr und mehr.

Durch bloße äußerliche Mittel würde man das Uebel nur zurück treiben, nicht aus dem Grunde heilen, und die scharfen Säfte würden an einem andern Orte vielleicht noch größern Schaden stiften. Man muß daher die unreinen Säfte durch dienliche innerliche Arzneyen zu verbessern suchen, ehe man äußerliche Mittel verordnet, und kann in dieser Absicht die Lattwerge N. 11. Morgens und Abends, oder auch an ihrer Stelle die N. 12. eben so gebrauchen.

Aeußerlich streicht man die Brandsalbe (Unguent. nutritum) auf die beschädigten Stellen, oder wenn dieses nicht hinlänglich hilft und der Schaden unrein ist, so setzt man

etwa

etwa die Hälfte ägyptische Salbe zu, oder man wäscht vor dem jedesmahligen Gebrauche der Salbe die Gegenden um den Schlauch mit Kalkwasser.

Sollte sich ein Fieber dabey einfinden, so muß man am Halse an einer oder beiden Seiten zur Ader lassen, das Klystier N. 1. oder N. 13. zu wiederhohlten Mahlen gebrauchen, und täglich ein oder zwey Mahl ein Loth Salpeter mit einem Glase Wasser eingeben, zugleich aber auch das Pferd im Futter sparsam halten.

Vierter Abschnitt.

Von mancherley andern Geschwülsten.

In diesem Abschnitte will ich verschiedene Geschwülste der äußern Theile zusammen fassen, welche von der Art sind, daß sie nicht zu den Geschwüren gerechnet werden können.

Um bey dem Kopfe den Anfang zu machen, so gehört erstlich der so genannte Frosch (la feve, le lampas) hierher. Dieser Zufall besteht darin, daß der Gaumen um die Vorder-

zähne

zähne herum stark anschwillt, ja öfters so stark, daß er über die Zähne vortritt. Das Pferd leidet dabey Schmerzen, wenn es das Futter mit diesen Zähnen fassen will, weil der angeschwollene Theil des Gaumens dabey gedrückt wird, und das Fressen wird ihm folglich sehr beschwerlich.

Bey der Heilung dieses Zufalls hat man nicht viel Umstände zu machen nöthig: man öffnet mit einem Messer oder mit einem Laßeisen die Beule, so wird das gestockte Geblüt heraus laufen, welches die Geschwulst verursachte, und die ganze Krankheit gehoben seyn. Den Frosch wegzubrennen, wie einige rathen, ist nicht so gut, und gibt Gelegenheit zu einer gefährlichen und langwierigen Krankheit.

Auch die Gallen (les barbes oder barbillons) gehören hierher. Es sind kleine häutige Auswachsungen von der Größe einer großen Bohne, welche in dem Maule der Pferde unter der Zunge hervorkommen und ihnen das Trinken beschwerlich machen. Man sperrt dem Pferde das Maul auf, zieht die Zunge gelinde an sich und schneidet die Gallen mit einem Messer oder einer Scheere dicht an der Haut weg, worauf man die Stelle mit Salze oder Essig reibt, so ist das Uebel geheilt. Nach dieser Operation darf man einige Tage lang kein hartes rauhes Futter geben, weil sonst

dadurch

dadurch die Stelle entzündet, und zu andern Krankheiten Anlaß gegeben werden könnte.

Eine andere Auswachsung in dem Innern der Nase ist nicht so leicht zu heben, sondern erfordert schon mehrere Weitläufigkeiten, vornehmlich weil man nicht so gut zu der Wurzel derselben gelangen kann. Dieses Gewächs, welches man den **Nasenpolypen** (le polype, la souris) nennt besteht in einem schwammichten wilden Fleische, von einer braunen, rothen, gelblichen oder weißlichen Farbe, welches aus der in der Nase befindlichen Haut, durch welche der Schleim abgesondert wird, hervorwächst, und nach und nach so zunimmt, daß es dem Pferde selbst das Athemhohlen benehmen kann.

Die Veranlassung zu einem Polypen kann in einem kleinen Geschwüre bestehen, welches in dem Innern der Nase entsteht und aus dem das wilde Fleisch bald hervorwächst, welches den Polypen ausmacht und um so viel leichter zunimmt, da man ihm, so lange er noch klein ist, und nicht bemerkt wird, gemeiniglich die dienlichen Mittel entgegen zu setzen versäumt. Auch eine durch diesen oder jenen Zufall entstehende Verstopfung in einer der kleinen Drüsen der innern Nasen- oder Schleimhaut kann, wenn sie Ueberhand nimmt, selbst in einen Polypen ausarten.

Wenn

Wenn man also bemerkt, daß das eine Nasenloch in Vergleichung mit dem andern vorzüglich trocken ist, nach einiger Zeit aber einen eyterartigen dicken Schleim von sich gibt, so steht zu vermuthen, daß die innere Nasenhaut an einer oder der andern Stelle in dieser Hälfte der Nase angefressen sey; und dann ist auch zu befürchten, daß ein Polyp hinterher komme. Man kann daher bey Zeiten, wenn die Nase noch zu trocken ist, durch hineingeblasenen weißen feinen Zucker und Schnupftaback, zu gleichen Theilen, den man allenfalls mit etwas Pfeffer schärfen kann, versuchen, den Zufluß der Säfte nach der Nase in so weit zu vermehren, daß die vorhandene Verstopfung dadurch wieder zertheilt werde, wenn es anders noch möglich ist. Sollte aber die Schleimhaut entzündet seyn, welches man an der Röthe und dem Fieber erkennt, so wird öfters laue Milch eingespritzt.

Fließt aber wirklich eyterartiger Schleim aus der Nase, so muß man bloß fein zerstoßenen weißen Zucker in ziemlich großer Menge oft in das Nasenloch blasen, auch zuweilen Honig mit Essig, oder auch mit einer Brühe aus Wasser und Chinarinde gekocht, verdünnt einspritzen.

Wenn der Polyp selbst schon vorhanden ist, so ist er äußerst beschwerlich zu heilen.

Er

Er wächst immer wieder, wenn man ihn abnimmt und nicht seinen Grund und alle Wurzeln in der Nasenhaut zugleich gänzlich ausrottet; dieß ist aber schwer, weil man nicht anders, als durch eine weitläufige Operation, zu denselben gelangen kann. Das Pferd muß in einen Nothstall geführt und daselbst so befestigt werden, daß es den Kopf gar nicht bewegen kann. Vor allem sucht man nun mit einem langen eisernen Draht, an welchem oben ein kleines Kügelchen von Siegellack angebracht wird, damit man mit seiner Schärfe nichts ritzen oder verletzen möge, als mit einer Sonde den eigentlichen Ort in der Nase, wo der Polyp aus der Schleimhaut hervortritt, und bestimmt dann nach der Länge der Sonde auswendig den Ort, unter welchem jener Auswuchs befindlich ist. Alsdann wird dem Pferde die Haut über der Nase an der Seite, wo der Polyp befindlich ist, durch einen kreuzförmigen Schnitt geöffnet, und der Nasenknochen so weit, als die Größe eines Speciesthalers beträgt, gänzlich entblößt. Dann wird der Knochen mit einem besondern Bohrer, den man den Trepan nennt, behutsam durchbohrt, und der Polyp zu dem auf solche Weise gemachten Loche mit einer kleinen Zange herausgezogen. Man drehet ihn hierauf so lange gelinde um, bis sich seine Wurzeln von der Nasenhaut los begeben und der Polyp ganz

frey

frey ist. Weil aber selbst der geringste Theil der Wurzel, wenn er in der Nase zurück bliebe, wieder die Erzeugung eines neuen Polypen veranlassen würde, so spritzt man die Nasenhöhlung mit Kalkwasser aus, und bringt an die Stelle, wo der Polyp anhing, eine aus ausgerupfter Leinwand verfertigte Wieke, die mit ägyptischer Salbe bestrichen ist, an die aber vorher ein Faden gebunden worden, der zu der gebohrten Oeffnung heraus hängt, damit man die Wieke immer wieder dadurch herausziehen könne. Uebrigens muß man sich bey der ganzen Operation, so viel wie möglich, in Acht nehmen, die Knochen und Knorpel, woraus die Nase gebauet ist, nicht zu beschädigen.

Aeußerlich legt man auf den entblößten Knochen und die Oeffnung in demselben ein wenig trockene ausgerupfte Leinwand, deckt die vier Lappen der Haut wieder darüber, und bedeckt die Wunde äußerlich mit einem Stücke Leinewand, das mit Kampferspiritus angefeuchtet ist, welches man durch einen geschickten Verband darauf befestigt.

Auf diese Weise verbindet man den Schaden alle Tage, bis man sieht, daß die Oeffnung des durchbohrten Knochens sich wieder zu verschließen anfängt. Alsdann läßt man die Wieke mit der ägyptischen Salbe weg, und spritzt nur noch die Nasenhöhlung mit Kalkwasser aus, ohne

ohne jedoch durch die Spritze den sich aufs neue erzeugenden und noch ganz weichen Knochen zu beschädigen, und verfährt im Uebrigen wie vorher.

Endlich unterläßt man auch das Einspritzen des Kalkwassers, und wenn die durch den Bohrer in den Knochen gemachte Oeffnung ganz wieder mit neuen Knochen ausgefüllt ist, so heftet man die Lippen der durchschnittenen Haut mit einem Faden zusammen, legt Myrrhen- und Aloetinctur darauf, und darüber ein heilendes zusammenziehendes Pflaster, auf Leinewand oder Leder gestrichen, um den Schnitt äußerlich zu zuheilen.

Weil eines Theils der Fall, wo diese Operation nöthig oder anzubringen ist, nicht sehr oft vorfällt, andern Theils aber nicht eben von einem jeden, sondern nur von einem, der sonst in der Wundarzney erfahren ist, angestellt werden kann, so enthalte ich mich mit Fleiß verschiedener Regeln, welche dem letzteren ohnedieß bekannt seyn müssen, z. B. die Verfertigung der Naht in den Fleischlappen betreffend.

Uebrigens ist dieß vielleicht die einzige Art, den Nasenpolypen zu heilen, die der Herr von Sind einige Mahle mit gutem Erfolge versucht hat. Andere Mittel dagegen, die man hin und wieder empfohlen findet,

möchten wohl nichts ausrichten, das Nasengewächs völlig wegzuschaffen und aus dem Grunde zu heilen, so, daß es nicht wieder wächst. Durch eines der Nasenlöcher kann man nicht leicht zu den Wurzeln des Polypen kommen, und dann hilft es nichts, wenn man es dadurch heraus zöge; denn wenn die Wurzeln zurück bleiben, so erzeugt sich in kurzer Zeit wieder ein neues Gewächs.

An dem Schlauche und Hodenbeutel entsteht bisweilen eine Geschwulst nebst einer Hitze in diesen Theilen. Diesen Zufall muß man wohl von einem Bruche oder auch von einer kalten Geschwulst derselben Theile unterscheiden. Wenn die Geschwulst nicht sehr beträchtlich ist, so darf man nur das Thier in der Arbeit schonen, und die angeschwollenen Theile mit Branntwein und Essig waschen, worauf sich die Geschwulst bald legen wird.

Wenn aber die Geschwulst und die Hitze beträchtlicher wären und die Hoden selbst mit beträfen, wozu insbesondere eine äußere Verletzung durch einen Schlag oder Stoß auf diese Theile Gelegenheit geben kann; so muß man auch zu andern Mitteln greifen. Man muß am Halse ein oder mehrere Mahle zur Ader lassen, Salpeter und das Klystier N. 1. oder N. 13. zu wiederhohlten Mahlen gebrauchen,

und

und die Salbe N. 14. auf die Geschwulst streichen, bis sie sich legt.

Wenn die Entzündung Ueberhand nehmen und Eyter geben sollte, so muß man die bey den Eyterbeulen gewöhnlichen Mittel gebrauchen.

Wenn aber die Geschwulst in dem Hodensacke eine kalte Geschwulst wäre, das heißt, wenn sie von einem sich darin ansammelnden Wasser herrührte, so bemerkt man alsdann keine Hitze darin, und die Gruben, die man mit dem Finger hinein drückt, bleiben eine Zeitlang sichtbar. Man nennt diesen Zufall auch wohl einen Wasserbruch, und gebraucht innerlich dagegen die Tartwerge N. 12. täglich ein oder zwey Mahl, wovon man jedes Mahl so viel, als ein kleines Hühnerey beträgt, eingibt, und äußerlich braucht man nur die Geschwulst mit kaltem Wasser oder mit Weine, oder mit Essig zu waschen. Wenn sich die Geschwulst gelegt hat, so kann man, um den Körper wieder zu stärken, vierzehn Tage hinter einander täglich ein Mahl ein Loth fein geriebene ungeroſtete Stahlfeile mit Wasser eingeben, oder auch in dem Wasser zum Trinken öfters glühendes Eisen ablöschen.

Die Brüche (les hernies) sind bey dem Menschen gewöhnlicher als bey dem Pferde, allein sie können doch bey diesem Thiere durch

eine sehr übertriebene Arbeit oder durch einen Stoß oder Schlag an verschiedenen Stellen des Hinterleibes — am Nabel, am Hodensacke — veranlaßt werden. Es besteht diese Krankheit darin, daß vornehmlich ein Theil der Gedärme durch eine Oeffnung in der Haut, welche inwendig den Hinterleib bekleidet und überzieht, hervorfällt und eine Geschwulst oder einen Sack äußerlich am Hinterleibe bildet. Fallen die Gedärme in den Hodensack, so heißt das ein Hodensackbruch, und diesen Zufall muß man sorgfältig von dem vorigen unterscheiden. Am öftersten wird er bey Hengsten beobachtet.

Zur Heilung dieser Krankheit ist die Operation erforderlich, die man mit Behutsamkeit anzustellen hat. Nachdem das Pferd so niedergeworfen, daß es mit dem Kopfe und dem Vorderleibe niedriger als mit dem Hinterleibe liegt, so wird die Geschwulst oder der Hodenbeutel eröffnet. Man wird dann die Oeffnung in dem Darmfelle finden, wodurch die Gedärme hervorgeschossen sind, die man meistentheils vorsichtig erweitern muß, damit man die hervorgefallenen Theile desto besser wieder zurück bringen kann. Dieses letztere geschieht nach und nach mit ein Paar Fingern, das Darmfell wird dann eingekerbt und geheftet, damit die Oeffnung verwachse. — Bey dem Hodensackbruche wird man um so viel sicherer verfahren, wenn man

man den Hengst zugleich wallacht, — und dann die Heilung durch aufgelegte Digestivsalbe und die in der Folge dienlichen Mittel befördert.

Nach der Operation stellt man gleich eine Aderlaß an, hält das Pferd behutsam im Futter, bis es gänzlich geheilt ist, und gibt ihm hinlängliche Ruhe.

Ein geschickter Wundarzt kann auch den Hodensackbruch heilen, ohne das Pferd zu wallachen; aber sicherer und leichter ist die Heilung, wenn das Pferd zugleich geschnitten wird.

Solche Operation ist bey großen Thieren allerdings sehr beschwerlich, weil man die Thiere nicht ganz in seiner Gewalt hat, daher auch Hr. Wolstein jedem Thierarzte davon abrathet.

Unter den Geschwülsten an den Füßen gehört erstlich der Stollenschwamm oder die Stollenbeule (l'éponge, la loupe) hierher. Er entsteht an dem Elbogen der Vorderfüße bey einigen Pferden öfters und in einer Nacht, ehe man es sich versieht. Sie sind von schwammiger, scirrhöser, von chronischer Art. Deßwegen erscheinen die meisten an dem angegebenen Orte ohne Hitze, ohne Entzündung und Schmerzen; bey wenigen nimmt man Zufälle der Entzündung wahr.

Ihre Größe ist verschieden, so wie ihre Gestalt. Einige sind beweglich, andere fest mit ihrem Grunde oder der Haut verwachsen. Einige sind weich, schwammig, andere mehr oder weniger hart, und enthalten bald Wasser, Schleim, bald halb gekochte Materie, blutige oder faule Gauche; daher sich manche dieser Beulenarten entzünden und eitern, andere verfleischen, verhärten, in schlimme Geschwüre oder gar in Krebs übergehen.

Diese Geschwülste verunstalten nicht nur das Pferd, sondern können auch alle bösartig werden, wenn sie ohne richtige Kenntniß behandelt werden.

Die erste Grundursache der Stollenbeulen liegt in der Rasse der Pferde. Die niederdeutschen, hollsteinischen und dänischen Pferde haben mehr Anlage dazu, als alle übrige Arten; die Wallachen mehr als die Stutten; die Stutten mehr als die Hengste. Die meisten haben an dem so genannten Elbogen, wo die Stollenbeulen entstehen, ein sehr lockeres Fächergewebe.

Hauptsächlich entstehen die Stollenbeulen bey Pferden, die bey dem Niederlegen den Huf gerade unter den Elbogen ziehen, wie das Rindvieh zu thun pflegt, weil alsdann dieser Theil auf die Stollen des Eisens zu liegen

kömmt,

kömmt, dadurch gedrückt und gequetscht, und also die Beulen verursacht werden. Daher finden sich häufige Stollenbeulen in Ställen, wo viele Pferde beysammen stehen, die Stände zu enge sind, die Halfterstricke zu kurz und einfach sind, und wo es an Streu und gehörigem Raum fehlt; denn die Thiere können sich nicht legen, wie gesunde Pferde gerne liegen, nähmlich ihre Schenkel ausstrecken, sondern sind gezwungen, sich auf die Schenkel, auf die Eisen und Hüfe zu legen.

Eine öftere Ursache dieser Beulen ist noch der Hufbeschlag, wenn nähmlich die Eisen und Stollen an den vordern Hüfen zu lang, zu weit, zu dick, zu schwer und zu stark an ihren Enden sind.

Die Kur richtet sich nach der Verschiedenheit dieser Geschwülste. Diejenigen, die von innerlichen Ursachen entstehen, z. B. von irgend einer Krankheitsmaterie, welche die Natur bisweilen auf die Eibogen wirft, darf man nicht zertheilen; sondern man muß sie in ein Geschwür zu verwandeln suchen, damit die schadhafte Materie an diesem Orte bleibe und kein größeres Uebel errege, als das erste war.

Diejenigen, die veraltet und ganz verhärtet sind, müssen von einem Schmiede, der richtige Begriffe von den Theilen hat, durch

Kunstschnitte abgesetzt werden, wenn er anders das Messer ohne Gefahr ansetzen, und die Geschwulst gänzlich ausrotten kann. Aetzmittel aber, wie sie immer heißen, und aus was sie immer bestehen, darf er nie anwenden; eben so wenig dieselben ausbrennen.

Diejenigen, die entzündet sind, bey welchen der Schenkel geschwollen und schmerzhaft ist, müssen mit zertheilenden Kräuterlaugen so lange gewaschen werden, bis sich die Geschwulst an den Schenkeln zertheilt.

Diejenigen, die weich sind, die Materie, Wasser, Lymphe oder Gauche enthalten, muß man nie mit einem Messer berühren, sondern selbst aufbrechen lassen, und alsdann wie andere Geschwüre heilen.

Die schwammigen Stollbeulen vergehen, wenn man sie anfangs alle Tage zwey Mahl mit Salmiaklauge und Seife wäscht, und alsdann um den andern Tag mit Tinctur von spanischen Fliegen, oder mit einem Gemische von gleichen Theilen Steinöl, Terpentingeist und abgezogenem Weingeist reibt *).

Um aber zu verhüten, daß sich nicht in der Folge ein neuer Stollenschwamm erzeuge; — denn die Pferde, welche ein Mahl die Gewohnheit

*) Die Bücher der Wundarzney der Thiere von J. G. Wolstein. Erster Band. Seite 151.

heit haben, sich gerade auf den Bauch niederzulegen, sind diesem Zufalle öfters ausgesetzt — so muß man die Vordereisen nach hinten zu und die Stollen daran so weit verkürzen, als es sonst angeht.

Die Piephaken (le capelet, le passe-campane) sind ähnliche Geschwülste auf dem Elbogen der Hinterfüße bey dem Pferde. Sie entstehen ebenfalls von einem Drucke oder Stoße an diesem Theile und wohl schwerlich von einer übermäßigen Arbeit allein. Wenn sie Ueberhand nehmen, so können sie das Gelenk selbst steif machen. Man darf die Piephaken eben so wenig als die Stollenbeulen durch das Feuer zu vertreiben suchen; denn man könnte das Pferd leichtlich dadurch gänzlich lahm machen. Auch dürfen sie nicht weggeschnitten werden; es kömmt sonst nach Abildgaards Versicherung ein ärgerer Knote wieder zum Vorschein. Man wird sie vielmehr durch den Gebrauch eben derselben Mittel sicher und gut vertreiben können, welche eben gegen die Stollenbeulen verordnet worden.

Eine gewisse wässerichte Geschwulst über dem Knie der Hinterfüße bey dem Pferde nennt man die Flußgalle. Sie verursacht zwar dem Pferde keine Schmerzen, aber sie kann doch durch einen Druck auf die Sehnen und Bänder die Bewegung des Fußes mehr oder

weniger hindern, und das Pferd auch wohl hinken machen. Ihr eigentlicher Sitz ist hinten zwischen dem Röhrenbeine und der daran herunterlaufenden großen Sehne; woselbst sie insbesondere sichtbar wird, wenn das Pferd auf dem Fuße steht, an dem die Flußgalle vorhanden ist. Wenn sie an beiden Seiten der Sehne, inwendig und auswendig, zu sehen ist, so heißt sie eine durchgehende Flußgalle.

Die Ursachen der Flußgalle sind wässerichte Säfte, welche sich in dieser Gegend ansammeln, und nach und nach immer weiter verdicken. Sie kann durch übermäßige Arbeit veranlaßt werden, zumahl bey jungen und schwachen Pferden. Selten wird sie aus dem Grunde geheilt, gemeiniglich kömmt sie bald wieder zum Vorscheine, wenn sie sich auch ein Mahl hat vertreiben lassen.

Man kann gegen die Flußgallen sowohl Zugsalben als auch das heiße Eisen gebrauchen. Durch das letztere richtet man zwar das mehrste aus, nur erfordert es Behutsamkeit, daß man keine Sehnen oder Bänder dadurch verletze, und es ist auch noch die Unbequemlichkeit damit verknüpft, daß die Narbe davon zurück bleibt. Schwache zertheilende Mittel würden gar nichts ausrichten.

Will man die erste Art versuchen, so kann man die Salbe N. 15. auf Leder gestrichen, so

lange

lange auf die Flußgalle anflegen, bis sich ein Schorf darüber setzt, welches in drey bis vier Tagen geschehen wird. Hierauf bestreicht man den Schorf mit Butter oder Oele, bis er von selbst abfällt. Vor dem Gebrauche der Salbe muß man die Haare über der Flußgalle abscheeren, und so lange die Salbe auf dem Schaden liegt, das Pferd so hoch anhangen, daß es nicht mit dem Maule zur Salbe gelangen könne, welche ihm innerlich sehr schädlich seyn würde.

Wenn man sich aber lieber des Feuers bedienen will, so sticht man einige Mahl mit einem spitzigen heißen Eisen in die Flußgalle behutsam hinein, bis das Wasser heraus läuft, worauf man diese Stellen mit Digestivsalbe verbindet. Nach vier und zwanzig Stunden kann man alsdann ein zusammenziehendes Pflaster, z. B. das Emplastr. de lapide calaminari darüber legen, und damit die Brandstellen wieder zuheilen.

Bisweilen geschieht es, daß eine Blutader, welche inwendig an dem Knie der Hinterfüße herunter läuft, durch einen zu starken Gebrauch dieser Füße bey unmäßiger Arbeit zu sehr ausgedehnt wird, und daher auf der Haut eine weiche Erhabenheit verursacht. Diesen Beutel, der sich an der Ader erzeugt, und nichts als Blut enthält, nennen wir eine Bluteadergeschwulst

schwulst (la varice). Diejenigen, welche diesen Zufall mit dem Nahmen des Blutspattes belegen, geben ihm einen sehr unschicklichen Nahmen, denn mit dem Spatte hat er gar nichts Aehnliches, als die Stelle, wo er sich erzeugt.

An sich ist die Blutadergeschwulst nichts gefährliches; sie verursacht auch dem Pferde weder Schmerzen noch ein Hinderniß in der Arbeit; nur bemühet man sich sie zu vertreiben, weil sie doch immer einen Uebelstand verursacht.

Eine Art, die Blutadergeschwulst zu heilen, ist die, daß man die Ader entblößt und sie unter und über der Geschwulst unterbindet, worauf man die Geschwulst selbst öffnet, das Blut heraus laufen und die Ader alsdann gänzlich verwachsen läßt. Da diese Operation aber eine ziemlich große Aufmerksamkeit erfordert, und das Pferd lange Zeit nicht dabey gebraucht werden kann, so ist es beynahe rathsamer zu versuchen, ob man durch den Gebrauch eines stark zusammenziehenden Pflasters die Geschwulst vertreiben könne. Herr von Sind hat das unter N. 16. beschriebene, einige Mahle mit gutem Erfolge gebraucht.

Man scheert nähmlich von der Blutadergeschwulst die Haare herunter, bestreicht den Ort mit etwas Nußöl, und legt dann dieses

Pflaster,

Pflaster, auf dünnes Leder gestrichen, darauf, darüber aber eine plattgeschlagene Bleykugel von der Größe der Geschwulst, die man darauf, vermittelst eines darum geschlagenen Tuches, und der Anlegung einer guten Binde, so stark darauf befestigt, daß sie nicht davon abweichen kann. Dabey läßt man dem Pferde zur Ader, und läßt das Pflaster alle Mahl acht und vierzig Stunden auf dem Schaden liegen, da man dann wieder ein neues auf eben die Art auflegt. Die ersten acht Tage darf sich das Pferd gar nicht legen, damit es beym Aufstehen keine Gewalt anwende, nachher kann man es, nur ganz gelinde, spatzieren führen und im Stalle wohl ruhen lassen. Solchergestalt wird man wenigstens öfters den fälschlich so genannten Blutspatt ohne Operation heilen können.

Bemerkt man diese Blutadergeschwulst bald nach ihrer Entstehung, so kann man dieselbe durch öfteres Einreiben der Stelle oder der Ader mit Eyweiß und Alaun vermischt, heben. Zu dem Weißen von fünf Eyern nimmt man zwey Loth gestoßenen Alaun. Dieses Mittel ist von Hrn. Abildgaard empfohlen.

Um die Knie der Hinterfüße entstehen bisweilen bey dem Pferde gewisse erhabene Ringe oder Reifen, welche die Bewegung dieses Gelenkes verhindern und den Fuß steif machen (Jarret cerclé). Sie entstehen, wenn sich in den

den Gelenkbändern des Knies das Gliedwasser, oder auch eine andere Feuchtigkeit zu sehr ergießt oder ansammelt. Dieses Wasser kann sogar, wenn es zu lange daselbst stockt, das Gelenk ganz unbeweglich machen, indem es verhärtet und beide Knochen mit einander verbindet. Eine äußere Verletzung der Gelenkbänder oder eine übertriebene gewaltsame Arbeit kann dazu Gelegenheit geben.

Man muß hier nicht nur darauf sehen, das stockende Wasser fortzuschaffen, sondern es ist auch eben so nöthig, dafür zu sorgen, daß die Gefäße, welche dieses Wasser natürlicher Weise wieder aufnehmen und mit dem Geblüte vermischen, die bey diesem Zufalle verstopft oder geschwächt werden. Zu dem Ende kann man den Umschlag N. 17. gebrauchen, welchen der Herr von Sind verordnet.

Man wäscht nähmlich das Knie erst mit gutem Weingeiste und schlägt dann diese Salbe um, die man mit einem Tuche und einer Binde darauf befestigt. Nach zwey Tagen öffnet man den Verband, und verfährt wieder eben so aufs Neue, so wird man gewiß in acht oder vierzehn Tagen Hülfe verspüren. Durch Feuer würde man die Verstopfung und den Schaden nur noch immer vermehren.

Der so genannte Nerv, welcher hinten an dem Röhrenbeine herunterläuft, und eigentlich

aus

aus zwey Sehnen und einem starken Bande besteht, schwillt bisweilen bey den Pferden nach einer außerordentlichen Arbeit, einer weiten Reise oder einem zu starken Laufe, zumahl in morastigem Boden, stark an. Man bemerkt alsdann bey dem Pferde außer der Geschwulst am Nerven und einer Rauhigkeit der Haare darauf, daß das Pferd ziemlich lahm geht und furchtsam niedertritt; wenn man den Nerven befühlt, so zeigt das Pferd, daß es Schmerzen davon empfindet, und er ist hart und steif anzufühlen.

Es besteht dieses Uebel in einer Ansammlung eines Wassers in der Scheide, welche den fälschlich so genannten Nerven umgibt, die einer Schwächung der Gefäße zu zuschreiben ist. Dieses Wasser wird immer schärfer und schärfer und das Pferd kann gänzlich unbrauchbar werden, wenn man ihm nicht bey Zeiten zu Hülfe kömmt.

Man muß dabey bald am Halse die Ader öffnen und äußerlich öfters Kampferspiritus, worin etwas venedische Seife aufgelößt worden, zum Waschen des angelaufenen Nervens gebrauchen. Hierdurch werden die Gefäße wieder gestärkt und auch die etwanigen Verstopfungen gehoben. Dabey muß das Pferd zugleich bis zur völligen Heilung auf einer guten Streue ruhen.

Ein

Ein Pferd steht gerade auf den Köthen (cheval bouté, bouleté), wenn die Köthe nicht, wie sichs eigentlich gehört, einige Finger breit hinter der Krone, sondern gerade darüber steht. Dieser Fehler findet sich hauptsächlich bey den feinern Pferden, welche durch zu schwere Arbeit übertrieben worden. Hierdurch werden die Bänder des Köthengelenkes und der Muskeln, welche die Köthe ausstrecken sollen, geschwächt; die Muskeln also, welche sie biegen, bekommen die Oberhand und ziehen den untersten Theil des Fußes rückwärts, daher der Fuß die eben beschriebene unnatürliche Gestalt annimmt.

Diesem Fehler abzuhelfen ist eine Sache, die selten gelingt, außer etwa bey jungen Pferden und wenn das Uebel noch nicht zu sehr Ueberhand genommen hat. Man muß das Pferd lange ruhen lassen, und die Köthe öfters mit spirituösen Arzneyen, insbesondere aber mit Ameisenspiritus waschen, um die Sehnen und Bänder wieder zu stärken.

Steingallen (des molletes) heißen Beulen in der Größe von kleinen Haselnüssen, die sich in- oder auswendig an der Köthe und zwar mehrentheils oberwärts finden. Anfänglich sind sie weich und ohne Empfindung; nach und nach aber werden sie härter und verursachen dem Pferde Schmerzen. Sie sind nichts anders als

Aus-

Auswüchse an den Sehnen, und sie entstehen vornehmlich, nach übermäßiger Arbeit, und wenn junge und feine Pferde zu früh und zu stark gebraucht werden. Im Sommer kommen sie leichter hervor als im Winter, zu der letztern Zeit pflegen sie aber am schmerzhaftesten zu seyn. Bisweilen vergehen sie wieder von selbst, wenn das Pferd Ruhe hat; bisweilen aber öffnen sie sich nach einwärts und geben eine rothbraune Materie von sich, die sich unter der Sohle ansammelt, woselbst man sie heraus lassen muß. Diejenigen, die nach hinten zu entstehen, sind die schlimmsten, und machen das Pferd leicht ganz lahm; überhaupt werden die Pferde, die mit den Steingallen befallen werden, mit der Zeit unbrauchbar davon. Will man etwas dagegen gebrauchen, so kann man sie aufschneiden, und stark ätzende Sachen darauf legen; sie sind aber sehr schwer gänzlich aus dem Grunde zu heilen.

Unter dem Leiste (la forme) versteht man eine Geschwulst, welche sich am Fessel der Vorder- und Hinterfüße bey den Pferden erzeugt. Anfänglich ist er gar nicht schmerzhaft, so wie er sich aber weiter nach der Krone herunter gibt und dieselbe auftreibt, so wird das Pferd immer mehr und mehr lahm darnach.

Der Leist entsteht, indem die Bänder und Sehnen um das Fesselbein zu gewaltsam aus-

gedehnt werden, so daß die Säfte darin stocken, und sich immer mehr und mehr ansammeln, bis sie endlich über der Krone die Erhabenheit ausmachen, welche das Pferd lähmt. Der übermäßige Gebrauch der Pferde, insbesondere der zu jungen, kann diese Ausdehnung verursachen und den Leist hervorbringen. An den Vorderfüßen ist der Leist gewöhnlicher; aber an den Hinterfüßen schwerer zu heilen; überhaupt aber in den meisten Fällen unheilbar.

Wenn man den Leist heilen will, so muß man vor allem erst die Sohle ausnehmen, um der Materie, welche in dem Fuße stockt, unten Luft zu machen. Dieß geschieht nach der vorher gelehrten Art. Nach zwey oder drey Tagen werden mit dem heißen Eisen Striche über den Leist bis auf die Krone herab, und in die Verhärtung des Leistes selbst hinein, immer einen Finger breit von einander gemacht, und dann ein Verband mit Digestivsalbe darüber gelegt. Nach ein Paar Tagen öffnet man den Verband wieder, und verbindet den Schaden darauf täglich mit ägyptischer Salbe, zu der man auch noch etwas rothen Präcipitat setzt, um den Leist ganz zur Vereyterung zu bringen und zu verzehren, worauf man den Schaden wieder zuheilt, und eine neue Sohle durch die Natur erzeugen läßt. Hierauf wird es auch gut seyn, den Fessel fleißig mit Weingeist, worin

Bern-

Bernstein aufgelöset worden, zu waschen, um ihn zu stärken.

Bey einem hinzuschlagenden Fieber gebraucht man, wie schon einige Mahle erinnert worden, außer der Aderlaß und den Klystieren, täglich ein oder zwey Mahl Salpeter, jedes Mahl ein Loth, in Wasser.

Unter dem sonderbaren Nahmen der Huferschütterung (l'ongle desechè) versteht man einen gewissen Zufall, welcher fast immer nur die Vorderfüße eines Pferdes befällt und darin besteht, daß der Knochen des kleinen Fußes sich von dem Horne des Hufs vorn losbegibt, so daß der Huf daselbst hohl wird.

Bey der Huferschütterung geht das Pferd furchtsam und tritt nur mit der Ferse nieder, insbesondere auf einem harten Boden. Die Sohle zieht sich nach vorn zu einwärts, und der Strahl wird deßwegen gegen die Mitte erhaben; dabey klingt es hohl, wenn man mit dem Hammer vorn auf den Huf klopft.

Die Huferschütterung ist gemeiniglich eine Folge der nachher zu beschreibenden Rähekrankheit, oder sie entsteht wenigstens aus ähnlichen Ursachen, nach einer starken Erhitzung des Pferdes. Hierdurch werden die Säfte in dem Zähen des Fußes zum Stocken gebracht, der Kern oder der Knochen des kleinen Fußes gibt

sich vorn los, und die Sohle muß sich alsdann natürlicher Weise am Zähen in die Höhe begeben, der Huf vorn schmal und unförmlich werden, an den Ferſen aber der Kern stärker hervorragen und das Pferd damit eher als mit dem Zähen zu Boden treten.

Wenn die Huferschütterung schon wirklich so weit Ueberhand genommen hat, so ist vielleicht alles, was man dagegen gebraucht, überflüssig oder unwirksam. Wenn man hingegen im Anfange dieser Krankheit verspürt, daß das Pferd furchtsam und mit den Ferſen zuerst niedertritt, so muß man den Umschlag N. 18. siedend heiß um den Fuß schlagen, und alsdann auch mäßig warm um die Krone binden. Dieses wiederhohlt man vier bis fünf Tage lang alle Morgen, und versucht, ob man noch etwas ausrichten könne, zu verhüten, daß die Huferschütterung nicht im höchsten Grade die Füße befalle. Man könnte allenfalls versuchen, die Sohle vorn zu öffnen und am Zähen eine Vereyterung durch dienliche Mittel hervorzubringen.

Fünfter

Fünfter Abschnitt.

Von einigen Krankheiten der Knochen und des Hornes.

Bisweilen wachsen die Zähne, insbesondere die Backenzähne des Pferdes oder anderer Arten von Vieh, unförmlich aus, so daß scharfe Ecken davon gegen das Fleisch, das die Backen bildet, drücken, und dem Thiere das Fressen schwer machen, zu welchem es übrigens Lust genug bezeigt. Dergleichen Zähne nennt man **Ueberzähne**, auch **Schieferzähne** (surdents). Wenn der ganze Zahn eine unnatürliche und hinderliche Lage hat, so muß er behutsam ausgestoßen werden; einzelne kleine Splittern, die hervorstehen, kann man mit der Feile wegbringen.

Die **Beinweiche** ist eine Anschwellung und Weichwerden der Knochen bey Füllen, die mit der englischen Krankheit der Kinder Aehnlichkeit hat. Sie ergreift die Thiere im ersten Alter, im vierten, fünften, sechsten Monathe nach der Geburt, und verliert sich meistens am Ende des zweyten Jahres. Sie entsteht an den Enden der langen Knochen, vorzüglich an den untern Enden der Schienbeine, welche die

vordern Schenkel unterstützen; bläht die Knochen in der Gegend der Knöchel auf, macht eine runde Geschwulst, die nach dem Grade und Alter des Uebels erhabener oder niedriger ist, die aber selten aufwärts über den Bezirk der Knöchel steigt. Die Thiere fangen an zu hinken, geben aber keine besondere Schmerzen zu erkennen. Die Geschwulst ist ohne Fieber, Entzündung und Hitze.

Kein Füllen, das an dieser Krankheit gelitten hat, darf man zur Zucht verwenden; nach sicher gemachten Erfahrungen pflanzt sich das Uebel durch Hengste und Stutten fort.

Gesunde Weide auf trockenen und erhabenen Gegenden, dann Bewegung und Luft, ist Alles, was Hr. Wolstein *) bey diesem Uebel zu rathen weiß, und versichert, daß sich die Krankheit verschlimmere, und die Gelenke zusammen wachsen, wenn es dem Kranken an Luft und Bewegung fehle.

Diese Krankheit beobachtet man auch bey Schafen und Schweinen, woran kranke und schwache Eltern und schlechtes Verhalten Ursache ist. Nebst gutem Verhalten und gesunder Nahrung ist nach Hrn. Frenzel **) die Färberröthe, entweder in Pulver oder das Kraut

*) Am angef. Orte, Seite 184.

**) Practisches Handbuch für Thierärzte und Oekonomen. Erster Theil. Seite 281.

Kraut als Futter gebraucht, von vorzüglicher Wirkung. Nach kurzer Zeit, wenn nähmlich die Krankheit nicht einen zu hohen Grad erreicht hat, sieht man die Knochen der Thiere roth gefärbt, und nach der Kur weit fester. Die Schafe fressen das Kraut recht gern. Bey Schweinen gebraucht man das Pulver, anfänglich zu einem halben Loth des Tages, nach und nach mehr bis zwey Loth des Tages, und gibt es im gewöhnlichen Futter. Sollte die Färberröthe nicht auch bey Füllen die nähmliche Wirkung äußern?

An dem Röhrenbeine der Vorderfüße entstehen bisweilen bey dem Pferde harte Knoten oder Erhabenheiten, welche man **Ueberbeine** (furos, offelets, fufées) nennt. Sie sind nichts anders, als Auswüchse aus den Knochen selbst von verschiedener Größe, und an sich ohne Gefahr; denn wenn sie nicht etwa zu nahe an einem Gelenke oder dicht an der großen Sehne liegen, so thun sie gar keinen Schaden; in den genannten Fällen aber würden sie die Bewegung in etwas verhindern. Sonst liegen sie bald vorn, bald seitwärts, bald hinten an dem Röhrenbeine, und bisweilen solchergestalt an der Sehne, daß sie an jeder Seite derselben hervorstehen.

Vom zweyten bis zum fünften Jahre sind die Füllen dieser Krankheit ergeben. Selten

entwickelt sie sich früher; eben so selten entsteht sie nach dem sechsten Jahre. Die guten Mittel-Bastarten haben zu diesen Gewächsen die meiste Anlage; die edeln und die gemeinen Rassen haben weniger Stimmung dazu.

Gemeiniglich sind die Ueberbeine die Folgen von einer äußerlichen Verletzung oder einem Stoße auf das Röhrenbein. Die Knochen sind allemahl mit einer stark daran befestigten Knochenhaut überzogen, welche den Knochen ihre Nahrung zuführt; und wenn diese nach einer äußern Verletzung sich an einer Stelle vom Knochen los begibt, so ergießt sich derjenige Nahrungssaft, welcher durch die nun gequetschten Gefäße der Knochenhaut dem Knochen aus dem Geblüte hätte zugeführt werden sollen, zwischen die Knochenhaut und den Knochen selbst, und indem er allmählig daselbst verhärtet, und zu Knochen wird, so erzeugt sich solchergestalt das Ueberbein. Außerdem ist es aber auch nichts unmögliches, daß ein Ueberbein aus innerlichen Ursachen entstehen könne, z. B. wenn das Geblüt eine außerordentliche Schärfe angenommen hat, und an einer oder der andern Stelle die Knochenhaut davon angefressen wird; wiewohl sich dieses vielleicht nur äußerst selten zuträgt. Auch andere Stockungen der Säfte in den Gefäßen der Knochenhaut an einer gewissen Stelle können Ueberbeine veranlassen.

Gut

Gut ist es, daß die Ueberbeine an sich eben nicht schädlich sind, denn sie sind äußerst schwer zu heilen. Einige wollen sie durch Klopfen oder starkes Reiben mit dem Hammerstiele oder einem andern harten Körper vertreiben, allein es steht zu befürchten, daß durch dergleichen gewaltsame Mittel die Knochenhaut und der Knochen selbst nur noch mehr beschädigt werde. Die scharfen Salben schaden vielleicht auch mehr als sie helfen, so wie auch das Brennen. Herr von Sind gebraucht dagegen starken Weingeist, unter welchen zu jeder Unze ein Quentchen Vitriolspiritus gemischt worden. Die Stelle auf dem Ueberbeine wird von Haaren entblößt und alsdann dieser Spiritus mit einem Pinsel den ganzen Tag über, ohne Unterlaß darauf gestrichen, des Nachts aber eine durchschnittene Zwiebel darauf fest gebunden. Wenn man verspürt, daß das Ueberbein nach dem Gebrauche dieser Mittel weicher wird, so kann man es gelinde, ja nicht zu hart, reiben, bis es flächer wird, und alsdann ein Stück Bley darüber fest binden; nur muß man auch fleißig nachsehen, ob auch der Fuß darunter nicht von dem festen Verband aufschwillt, denn alsdann müßte man die Binde etwas nachlassen.

Auch an den Sehnen entstehen dergleichen Auswüchse und Verhärtungen auf eine ähnliche Weise, und sie sind ebenfalls schwerlich zu heilen.

Der Spatt (l'éparvin) ist ein Uebel, welches mit dem Ueberbeine einige Aehnlichkeit hat. Er entsteht an dem Knie der Hinterfüße bey den Pferden und Ochsen nach zu vieler und unmäßiger Arbeit, und ist ein sehr gemeiner Schaden.

Wenn man an den Hinterfüßen des Thieres gleich unter dem Knie eine Erhabenheit bemerkt, welche sich ziemlich hart angreifen läßt, und dem Thiere einige Empfindlichkeit zu verursachen scheint, wenn man darauf drückt; und wenn das Thier, zumahl anfänglich, steif und lahm darnach geht, und den Fuß geschwinder als natürlich zu Boden setzt; so urtheilt man, daß es den Spatt habe.

Vermuthlich ist der Spatt nichts anders, als eine Verhärtung des Gliedwassers aus dem Gelenke in Knochen. Wenn bey einer übermäßigen und gewaltsamen Arbeit die Gefäße, welche das Gliedwasser wieder aufnehmen, und mit dem Blute vermischen, gedruckt oder zu sehr ausgedehnt, und dadurch geschwächt werden, so verlieren sie ihre natürliche Fähigkeit, das Gliedwasser gleichsam an sich zu saugen; dieses muß sich daher nothwendig übermäßig ansammeln, und vermöge seiner Schwere nach dem tiefsten Orte zu senken. Tiefer aber, als der Spatt an den Füßen gesehen wird, kann es sich nicht senken, weil sich gleich darunter die Bän-

der

der und Sehnen an den Knochen festsetzen, und das Gliedwasser daselbst aufhalten. Da aber diese Feuchtigkeit schon an sich zähe und klebricht ist, so wird sie an dem Orte, wo sie stockt, immer zäher und zäher, und geht endlich zu einer solchen Verhärtung über, die man zuletzt nicht mehr von einem Knochen unterscheiden kann.

Diese Erklärung der Entstehungsart des Spattes wird durch die anatomische Untersuchung an einem spattichten Schenkel gerechtfertiget. Man wird daran die harte Erhabenheit, welche den Spatt ausmacht, jederzeit von den Sehnen und Bändern, welche das Kniegelenk umgeben, bedeckt, unmittelbar auf dem Knochen antreffen: daß aber diese Erhabenheit nicht als etwas aus dem Knochen selbst Herausgewachsenes oder als ein Ueberbein anzusehen sey, erhellet daraus, daß sich der Spatt durch das Kochen im Wasser ganz von dem Knochen los begibt und daß der Knochen darunter ganz gesund und ordentlich aussieht, so daß man nicht ein Mahl die Stelle an ihm bemerken kann, wo der Spatt gesessen hat *). Ich habe auch selbst an einem, bey einem Pferde untersuchten Spatte gesehen, wie er allmählich aus dem verhärteten Gliedwasser entstanden war: in der Mitte war er ganz hart und ein wahrer Knochen, nach oben zu hingegen immer weicher und bey-

*) Nachrichten der Königl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle II. Band 17. S.

beynahe knorpelartig; ja hin und wieder traf ich in kleinen Höhlungen wirklich noch verdicktes gelbes Wasser an, das wie zähes Gliedwasser aussahe, und mit der Zeit gänzlich verhärtet seyn würde.

Warum der Spatt eine gewisse Lähmigkeit an dem damit befallenen Fuße verursache, daß ist nicht schwer zu errathen. Die Bänder und Sehnen werden dadurch zu stark ausgedehnt und die darüber weglaufenden Nerven zu sehr gespannt, wodurch diese Theile nothwendig bey der Bewegung leiden und ein Schmerz verursacht werden muß. Wenn aber ein Pferd, das den Spatt hat, erst eine Zeitlang das Knie bewegt, und warm geritten, so geht es besser als vorher, und man merkt ihm den Spatt weniger an, denn nach und nach dehnen sich die durch den Spatt gedehnten Theile hinlänglich aus.

Der Spatt ist bisweilen ziemlich groß und erhaben, bisweilen klein und äußerlich wenig oder auch gar nicht zu bemerken; er verhindert die Bewegung des Knies auch bald mehr bald weniger. Dieß hat Gelegenheit gegeben, ihn in unterschiedene Arten einzutheilen, und insbesondere bey dem Pferde mit diesem oder jenem Nahmen zu belegen. Der Ochsenspatt liegt bey dem Pferde hinten am Knie, der so genannte Beinspatt an dem Innern des Schenkels.

kels. Sonst trifft man auch noch bey den Schriftstellern die Benennungen des dürren Spattes, des Hahnenspattes u. s. f. an, und Herr Jehentner spricht gar von sieben Arten des Spattes *). In der That kann es wenig helfen, diese Arten des Spattes durch besondere Nahmen zu unterscheiden, da sie im Wesentlichen völlig mit einander übereinkommen; wenn man nur die Zufälle davon unterscheidet, die den Nahmen des Spattes fälschlich führen, wie z. B. der vorhin erwähnte so genannte Blutspatt.

Wer den Spatt heilen zu können verspricht, der verspricht mehr als er halten kann; denn aus dem, was ich von seiner Natur gesagt habe, wird man leicht die Folge ziehen können, daß er eine unheilbare Krankheit sey. Zertheilende Arzneyen sind viel zu schwach, als daß sie diesen Knochen auflösen könnten, und scharfe Mittel, insbesondere aber das Feuer, können nicht eher auf den Spatt wirken, ehe sie nicht die darüber liegenden Bänder und Sehnen zerstört und unbrauchbar gemacht haben. Eben so wenig ist es anzurathen, wie die Engländer sonderlich zur Gewohnheit haben, das Knie der Pferde zu brennen, um zu verhüten, daß sie den Spatt nicht bekommen. Diese Operation kann gar nichts dazu beytragen, sie kann aber wohl

*) Die Kunst Pferde zu kennen. 26. S.

wohl das Pferd schon verderben und es wenigstens durch die davon zurückbleibenden Narben verschänden.

Das einzige, was man dabey thun kann, ist etwa den Versuch zu machen, ob man einen angehenden Spatt, der noch nicht verhärtet ist, heilen könne. Zu dem Ende kann man solche Salben gebrauchen, welche stark genug zertheilen. Der Herr von Sind versichert, daß er einige Mahle von der Salbe N. 19. gute Wirkung gegen einen frischen Spatt verspürt habe. Man streicht etwas davon auf den Spatt, und reibt es mit den gewärmten Fingern ein; den andern Tag wäscht man die Stelle mit Branntwein und Seife, und reibt sie mit einem wollenen Tuche warm und trocken, und gebraucht alsdann die Salbe wieder eben so. Solchergestalt fährt man acht Tage hinter einander fort, wenn auch schon das Knie etwas davon aufschwillt.

Herr Abildgaard läßt den frischen Spatt mit einer Salbe öfters reiben, die aus vier Loth spanischem Fliegenwasser, zehn Loth Schweineschmalz oder acht Loth Leinöl, und einem Loth Terpentinöl besteht.

Herr Professor Busch *) empfiehlt bey früher Entdeckung des Spattes die spanische Fliegen-

*) Archiv für Roßärzte und Pferdeliebhaber, Marburg 1788. 1 Band.

Fliegensalbe, welche ein Bauer in dortiger Gegend häufig, nach robertsonscher Vorschrift mit glücklichem Erfolge braucht, welche aus Euphorbium, spanischen Fliegen, Arsenik, Sublimat und Schweineschmalz zusammen gesetzt ist. Er entblößt zuvor den Theil von Haaren, nach der Größe eines Laubthalers, macht mit einem Messer verschiedene Einschnitte, reibt obige Salbe ein, und hält ein glühendes Eisen in einiger Entfernung dagegen, damit sie besser einziehen möge. Hat sich den folgenden Tag kein Schorf angesetzt, so wird dieses Verfahren wiederhohlt, bis jener sich einstellt. Es erfolgt hierauf eine scharfe Eyterung, durch diese und die in den Bestandtheilen der Salbe enthaltene flüchtige Salzsäure wird die zähe Spattmaterie völlig aufgelöst, und so bald der Schorf abfällt, sieht man diese in Gestalt einer Gallerte daran hängen. So wie dieses geschehen ist, wird die Wunde täglich einige Mahl mit Baum- oder Leinöle, oder auch Schweineschmalz geschmiert, und so binnen vierzehn Tagen die völlige Heilung gemacht.

Weil aber doch theils durch die vorher erlittenen Stockungen, theils durch die scharfe Kur die lymphatischen Gefäße in einen sehr erschlafften Zustand versetzt worden sind, so empfiehlt Hr. Busch nur die Theile zu stärken, und zwar durch kalte zusammenziehende Bähungen,

z. B.

z. B. des goulardischen Bleywassers, oder des Bleyessigs, die man täglich drey bis vier Mahl mit leinenen Lappen um das Gelenk schlägt. Es muß aber aller Schorf weg seyn. In Ermangelung obiger Mittel könnte man auch das bloße Kalkwasser brauchen.

Der Spatt ist erblich, wie Hr. Wolstein behauptet; er verbreitet sich durch ein Geschlecht ins andere; er entwickelt sich vom dritten, bis ins sechste, siebente Jahr, auch später. Daher schließt man auch die mit dem Spatte behafteten Pferde von dem Gestütten aus.

Die von den Franzosen so genannte Courbe ist ein Uebel, das mit dem Spatte eine große Aehnlichkeit hat. Sie besteht in einer ähnlichen Geschwulst nach innen zu an dem Knie, aber etwas über dem Orte, wo sich der Spatt äußert, welcher die Gestalt einer halben Birne hat und das Pferd zuweilen hinken macht. In allem übrigen kömmt die Courbe mit dem Spatte völlig überein.

Eine Verrenkung (luxation) der Knochen besteht darin, daß der Knochen, der in dem Gelenke mit einem andern verbunden ist, sich aus diesem Gelenke heraus begibt. Sie ist an verschiedenen Gelenken möglich, nur an dem einen immer leichter als an dem andern;

andern; denn wenn an einem Gelenke der Kopf des einen Knochens in einer tiefen Höhlung oder Pfanne des andern liegt und überdieß durch starke Bänder in seiner Lage befestigt ist, so kann die Verrenkung daselbst nicht so leicht Statt finden, als wenn die Pfanne flächer ist und der Knopf des andern Knochens durch schwächere Bänder in derselben erhalten wird.

Die Ursache der Verrenkungen besteht meistentheils in einer äußern Gewalt an dem Gelenke. Ein starker Stoß oder Schlag auf das Gelenke, eine außerordentliche Arbeit mit dem Gliede, wenn insbesondere eine unnatürliche Verdrehung damit verknüpft ist, zumahl bey einer Schwäche der Bänder; schnelles Umwenden oder Ausglitschen können Anlaß dazu geben. Daß mit einer Verrenkung, außer andern Umständen, auch allemahl eine Unbrauchbarkeit des verrenkten Gliedes verknüpft seyn müsse, das fließt ganz natürlich aus der Erklärung derselben; und die damit verbundenen Schmerzen lassen sich ebenfalls ganz leicht aus der gewaltsamen Ausdehnung der benachbarten Theile erklären, die allemahl dabey vorhanden seyn muß.

Dasjenige, was der Arzt zur Hebung einer Verrenkung überhaupt zu bewerkstelligen hat, läuft darauf hinaus, daß er erstlich die Knochen des beschädigten Gelenkes wieder in die natür-

liche Lage bringe, zweytens die durch die Ausdehnung geschwächten Bänder und Sehnen wiederum stärke, damit die Knochen in ihrer natürlichen Lage erhalten werden, und daß er endlich auch die Folgen der Verrenkung, Anhäufung der Säfte in den gespannten und gedrückten Theilen, Entzündungen u. d. gl m. hebe, und den davon zu befürchtenden Zufällen bey Zeiten zuvorkomme. Das erstere muß durch eine Operation, die beiden letzten Stücke aber durch den Gebrauch äußerlicher und innerlicher Arzneyen bewerkstelliget werden.

Das Pferd ist buglahm oder in der Schulter verrenkt (l'effort de l'épaule, cheval entr'ouvert, faux écart), sagt der Schmied ohne weitere Untersuchung, wenn ein Pferd lahm geht und äußerlich doch keine Verletzung an dem Fuße zu sehen ist. Dann werden Haarseile gesetzt, ätzende Salben auf die Schulter gestrichen, und wohl gar durch ein heißes Eisen eingebrannt, das Pferd muß auf dem kranken Fuße stehen, oder wird wohl gar gezwungen darauf zu gehen oder zu springen, so lange, bis es endlich dem Schinder zu Theile wird. Diejenigen welche so erstaunend unwissend sind, daß sie glauben, es könne ein Pferd da die Schulter verrenken, wo sie an dem Stamme des Körpers befestigt ist, könnten sich durch eine leicht anzustellende und nur

grobe

grobe Zergliederung an einem Pferde oder an einem jeden andern vierfüßigen Thiere von ihrem Irrthume überzeugen. Sie würden finden, daß das Schulterblatt keinesweges durch ein Gelenk mit irgend einem Knochen des Stammes am Körper verbunden ist, sondern daß nur Bänder und Muskeln diesen Knochen an der Seite der Brust befestigen, insbesondere aber ein starkes weißes Band, welches an dem so genannten Wiederrüste fest sitzt. Wie kann da eine Verrenkung vorgehen, wo kein Gelenk ist?

Aber freylich wäre es an sich nichts Unmögliches, daß das Armbein, welches in der Pfanne des Schulterblattes durch ein ordentliches Gelenk befestigt ist, durch eine Gewalt aus dieser Pfanne herausgebracht würde; und das könnte man wohl gewissermaßen eine Verrenkung der Schulter nennen. Nur ist dieses Gelenk mit so starken Bändern verwahrt, daß eine außerordentliche Gewalt dazu erforderlich seyn würde, das Armbein aus seiner Pfanne heraus zu bringen; eine Gewalt, welche so groß seyn müßte, daß sie viel eher auf andern benachbarten Theilen Schaden thun, oder vielleicht gar einen Knochen zerbrechen würde, ehe sie das Armbein aus der Pfanne der Schulter heraus bringen könnte. Deßwegen wird es vielleicht nie geschehen, daß eine wirkliche Verrenkung in

dem Gelenke des Armbeines mit der Schulter wahrgenommen wird.

Es ist wahr, ein Pferd kann buglahm werden, das heißt, eine Beschädigung an der Schulter kann die freye Bewegung der Vorderfüße verhindern und dem Pferde Schmerzen verursachen. Ein starker Schlag auf die Schulter, ein Fall auf die Seite, eine Stockung der Säfte und des Geblütes in den Theilen der Schulter aus einer auf ein Mahl unterdrückten Ausdünstung, können dieses bewerkstelligen; allein eines Theiles heißt das keine Verrenkung, und andern Theils müssen die gewaltsamen und grausamen Mittel, welche unwissende Pfuscher dagegen gebrauchen, das Uebel nur noch vermehren, anstatt es zu heilen. Sie sagen, ein Blutstropfen hat sich unter die Schulter gesetzt; und den wollen sie durch ihre scharfen Salben und Haarseile herausziehen. Aber der Blutstropfen ist in der That nur eingebildet, und ihre Arzneyen schwächen und reizen den kranken Theil nur immer mehr; und wenn die Beschädigung durch dienliche Arzneyen leicht hätte geheilt werden können, so bringen diese scharfen Mittel endlich das Pferd in den Zustand, daß es gar nicht wieder hergestellt werden kann, sondern auf immer lahm und gänzlich unbrauchbar ist.

Wenn

Wenn ein Pferd äußerlich an der Schulter eine Beschädigung durch einen Stoß oder Fall erlitten hat, so kann es den Fuß nicht gerade vor sich setzen, sondern bewegt ihn im Gehen in einem halben Kreise nach außen zu. Das Rückwärtsgehen wird ihm noch beschwerlicher, und wenn man es dazu nöthiget, so ziehet es den beschädigten Fuß ganz steif zurück. Im übrigen kann es die untern Gelenke des Fußes ordentlich bewegen und gebrauchen, es kann die übrigen Glieder desselben natürlich biegen und ausstrecken, und tritt auch nicht etwa auf die Zähen nieder, wie es alsdann thut, wenn der untere Theil des Fußes leidet. Außerdem wird man auch an dem beschädigten Orte der Schulter eine außerordentliche Hitze, Schmerzen und einige Geschwulst wahrnehmen können.

Alsdann muß man, so bald als möglich, der Entzündung durch die Oeffnung der Lung- oder Sporader Einhalt zu thun bemüht seyn, und zertheilende Kräuter, z. B. Salbey, Thymian, Odermennig u. d. gl in Wein kochen, und den Wein warm mit Tüchern so oft überschlagen, als er wieder kalt wird. Wenn hierauf die Geschwulst und die Hitze nachläßt, so kann man auch anstatt des Weins Kampferspiritus gebrauchen, und die beschädigte Schulter täglich zwey bis drey Mahl damit waschen, bis das Pferd die Schulter wiederum ordentlich

gebrauchen kann. Dieß wird immer mehr wirken, als wenn man nach der gewöhnlichen Vorschrift Bolus mit Blute des Pferdes vermischt, oder andere ähnliche Mittel auf die lahme Schulter streicht.

Wenn das Uebel schon veraltet ist und insbesondere scharfe und schädliche Mittel dagegen gebraucht worden sind, so schwindet die Schulter mehrentheils, weil die Bewegung der Säfte dadurch unterbrochen wird, und folglich den Theilen die Nahrung abgeht. Diesen Zufall, der sehr schwer zu heilen ist, erkennt man alsdann an der außerordentlichen Magerkeit der kranken Schulter. Das einzige, wovon man noch Hülfe erwarten darf, sind stärkende Dinge, insbesondere Kampferspiritus oder Ameisenspiritus, womit man die lahme Schulter täglich einige Mahle waschen kann. Dieß wird aber wenig helfen, wenn die Krankheit schon zu sehr Ueberhand genommen hat und die ernährenden Gefäße gleichsam schon verwachsen sind.

Eben der Irrthum, der bey der so genannten Buglähmung der Pferde vorgeht, wird auch bey den Hanken begangen. Wenn ein Pferd am Hintergestell oder an der Nachhand lahm geht, ohne daß man äußerlich die Ursache davon wahrnimmt, so heißt es gleich, es sey **hüftenlahm** oder **kreuzlahm** (cheval épointé oder échanché), und man glaubt, es sey eine

Ver-

Verrenkung in den Hanken vorgegangen. Wenn man aber behauptet, daß diese Verrenkung in den Beinen des Beckens geschehen sey, so sagt man etwas unmögliches; und auch der Hankenknochen kann nicht aus der Pfanne der ungenannten Beine oder des Beckens, worin er natürlicher Weise liegt, austreten, weil er durch gar zu starke Bänder darin erhalten wird. Vielleicht ist in diesem Gelenke Niemahls eine Verrenkung geschehen, so lange die Welt steht.

Wenn daher ein Pferd hinten lahm geht, so lasse man sich von Niemanden überreden, daß dieses von einer Verrenkung in der Hüfte herrühren könne; man fliehe eben so den Gebrauch der Zugsalben und der Haarseile oder Leder auf dem kranken Theile, und untersuche hingegen den ganzen Fuß von unten an bis oben hinauf, um den wahren Sitz des Uebels zu entdecken.

Hier wird es nicht unrecht gehandelt seyn, wenn ich lehre, wie man ein Pferd, das lahm geht, überhaupt untersuchen soll, um die Ursache davon zu entdecken. Mit welchem Fuße das Pferd lahm gehe, das ist bald zu bemerken, wenn man darauf Achtung gibt, auf welchen Fuß das Pferd im Gehen sich am wenigsten stützt, und welchen es am schwächsten gebraucht; in diesem steckt der Fehler. Und nun unter-

suche man diesen lahmen Fuß ganz an allen seinen Theilen wohl, um den besondern Sitz des Uebels zu entdecken, man sehe nach, ob man hier oder da, diese oder jene Art von Geschwülsten finde, die das Pferd lahm zu machen im Stande sind; man untersuche insbesondere mit den Augen sowohl als mit der Hand die sämmtlichen Gelenke des Fußes und den großen Nerven. Findet man hier nichts, was das Pferd lahm machen könnte, so untersuche man den obern Theil des Fußes insbesondere, die Schulter oder die Hanke, man sehe nach, ob sich etwa eine Hitze an einer oder der andern Stelle nebst einer Geschwulst entdecken lasse, man drücke darauf, um zu sehen, ob das Thier Empfindlichkeit oder Schmerzen zu erkennen gebe, denn in diesen Fällen wäre es mehr als wahrscheinlich, daß ein Stoß oder Fall auf diese Theile das Lahmgehen verursacht habe. Man wird auch jederzeit bemerken, daß ein in der Schulter verletztes und deßwegen lahm gehendes Pferd den kranken Vorderfuß nicht so weit im Gehen vorsetzt als den gesunden. Endlich, wenn man bey allen diesen Untersuchungen die Ursache des Lahmgehens nicht entdeckt hat, so wird es Zeit seyn, den Huf vorzunehmen. Man klopft mit dem Hammer auf die Hufnägel und gibt Achtung, ob das Pferd bey dem einen oder andern mit dem Fuße zuckt; dieß wäre ein Beweis, daß dieser Nagel das Pferd

verletze.

verletze. Geschieht dieses aber nicht, so reißt man das Eisen ab, und klemmet mit der Zange den Huf nach und nach ringsherum an den Stellen, wo die Nägel saßen und gibt dabey Acht, ob das Pferd nun zucke, und solchergestalt die verletzte Stelle zu erkennen gebe. Zuletzt wenn man auch hier nichts gefunden hat; so wird der Huf ausgewirkt und genau untersucht, um die Ursache des Lahmgehens endlich zu entdecken.

Wenn man am Hinterfuße nirgends eine andere Ursache der Lähmung finden kann, und wenn man dagegen Grund hat, eine Erschlaffung und Beschädigung der Muskeln und Sehnen der Hinterbacken zu vermuthen, so kann man bey einem solchen hüftenlahmen Pferde hinten eben so verfahren, wie bey einem buglahmen vorn.

Eine wahre Verrenkung geschieht nicht leicht in einem andern Gelenke als an der Köthe der Vorderfüße sowohl als der Hinterfüße. Man nennt diese Verrenkung eine **Ausköthung** (la luxation du boulet). Sie kann geschehen, wenn ein Pferd in eine Wagengleise oder sonst auf einen unebenen Boden tritt und fällt, indem der Fuß stecken bleibt; oder auch beym Ausglitschen im schnellen Umwenden.

Nach geschehener Ausköthung tritt das Pferd nicht auf den beschädigten Fuß nieder,

sondern setzt nur die Spitze des Zähens zu Boden; der ausgewichene Knochen steht an der einen oder der andern Seite hervor und macht eine Erhabenheit am Gelenke, und wenn man den Fuß aufhebt und die Köthe bewegt, so kann man sie nicht vor- und hinterwärts, aber wohl seitwärts bewegen.

Die Auskötzung ist immer ein gefährlicher Zufall, insbesondere aber an den Hinterfüßen, wo ihre Heilung schwerer von Statten geht und eine längere Zeit erfordert als bey den Vorderfüßen.

Man muß, so bald es angeht, den Knochen ihre natürliche Lage wieder zu geben suchen. Zu dem Ende muß ein starker Mann den Fuß gleich über der Köthe, und ein anderer bey dem Horne des Hufes fest fassen, und so müssen sie das verrenkte Gelenk allmählig und gelinde auseinander ziehen, da unterdessen ein dritter den Knochen wieder einrückt, welches unter einem Knacken geschehen wird. Wenn die Einrichtung gehörig geschehen ist, so wird das Pferd gleich wieder auf den Fuß treten können. Bisweilen kann aber diese Einrichtung nicht wohl eher geschehen, ehe man nicht die zu große Geschwulst und die Entzündung um das Gelenk durch zertheilende Mittel vertrieben hat.

Weil aber die Bänder des Gelenkes bey der Verrenkung eine gewaltsame Ausdehnung erlitten

erlitten haben und das Gelenk öfters stark geschwollen ist, so muß es nach der Einrichtung fleißig mit Branntwein oder Kampferspiritus gewaschen werden, welches man einige Tage lang fortsetzt, bis der Fuß gänzlich wieder gesund ist; dabey muß das Pferd auch eine gute Streu haben und ruhen. Wenn der Spiritus nicht merklich hilft, so kann man auch Umschläge von warmen Weine, worin zertheilende Kräuter gekocht worden, gebrauchen. Es ist auch gut, wenn gleich anfänglich dem Thiere zur Ader gelassen wird.

Bisweilen erfolgt in den angezeigten Fällen die Auskörhung nicht wirklich, sondern die Bänder werden nur stark ausgedehnt und das Gelenk schwillt an, ohne daß der Knochen selbst aus seinem Gewerbe tritt. Eben dasselbe geschieht auch bisweilen am Knie nach einem heftigen Stoße oder Schlage an diesem Theile, oder wenn das Pferd zu stark in das Knie fällt. Dieser Fall heißt eine **Verstauchung** (entorse, mémarchûre), und muß eben so geheilt werden wie die Auskörhung, nur wird der Knochen nicht dabey eingesetzt, weil er von selbst seine natürliche Lage behalten hatte. Bey einer Verstauchung in der Körhe steht die Körhe vorn über die Krone heraus, ungefähr als wenn das Pferd gerade auf der Körhe stände.

Eben

Eben so, wie man mit den Verrenkungen und Verstauchungen bey dem Pferde umgeht, so verfährt man auch bey anderem Viehe in ähnlichen Fällen.

Das Pferd ist das einzige unter dem Viehe, das man in den Haushaltungen zu halten pflegt, bey dem man den Beinbruch zu heilen unternimmt. Weil nähmlich diese Heilung an sich jederzeit eine langwierige und mit vielen Weitläuftigkeiten verbundene Sache ist, so schlachtet man lieber das übrige Vieh gleich in dem Falle, da es ein Bein sollte gebrochen haben; und auch selbst nicht bey allen Pferden versucht man die Heilung, sondern nur bey den besten, weil die schlechtern und gemeinern der Sorgfalt nicht werth seyn möchten, die man während der Zeit darauf wenden müßte, da sie ein Viertheljahr und darüber ohne alle Nutzung im Stalle stehen müßten.

Wenn ein zerbrochenes Bein wieder geheilt werden soll, so hat der Arzt beynahe weiter nichts dabey zu thun, als die Stücken wieder in die natürliche Lage zu bringen und darin zu erhalten, damit sie durch den von selbst hinzufließenden Nahrungssaft nicht in einer ungeschickten Lage zusammen wachsen. Indessen kömmt bey dem Pferde eine Unbequemlichkeit hinzu, welche eben die Heilung des Beinbruchs bey demselben schwer macht. Das Pferd bleibt

nicht

nicht so, wie etwa der Mensch still liegen, sondern es springt auf und legt sich wieder nieder, und dabey müssen die Knochen nothwendig wieder aus einander gehen und die Zusammenheilung derselben also beständig verhindert, ja das Uebel selbst noch immer vielmehr vergrößert werden. Zwar gerieth man auch auf den Gedanken, das Pferd vermittelst einer Maschine in Gurten aufzuhangen und es in dieser Stellung bis zum Ende der Heilung zu unterhalten; allein so viel Schein dieser Vorschlag hatte, so zeigte doch die Erfahrung, daß er sich durchaus nicht ins Werk stellen ließe, denn die Pferde, welche mit ihrem ganzen Gewichte in den Gurten hingen, wurden dadurch an der Brust und dem Bauche dergestalt gedrückt, daß Geschwulst, Entzündungen und selbst der Brand an diesen Theilen entstanden, und die Pferde, die man auf diese Weise herzustellen gedachte, starben, ehe der Beinbruch geheilt war.

Unter diesen Umständen, da man beynahe daran verzweifeln mußte, den Beinbruch bey einem Pferde heilen zu können, hatte der Herr von Sind einen glücklichen Einfall, wodurch er diese Heilung möglich machte und selbst verschiedene Mahle ins Werk richtete. Er erfand eine Maschine, die beynahe wie ein Nothstall gebauet ist, und die an jeder Seite eine starke hölzerne Walze in der Höhe von der

Mitte

Mitte des Leibes des Pferdes hat. An diesen Walzen wird eine viereckig geschnittene Kuhhaut in Ringen eingehangen und die Walzen mit einem Rade und einem darein tretenden Sperrkegel versehen, so daß man vermittelst eines Schlüssels die Walzen umdrehen und die Kuhhaut dadurch stärker anspannen kann, ohne daß eine auf der Haut liegende Last die Haut wieder von den Walzen abwinden könne. In diese Maschine wird nun das Pferd gestellt, so daß ihm die Haut unter dem ganzen Leibe weg von den Vorderfüßen bis zu den Hinterfüßen geht; jedoch muß sie in der Gegend des Schlauches etwas ausgeschnitten seyn, damit sich das Pferd daselbst nicht beschädige und zugleich auch stallen könne. Man darf aber die Haut nicht so stark anziehen, daß das Pferd davon getragen werde, sondern sie muß nur dazu dienen, daß das Pferd, wenn es des Stehens müde wird, sich darein legen und solchergestalt ruhen könne. Auf diese Weise wird es sich sehr bald in diese ihm verschaffte Gemächlichkeit zu finden wissen und das gebrochene Bein schonen; übrigens aber wird nicht der geringste Schaden davon zu befürchten seyn. Man muß, wenn das Pferd steht, immer noch zwischen dem Körper desselben und der Haut einen Finger ganz gemächlich allerwärts durchziehen können, wenn die Haut, so wie es sich gehört, gespannt seyn soll. Wenn man die Abbildung dieser Maschine sehen will,

so

so findet man sie in des Herrn von Sind Pferdearzte auf dem zur 240. S. gehörigen Kupfer, und auch in dem vollständigen Unterrichte in den Wissenschaften eines Stallmeisters, auf der zum vierten Theile gehörigen VII. Platte, 246. S.

Ehe man sich zur wirklichen Heilung des Beinbruches in dieser Materie anschickt, so untersucht man die Art des Bruches selbst. Wenn der Knochen nur die Queere durchgebrochen ist ohne zerschmettert zu seyn, so ist der Bruch am leichtesten zu heilen, schlimmer ist es, wenn er schräg und sehr ungleich gebrochen ist und wenn hervorragende Splittern die benachbarten weichen Theile reißen und stechen; und noch schlimmer, wenn der Knochen wirklich zerschmettert ist, ja öfters ist der Beinbruch alsdann gar nicht zu heilen. Uebrigens lassen sich die Beinbrüche unter dem Knie leichter heilen als über diesem Gelenke, wo der Knochen von zu vielem Fleische umgeben ist.

Nachdem das Pferd in die sindische Maschine gestellt worden, so fassen zwey starke Leute das Bein fest an, der eine über, der andere unter dem Bruche; der erstere hebt das Bein in die Höhe und hält es fest, der letztere aber zieht es stark an, und dann sucht der Arzt die Stücken wieder in die natürliche Lage zu bringen. Er sucht zugleich durch das

Gefühl

Gefühl zu entdecken, ob hervorragende Splitter vorhanden sind, und ob sie los und beweglich sind; alsdann müßten sie mit schicklichen Werkzeugen heraus genommen werden, und wenn keine äußere Wunde mit dem Beinbruche vergesellschaftet wäre, oder wenn sie nicht groß genug wäre, so müßte selbst ein Einschnitt dazu gemacht werden. Wenn dieses alles geschehen ist, so werden Tücher, die mit halb Wein und halb Branntwein, oder auch nur mit schwachem Branntwein angefeuchtet sind, glatt, jedoch fest darum gelegt, und mit einer langen Binde darauf befestigt, darüber aber hölzerne Schindeln gelegt und mit einer zweyten Binde befestigt.

Wenn aber der beschädigte Theil stark entzündet wäre, so feuchtet man die Tücher anstatt des Branntweins mit warmen Weine an, worin zertheilende Kräuter gekocht worden, und gebraucht diese Umschläge öfters, bis sich die Entzündung gelegt hat, worauf man den ersten ordentlichen Verband mit Schindeln anlegt. Bisweilen kann man sogar die Knochen nicht wohl eher wieder in ihre natürliche Lage bringen, ehe man nicht diese Entzündung durch dienliche Mittel gehoben hat. Um also die Entzündung zu vertreiben, läßt man auch am Halse zur Ader, gebraucht fleißig das Klystier N. 1. oder N. 13, und gibt innerlich täglich

zwey

zwey oder drey Mahl ein Loth Salpeter mit einem Glase Wasser ein. Auch das Futter muß man darnach einrichten.

Der erste Verband bleibt zwey bis drey Tage liegen, ohne daß man ihn eröffnet, außer wenn der Fuß etwa stark anschwellen sollte. Bisweilen geschieht dieses nur, wenn der Verband zu fest und ungleich angelegt worden, und dann muß man ihn ändern; aber es kann auch daher rühren, daß inwendig Splittern vom Knochen los liegen und die weichen Theile des Beines stechen. In diesem Falle wird man nach los gemachtem Verbande eine sehr vermehrte Entzündung wahrnehmen, und das Pferd wird matt und entkräftet und mit einem stärkern Fieber befallen seyn. Alsdann muß man den Schaden näher untersuchen und diese Splittern herausnehmen, auch, wenn es nöthig ist, sie vorher ablösen, und das Fieber und die Entzündung durch die vorher angegebenen Mittel zu heben suchen.

Wenn sich aber von alle dem nichts einfindet, so wird der Verband am dritten Tage wieder geöffnet und ein neuer auf eben die Weise angelegt. Sollte eine äußere Verwundung bey dem Beinbruche vorhanden seyn, so wird diese mit Myrrhen- und Aloetinctur gereinigt, und auf die gewöhnliche Weise dabey

verfahren, die etwa entstehende Vereyterung aber durch Digestivsalbe unterhalten.

Nach drey Wochen können die Knochen schon wieder zusammen geheilt seyn, nur sind sie noch nicht fest wieder vereinigt. Man kann daher etwa noch vierzehn Tage lang oder drey Wochen bey dem vorigen Verbande mit Schindeln bleiben, alsdann aber die letztern weglassen, und ein zusammenziehendes Pflaster, z. B. Emplastrum griseum, mit einem Oele zusammen schmelzen, damit eine Salbe daraus werde, die man täglich zwey Mahl aufstreicht. Oder man verbindet den Fuß täglich zwey Mahl nur mit einer zusammenziehenden Salbe.

Nach der achten oder zehnten Woche kann man die Kuhhaut etwas mehr nachlassen, und das Pferd nach und nach wieder auf den geheilten Fuß treten lassen; in einiger Zeit kann es auch auf weichem und ebenem Boden langsam spazieren geführt werden, bis man es etwa in der zwölften Woche ganz aus der Maschine herausnimmt.

Die ganze Zeit der Kur aber muß das Pferd ein weiches und mäßiges Futter bekommen, insbesondere die ersten Wochen. Man gibt ihm wenig Hafer und Heu, und dagegen angefeuchtete Kleye mit etwas Gerstenschrot und Weizenstroh; unter das Wasser zum Trinken kann

kann man ein wenig Gerstenmehl rühren. Damit auch der Mist gehörig abgehe, und sich nicht etwa, wegen Mangel der Bewegung und weil das Pferd auf dem Bauche ruhet, ansammele, so ist es gut, dem Pferde alle Tage ein Klystier zu geben.

Wenn eine Rippe zerbrochen ist, welches bey einem Falle auf die Seite, oder bey einem Stoße oder Schusse geschehen kann, so erkennt man den Bruch durch das Gefühl ohne große Mühe. Das Thier wird dabey beschwerlich Athem hohlen und wohl gar mit den Flanken schlagen. Man muß den Stücken ihre natürliche Lage wieder zu geben suchen und sie unter hinlänglicher Ruhe wieder zusammen heilen lassen, wozu man verschiedene der vorigen Regeln wird anwenden können. Wenn die zerbrochenen Spitzen der Rippen aber einwärts stehen, und Pulsadern oder edle Eingeweide verletzen, so ist an keine Rettung zu denken.

Wenn zwey Beine zugleich gebrochen seyn sollten, so ließe sich die Heilung noch wohl bewerkstelligen, wenn es ein Vorderfuß und ein Hinterfuß von verschiedenen Seiten wären; wenn aber beide Vorderfüße, oder beide Hinterfüße, oder auch beide Füße an einer Seite gebrochen wären, so müßte man das Pferd sterben lassen oder abstechen, weil es während

der Heilung gar nicht stehen könnte, sondern immer hangen müßte, und dieses nicht angeht.

Hornklüfte oder Hornspalten (seyme, seyme quarte) nennt man Rißen, die sich in dem Horne des Hufes bey den Pferden erzeugen. Mehrentheils kommen sie an der inwendigen Wand der Vorderfüße zum Vorscheine. Die Pferde gehen öfters sehr lahm daran, und können sogar den Huf darüber verlieren. Wenn das Pferd auf den Fuß tritt, so wird die Hornspalte am meisten sichtbar. Bey dem Rindviehe trifft man etwas ähnliches an.

Diese Hornspalten können mehrere ganz verschiedene Ursachen haben. Bey der Rähkrankheit, die wir in der Folge näher zu betrachten haben werden, senken sich die scharfen Feuchtigkeiten aus dem Körper in die Füße nieder, und wenn dieser Zufall nicht recht geheilt wird, so bleiben diese Säfte in den Füßen zurück und sprengen endlich das Horn auf. Auf eine ähnliche Weise kann ein Geschwür oder Fäulung des Strahles die Hornspalte verursachen, indem sich die Materie in dem Fuße ansammelt und das Horn auseinander treibt; und dieß ist die schlimmste Gattung von Hornspalten, wegen des damit verbundenen bösen Geschwüres. Endlich können aber auch die Hornspalten aus einer Austrocknung des Hufes entstehen. Wenn sich die Füße an den Ferſen zusam-

zusammenziehen und den innern Theilen derselben die nöthige Nahrung mangelt, wie alsdann leicht geschieht, wenn die Füße an den Ferse nicht genugsam ausgewirkt werden, so wird das Horn ebenfalls trocken und spröde, und springt auf. Eben das geschieht nach der übeln Gewohnheit der Schmiede, wenn sie, anstatt den Fuß eben zu raspeln, das Eisen heiß auflegen.

Man würde sich sehr betriegen, wenn man erwarten wollte, daß die Hornspalte wieder zusammenheilte. Das Horn ist gleichsam als ein todter Theil des Körpers anzusehen, der nicht so viel Nahrung erhält, daß die Ritzen darin unter einander wieder verwachsen könnten: es wächst nur an der Krone, und verlängert sich nach und nach eben so, wie die Nägel an den Händen und Füßen des menschlichen Körpers, welche auch nur da wachsen, wo sie aus der Haut herauskommen. Diese Betrachtungen beweisen, daß es ein ganz überflüssiges, ja vielmehr schädliches Verfahren ist, wenn die Schmiede die Hornspalten dadurch zuheilen wollen, daß sie mit einem heißen Eisen ein liegendes S. darauf brennen. Ueberflüssig ist es, weil da ein Mahl aufgesprungene Horn nicht wieder zusammen heilen kann; schädlich, weil durch die Hitze des Eisens das Horn nur noch mehr ausgetrocknet, und folglich zu neuen Hornspal-

ten desto geneigter gemacht wird. Ueberhaupt aber sind auch die Hornspalten sehr schwer zu heilen, und kommen leicht wieder zum Vorscheine.

Das einzige, was man also zur Vertreibung der Hornspalten thun kann, besteht darin, daß man das natürliche Wachsthum des Hornes befördere, damit neues und gesundes Horn an die Stelle des aufgespaltenen trete. So lange aber die Ursache, welche die Hornspalten veranlaßte, nicht aus dem Wege geräumet wird, so muß nothwendig auch das neue Horn eben so fehlerhaft werden; und es ist also natürlich, daß man bey der Heilung der Hornspalten diese Ursachen zu heben vornehmlich bedacht seyn müsse; woraus man auch leicht die Folgen ziehen kann, daß eine jede Art von Hornspalten auch ein besonderes und eigenes Verfahren erfordere.

Von den Hornspalten, welche aus der übel geheilten Mahlkrankheit entstehen, wird sich besser bey Gelegenheit dieser Krankheit selbst reden lassen. Rührt die Hornspalte von einer Fäulung des Strahls her, so muß dieses Geschwür im Fuße nothwendig erst geheilt werden, ehe man einen gesunden Huf erwarten kann. Die Sohle muß zu dem Ende auf die gewöhnliche Weise ausgenommen, und das Geschwür nach dem dritten Abschnitte ordentlich ausgeheilt werden. Hernach muß bey einem solchen Pferde bey dem Beschlage der Strahl in der Mitte

wohl

wohl ausgeschnitten, die Wände an den Ferſen aber weniger ausgewirkt werden. Damit auch die Wände des Hufes deſto beſſer wachſen können; ſo müſſen die Eiſen daſelbſt immer enger als der Huf ſeyn.

Wenn aber die Hornſpalten aus einer Austrocknung des Hufes entſtanden ſind, ſo muß der Huf bis aufs Leben ausgewirkt werden, und dann läßt man kurze Eiſen ohne Stollen aufſchlagen, welche an den Wänden etwas ſchmäler ſind als der Huf, damit das Horn daſelbſt vor die Eiſen vortrete. Um den Huf zu erweichen und damit der Huf ſtark genug wachſe, ſo beſtreicht man ſolchen und die Krone mit einer guten Hufſalbe, dergleichen die N. 20. iſt. Wenn aber die innere Wand des Hufes eingezogen und ſchwach iſt, ſo darf der Fuß an den Ecken gar nicht ausgewirkt werden, man braucht auch den Einſchlag nicht, ſondern bedient ſich nur der Hufſalbe; dabey werden auch die ſo genannten Pantoffeleiſen aufgeſchlagen.

Die Hornſpalte ſelbſt wird dabey von der Krone an bis an den Rand des Hufes mit Wachs bedeckt und dann dieſes Wachs auf der Spalte ſelbſt mit einem ſpitzigen Eiſen oder einem Meſſer aufgeritzt. Hierauf bringt man, vermittelſt einer Feder, einige Tropfen Vitriolſpiritus, worin nach des Herrn von Sind Rathe in einer Unze ein halbes Quentchen

Opium aufgelöst worden, in die Hornspalte; nimmt alsdann das Wachs ganz weg, und verschließt die Spalte mit Baumwachse. Das zuerst aufgelegte Wachs dient nur dazu, daß der Vitriolspiritus nicht das Horn an den Seiten der Spalte anfressen könne.

Diese Methode wird jetzt von Manchen verworfen. Lafosse hat ein Beschlag erfunden, welches Hr. Wolstein als ein Mittel anpreist, das allein vermögend ist, die Hufe von den Hornklüften zu befreyen.

Man soll nach Lafosse untersuchen, ob die Hornspalte sich an der Ferse oder der Tracht befinde; im ersten Falle ein gewöhnliches Eisen auflegen, dessen einer Ast aber kurz abgehauen, und das Ende dünn gemacht ist, welches auf die haltbarste Gegend der Trachtenwand aufzuliegen kömmt. Befindet sich die Hornspalte an der Tracht, so müßte man das Ende des Eisens bis unter die Fersenspitze führen, ohne aber einen Aufzug daselbst anzubringen.

Auf diese Weise, wenn nähmlich das Horn an der Stelle, wo die Spalte ist, merklich niedergeschnitten worden, so daß das Eisen auf die zersprungene Stelle nicht drücken kann, so kann man auch das Thier behutsam fort gebrauchen, und hat, wenn die Ränder zugleich, wie erst oben gezeigt, dünn geschnitten werden, eine baldige Besserung zu hoffen.

Voll-

Vollhufig nennt man ein Pferd, wenn die untere Fläche des Hufes ganz eben ist, und die Wände desselben nicht genug über die Sohle hervorragen. Ein Pferd mit einem solchen Hufe ist der Quetschung der Sohle vorzüglich leicht ausgesetzt; es hinkt gleich, wenn es nur auf einen kleinen Stein auftritt und ist schwer zu beschlagen. Bey dem Auswirken kömmt man ihm gleich auf das Leben. Große und schwere Kutschpferde und solche, welche auf feuchten Weiden erzogen worden, sind zu vollen Füßen mehr als andere geneigt.

Wenn man den vollhufigen Pferden hohle Eisen gibt, wie die Schmiede gemeiniglich thun, damit sie die Sohle nicht so leicht beschädigen, so vergrößert man das Uebel nur immer mehr. Die Sohle gibt sich immer weiter hervor und die Wände des Hornes nutzen sich immer stärker ab; das Pferd wird immer vollhufiger.

Dergleichen Pferde müssen vielmehr mit platten Eisen beschlagen werden, welche enger sind als der Huf, damit das Horn an den Seiten wachsen kann; diese Eisen müssen zugleich stark und breit seyn, damit sich die Pferde auf steinichten Wegen nicht so leicht verletzen können. Ausgewirkt muß der Huf nur sehr wenig werden.

Zwanghufig (encastelé) heißt ein Pferd, wenn ihm die Ferſen zu ſehr zuſammen gehen. Bisweilen geſchieht dieſes nur an der einen Seite des Hufes, und zwar an der innern, welche die ſchwächſte iſt. Die innern Theile des Hufes werden dabey ſo gedrückt, daß das Pferd ſelbſt mit Beſchwerde geht, ja davon hinken kann. Einige Pferde ſind von Natur zwanghufig, noch mehrere werden durch einen übeln Beſchlag dazu gemacht. Die Pferde aus warmen Ländern ſind dieſem Fehler vorzüglich unterworfen.

Der Beſchlag iſt es auch hier, der dieſem Uebel abhelfen muß. An den Ferſen muß der Huf ſtark, an den Strahlen aber nur wenig ausgewirkt werden, ſonſt kann die Sohle daſelbſt den ſich zuſammenziehenden Ferſen nicht genug widerſtehen. Dabey können Pantoffeleiſen angeſchlagen werden, welche hinten an der Ferſe enger als der Huf ſind, damit die Ferſen dadurch aus einander gehalten werden.

Die Schmiede ziehen die eingezwungenen Wände auch mit der Zange aus einander, aber das kann im Grunde zu nichts helfen.

Wenn der Huf bey einem Pferde vorn am Zähen nach der Länge gerade aufſpringt, ſo heißt dieſer Zufall der Aehnlichkeit wegen ein Ochſenhuf (ſoie, pied de boeuf); jedoch iſt

ist er bey den Pferden nicht so gewöhnlich, als bey den Maulthieren. Da das Horn sonst am Zähen am stärksten ist, so ist es sonderbar, daß es hier eben aufspringt; vielleicht aber ist das die Veranlassung dazu, daß sich das Thier mit dem einen Fuße auf die Krone des andern tritt und dadurch eine Art von Entzündung hervorbringt, welche das Horn aus einander treibt, zumahl da jederzeit bey dem Ochsenhufe eine Hitze an dem vordern Theile der Krone bemerkt wird. Die Hinterfüße sind diesem Uebel eben sowohl und noch öfter als die Vorderfüße unterworfen.

Einige bohren mit einer glühenden Ahle durch das aufgesprungene Horn durch und ziehen die Spalte durch Messingdraht zusammen; andere gebrauchen Klammern dazu, die sie unten über den Riß schlagen. Weil aber das Horn, daß ein Mahl aufgesprungen ist, doch nicht wieder zusammen wachsen kann, so kann dieß Verfahren nichts helfen. Am besten ist es, wenn man mit dem Ochsenhufe eben so verfährt als mit den übrigen Hornspalten; das Eisen braucht übrigens nicht geändert zu werden. Dabey kann man die Hornsalbe N. 20. zur Beförderung des Wachsthums des Hufes gebrauchen.

Bisweilen löst sich die Sohle von den Wänden des Hufes ab und das Pferd pflegt alsdann stark darauf zu hinken. Am gewöhnlichsten

lichsten geschieht es an den Vorderfüßen, und zwar vornehmlich bey den Pferden, welche viel auf trockenem Boden oder im heißen Sande arbeiten; andere Zufälle aber, z. B. eine Quetschung der Sohle, ein Hufgeschwür u. d. gl. können ebenfalls Gelegenheit dazu geben, so wie auch die böse Gewohnheit der Schmiede, anstatt den Huf eben zu raspeln, das Eisen heiß aufzulegen und ihn dadurch eben zu brennen. Man muß bey diesem Zufalle die Heilung nach der Verschiedenheit der Ursache einrichten, und allenfalls selbst die Sohle dabey ausnehmen, damit eine neue wachse.

Endlich gehören auch noch die blauen Mähler auf dem Hufe (Bleymes) hierher. Sie bestehen aus geronnenem Blute, welches sich unter dem Horne oder auch über der Sohle ansammelt, wenn diese Theile durch einen Tritt auf einen spitzigen Stein oder einen andern ähnlichen Körper verletzt worden sind, oder wenn sich ein Pferd mit dem einen Fuße auf das Horn des andern tritt. Dieß geronnene Blut scheint schwarzblau durch das Horn durch, und geht endlich in Eyter über, so daß also diese blauen Mähler als Vorboten des Horngeschwürs anzusehen sind. Was man folglich zur Heilung derselben zu thun habe, ist leicht zu errathen; die Sohle muß bey Zeiten ausgenommen und im Uebrigen wie bey der Sohlenquetschung

und

und dem Horngeschwüre verfahren werden, damit die Materie nicht etwa zu weit um sich fresse und Gänge in der Krone mache. Die blauen Mähler an den Seiten des Hufes sind weit beschwerlicher zu heilen, als die unter der Sohle, und gehen gemeiniglich in eine Horndurchfäule über.

Außerdem entstehen die blauen Mähler auch bisweilen aus einer Austrocknung des Hufes, bey Pferden, welche viel auf heißem Boden arbeiten müssen und deren Huf nicht durch dienliche Mittel weich erhalten wird. Die Sohle muß ebenfalls dabey ausgenommen werden, und im Uebrigen muß man sich eines guten Einschlages aus Lehm, mit Leinöl angemacht, bedienen, um den Huf zu erhalten.

Um vielfältige Krankheiten des Hufs zu verhüten, hat Hr. Coleman, Professor der Vieharzneyschule in London, eine Art von Hufeisen erfunden, das ganz bequem wie ein Schuh umgelegt wird, und dem Hufe die völlige Berührung des Bodens, wozu er von der Natur bestimmt ist, überläßt. Auf Befehl des Königs sind achtzig Schüler der Vieharzneyschule zu allen Cavallerie-Regimentern und in die vorzüglichsten Städte als Missionarien dieser wohlthätigen Pferdebeschuhung ausgesandt. Coleman arbeitet an einer Abhandlung über diese neue Methode.

Uebri-

Uebrigens verdienen über die äußerlichen Krankheiten der Thiere vorzüglich gelesen zu werden, die schon angeführte Schrift von Herrn Wolstein: Die Bücher der Wundarzney der Thiere, wie auch dessen Buch über die Verletzungen der Pferde; dann Huzard von den Krankheiten an den Füßen der Pferde, im dritten Stücke der auserlesenen Beyträge zur Thierarzneykunst. Leipzig, 1788.

Zweyte Abtheilung.

Von den innerlichen Krankheiten.

Erster Abschnitt.

Vom Fieber.

Das Fieber, die allergewöhnlichste unter allen Krankheiten, ist vielleicht eine der allerschwersten zu erklären. Ich will versuchen, ohne Hypotheſen vorzutragen, nur so viel davon zu sagen, als ich meinen Lesern nützlich zu seyn glaube; und wenn ich solchergestalt weniger als andere davon sage, so hoffe ich, sollen jene doch nicht dabey verlieren.

Man beobachtet bey dem Fieber vier Zeiten, seinen Anfang, sein Wachsthum, seine Stärke und seine Abnahme. Der Anfang besteht in einem Schauder und Frost, der mehr oder weniger stark ist; Ohren, Nase, Füße und überhaupt die äußern Theile des Körpers werden kalt, und die Lippen bleich, der ganze Körper scheint matt und schwach und das Thier

beängstigt

beängstigt zu seyn; es zittert und schaudert, und bisweilen klappern ihm die Zähne. Die Haare hören auf glatt an der Haut anzuliegen und richten sich in die Höhe. Der Kopf ist schwer und hängt nieder, der Appetit verliert oder vermindert sich wenigstens. Untersucht man den Puls, so findet man ihn hart und krampfhaft. Bisweilen übersieht man diesen ersten Anfang des Fiebers bey dem Viehe aus Unachtsamkeit ganz und gar.

Während des Wachsthums des Fiebers wird der Puls immer erhabener, stärker und geschwinder; die Kälte und der Schauder verliert sich allmählig, und es erfolgt dagegen eine Hitze, wobey die Mattigkeit immer zunimmt. Aus den traurigen Augen schließt man, daß der Kopf des Thieres vorzüglich leide, und das Maul nebst der Nase wird trocken und heiß. Ist das Fieber stark, so tritt ein äußerlich deutlich zu bemerkendes Herzklopfen und ein Bauchschlagen hinzu, die man aber nicht erst abwarten muß, um auf das Daseyn eines Fiebers zu schließen.

Wenn die Heftigkeit dieser Zufälle weiter nicht zunimmt, so sagt man, das Fieber sey in seiner Stärke, und darin bleibt es bald eine längere bald eine kürzere Zeit.

Die Abnahme des Fiebers besteht in einer allmähligen Verminderung und endlich gänzlichen

lichen Nachlassung der eben beschriebenen Zufälle. Oft ereignet sich zuletzt ein Schweiß, oder ein stärkerer Harnfluß, oder ein Durchlauf, oder ein Bluten, oder ein Abfluß eines Schleimes aus Maul und Nase, durch welche kritische Ausführung (s. theoretischer Unterricht der Vieharzneykunst, S. 189) die Krankheit gehoben wird; bisweilen ist der Uebergang der Krankheit in die Gesundheit nicht so sichtbar. Bisweilen endigt sich das Fieber nicht unmittelbar in die Gesundheit, sondern es folgt eine Vereyterung eines Eingeweides, ein äußeres Geschwür, oder eine andere Krankheit darauf. Einige Fieber werden tödtlich, und zwar stirbt das Thier alsdann gemeiniglich während des Wachsthums oder in der Stärke des Fiebers.

Einige Fieber dauern nur etwas über vier und zwanzig Stunden, andere einige Tage hinter einander, manche verschiedene Wochen. Zu diesen letztern gehören insbesondere die phthisischen Fieber, das heißt solche, welche mit der Vereyterung eines Eingeweides, z. B. der Lunge oder der Leber, verbunden sind; und andere hektische oder auszehrende Fieber. Einfache Fieber heißen die, welche ganz allein ein Thier befallen; verwickelte, wenn sie mit andern Krankheiten verbunden sind. Man macht auch darnach einen Unterschied unter den Fiebern, ob sie als die Hauptkrankheit, oder vielmehr

nur als ein Zufall einer andern Krankheit anzusehen sind; wie z. B. das aus dem Vorhergehenden schon bekannte Wundfieber, das sich bey Verwundungen oder andern ähnlichen Verletzungen des Körpers einfindet. Ueberhaupt sind die Fieber weit gewöhnlichere Krankheiten, als man gemeiniglich glaubt, und nur wenige Thiere sterben ohne Fieber.

Aussetzende oder intermittirende Fieber, das heißt solche, bey welchen der Anfall alle Mahl zu gewissen Zeiten kömmt und dann wieder nachläßt und aufhört, so daß das Thier in der Zwischenzeit beynahe völlig gesund scheint, bis der folgende Anfall nach einiger Zeit wieder kömmt, sind bey dem Viehe nicht so gewöhnlich, als bey dem Menschen. Indessen sind sie doch bey dem Pferde wenigstens beobachtet worden. Die übrigen Fieber heißen anhaltende.

Das Fieber scheint aus einer krampfhaften Zusammenziehung in den kleinern Gefäßen des Körpers zu entstehen, durch welche das Herz in der Forttreibung des Blutes gehindert wird. Hieraus entsteht anfänglich der Frost und der Schauder nebst der Beängstigung von dem nach einwärts getriebenen Geblüte, wie auch der zusammengezogene und geschwinde Puls; nach und nach überwindet die Kraft des Herzens diesen Widerstand, das Blut wird wegen der durch den Widerstand verstärkten Bewegung

des

des Herzens nun mit desto größerer Gewalt nach den äußern Theilen des Körpers zugetrieben, und so entsteht die Hitze und die immer größere und größere Geschwindigkeit des Pulses, bis zur Abnahme des Fiebers, während welcher die Bewegung des Geblütes allmählig wieder natürlich wird.

Bey den meisten Fiebern befindet sich etwas Unreines und Widernatürliches in dem Geblüte, wodurch die erste krampfhafte Bewegung im Körper, oder der Anfang des Fiebers, verursacht wird. Dieß nennt man die Fiebermaterie, und eigentlich ist das Fieber an sich nichts anders, als ein gewissermaßen heilsames Bestreben der Natur, das in dem Geblüte und den übrigen Säften befindliche Unreine oder Schädliche abzuändern und aus dem Körper fortzuschaffen. Während des Fiebers selbst nähmlich erleidet diese Fiebermaterie durch die zunehmende Kraft des Herzens und der Gefäße eine solche Abänderung, daß sie zur Ausführung aus dem Körper geschickter wird; das heißt in der gelehrten Sprache der Aerzte, die Fiebermaterie wird durch die Natur ausgekocht; und die nach dem Fieber oder bey dem Ende desselben erfolgende kritische Ausleerung schafft nun das Schädliche ganz fort, und die Gesundheit erfolgt wieder. Bisweilen sammelt sich die Fiebermaterie an einem Orte des Körpers an, und

bringt eine neue Krankheit daselbst hervor, ohne daß vors erste eine kritische Ausleerung erfolgt.

Diese Fiebermaterie, und mit ihr also auch das Fieber, als die Wirkung davon, kann sich auf mancherley Weise in dem Körper erzeugen. Ueberhaupt sind einige Thiere dem Fieber weit leichter unterworfen, als andere; worin aber diese größere Neigung zum Fieber eigentlich bestehe, das ist uns meistens unbekannt. Auch die Ursachen, welche in den dazu geneigten Körpern ein Fieber selbst veranlassen können, sind öfters sehr schwer zu entdecken, da sie manchmahl lange vor dem Ausbruche des Fiebers selbst vorhergegangen sind, ohne daß man Achtung darauf gegeben hat. Es gehört z. B. eine verdorbene Luft, die eine Zeitlang auf die Haut und die Lungen des Thieres wirkt, und folglich auch das Blut und die Säfte desselben verdirbt, Erhitzungen des Körpers, schlechte und ungesunde Nahrungsmittel u. d. gl. dahin. Gewisse Fieber werden auch durch ein feines in der Luft verbreitetes und seiner eigentlichen Natur nach uns unbekanntes ansteckendes Gift hervorgebracht, und das sind gemeiniglich die schlimmsten.

Die ganz einfachen Wundfieber scheinen es wahrscheinlich zu machen, daß auch Fieber ohne eine im Blute vorhandene eigentliche Fiebermaterie entstehen können; denn bey diesen

Fiebern

Fiebern ist vielleicht, anfänglich zumahl, gar nichts davon vorhanden.

Die Bemühungen des Arztes bey den Fiebern müssen nicht darin bestehen, die fieberhaften Bewegungen zu unterdrücken, sondern vielmehr nur der Natur zu helfen, die Auskochung und Ausführung des Schädlichen, welches das Fieber erzeugte, zu befördern, und solchergestalt das Fieber aus dem Grunde zu heilen; das heißt, die Ursachen wegzuschaffen, welche das Fieber hervorbrachten; denn alsdann hört das Fieber von selbst auf. Bisweilen ist es auch wohl nöthig, die fieberhaften Bewegungen zu mäßigen, wenn sie so stark sind, daß heftige Entzündungen oder gar der Brand davon zu befürchten ist; oder wenn die fieberhafte Materie in einem edlern und zum Leben vorzüglich nöthigen Eingeweide sich anzusammeln und daselbst eine neue gefährlichere Krankheit hervorzubringen scheint, muß der Arzt die Natur wieder auf den rechten Weg zu bringen und die ordentliche Ausführung der Fiebermaterie zu befördern suchen. Auch der entgegengesetzte Fall kann vorkommen, der Körper kann zu schwach seyn, als daß die ordentliche Auskochung und Ausleerung der Fiebermaterie geschehen könnte; und dann müssen stärkende Mittel gebraucht werden, um das Fieber gewissermaßen zu unterhalten und zu einem heilsamen Ende zu bringen.

In Ansehung der Wartung des Viehes, welches an einem Fieber darnieder liegt, muß vorzüglich dafür gesorgt werden, daß es in einer reinen Luft, die weder zu warm noch zu kalt, am allerwenigsten aber mit unreinen Ausdünstungen angefüllt ist, gehalten werde. Zugluft schadet bisweilen weniger als eine unreine und faule Luft. Bey strenger Kälte kann man das Vieh mit guten Decken behangen. Im Futter muß das Vieh bey dem Fieber sparsam gehalten werden: dem Pferde kann man anstatt des Heues gutes Stroh, anstatt des Hafers aber Kleye; dem übrigen Viehe kann man, so wie auch selbst den Pferden, allerhand kühlende Kräuter, Lattich, Cichorien, Sauerampfer, gestampftes Obst u. d. gl. geben. Der Trank, der im Winter nicht ganz kalt seyn darf, kann aus Wasser bestehen, worunter etwas Mehl gerührt worden, oder man kann auch Gerstengraupen mit dem Wasser abkochen. Dergleichen Getränk verdünnt das Geblüt besser und geht nicht so geschwind durch den Harn wieder ab, als bloßes Wasser. Wenn säuerliche Dinge, insbesondere etwas Essig mit Honig, oder auch Vitriolspiritus, unter den Trank gemischt werden, so wird er um so viel heilsamer seyn.

Was das besondere Verfahren des Arztes bey dem Fieber betrifft, so kann davon wenig im Allgemeinen zu beobachten gesagt werden, sondern

sondern die Fieber erfordern verschiedene Mittel nach der Verschiedenheit der Ursachen, durch welche sie veranlaßt worden. Vornehmlich haben wir hier viererley Fieber zu betrachten.

Die erstere Art der Fieber können wir **Entzündungsfieber** nennen. Sie entstehen aus einer gewissen Zähigkeit und Neigung des Geblütes zu Entzündungen; und ob schon nicht alle diese Fieber wirklich mit Entzündungen verbunden sind, so ist doch die Neigung dazu da, und die Entzündungen kommen bisweilen erst mitten im Fieber, bisweilen bleiben sie auch gar aus. Die stärksten und gesundesten Thiere sind dieser Art von Fiebern allemahl weit mehr als die schwächern ausgesetzt, und starke Erhitzungen des Körpers oder schleunige Abwechselungen von Hitze und Kälte, zu strenge Arbeit, zumahl im Sommer, können sie am leichtesten veranlassen. Der Puls ist vorzüglich stark und hart und verräth die Vollblütigkeit oder die gar zu starke Wallung des Geblütes deutlich. Läßt man bey diesem Fieber dem Thiere zur Ader, so wie dieses wirklich ein Hauptstück der Heilung ausmacht, so entsteht nachher auf dem Blute, wenn es kalt geworden, eine weiße und sehr zähe Rinde, die Entzündungshaut, crusta inflammatoria, genannt, die man kaum mit einem scharfen Messer zerschneiden kann und die den rothen Theil des Geblütes bedeckt. Uebrigens wird das

Athemhohlen bey diesem Fieber gemeiniglich beschwerlich. Der Kopf ist schwer und eingenommen, und die Augen angelaufen und roth.

Man muß sorgfältig Achtung geben, ob nicht die Zufälle, welches dieses Fieber zu erkennen geben, vielleicht einem faulen Verderben der Säfte oder andern Ursachen zu zuschreiben sind; das heißt, man untersuche, ob sich z. B. auch die nachher zu erzählenden Kennzeichen eines faulen Fiebers bey dem Thiere einfinden; denn in diesem Falle würde man mit dem, gegen die bloßen Entzündungsfieber dienlichen Arzneymittel mehr schaden als nutzen. Und ein faules Verderben der Säfte kann viele Zufälle hervorbringen, welche sonst einem bloßem hitzigen Fieber zukommen; starke Hitze, den harten und schnellen Puls, aufgelaufene Augen u. s. w.

Das Aderlassen ist in dieser Art von Fiebern äußerst nothwendig, und bey dem Viehe noch viel nothwendiger als bey dem Menschen, weil die festen Theile des erstern aus stärkern und härtern Fasern gebauet und das Geblüt bey demselben weit dicker und zäher ist als bey dem Menschen: und weil folglich diese Krankheit bey dem Viehe weit gefährlichere Folgen nach sich ziehen können. Die Menge des zu lassenden Blutes muß nach der Natur des Viehes und der Heftigkeit der Krankheit selbst bestimmt werden, und öfters muß man sogar das Aderlassen

lassen wiederhohlen. Bey verschiedenen Arten des Viehes räth der größte Haufen der Viehärzte gemeiniglich an, im Fieber ihnen in die Ohren zu schneiden, damit sie bluten; allein ein ordentlicher Aderlaß hilft immer mehr.

Außer dem Aderlaß ist hauptsächlich der öftere Gebrauch des Salpeters bey diesen Fiebern zu empfehlen, an dessen Stelle einige das Schießpulver gebrauchen. Besser aber ist es den Salpeter selbst zu gebrauchen, wovon man alle drey bis vier Stunden ein Loth, in Wasser oder im Getränke zerlassen, geben kann, um die heftigen Wallungen des Geblüts zu mäßigen und den etwa zu befürchtenden Entzündungen vorzubeugen. Dabey sind Klystiere, z. B. das N. 1. oder N. 13. äußerst nützlich, und sehr vieles Trinken von dem vorher verordneten Getränke, um das dicke Geblüt zu verdünnen.

Man sieht, daß das Verfahren bey diesen Fiebern mit den Regeln übereinstimmt, welche vorher schon verschiedene Mahle in Absicht auf die Wundfieber gegeben worden sind; und in der That gehören auch diese letztern meistens zu dieser Classe.

Die zweyte Art von Fiebern hat ihre Quelle in den Verschleimungen und Unreinigkeiten, welche sich in den Gedärmen ansammeln. Hiervon geht nach und nach immer mehr in das

Geblüt über und macht die Fiebermaterie aus, durch welche das Fieber hervorgebracht wird. Meistens sind diese Unreinigkeiten gallicht, und diese Art von Fiebern entsteht leichter und öfter bey den schwächern Körpern. Bey dem Menschen besteht ein wichtiges Kennzeichen derselben in dem bittern und unnatürlichen Geschmacke, denn alle Dinge, die man genießt, und selbst der Speichel, zu haben scheinen; aber bey dem Viehe können wir dieses Merkmahl nicht gebrauchen, weil es nicht reden kann. Wir müssen vielmehr aus den übrigen Kennzeichen, aus Unreinigkeiten, die sich auf der Wurzel der Zunge ansammeln, aus einem stärkern Mangel an Appetit, aus der vorzüglichen Angst, die das Thier zu empfinden scheint, aus dem stärkern Gestanke des Mistes und aus dem stinkenden Athem schließen, daß ein Thier von dieser Art Fieber befallen sey. Der Kopf des Thieres leidet ebenfalls stark dabey.

Der Aderlaß ist in diesen Fiebern nur bey großer Vollblütigkeit nöthig. Brechmittel, die bey dem Menschen in diesen Fiebern von so vortrefflicher Wirkung sind, fallen bey dem Viehe weg, und wir müssen daher nur zu Purgirmitteln unsere Zuflucht nehmen. Einige Tage lang kann man alle vier Stunden ein Loth englisch Salz in Wasser aufgelöst geben, um die vorhandenen Unreinigkeiten in den Gedär-

men

men los zu weichen, und alsdann ein Purgirmittel, das keine Hitze macht, verordnen. Manna, Sennesblätter, Salze u. d. gl. schicken sich vorzüglich dazu, harzichte Purgirmittel machen zu viel Wallung und führen zu viel Säfte ab. Man kann sich z. B. der Vorschrift N. 21. bedienen. Dieses Mittel ist so gelinde, daß es einige Tage hinter einander gegeben werden kann, und dann wird es bey einem schicklichen Futter und bey dem Gebrauche einiger Klystiere gewiß gute Wirkung thun.

Wenn man merkt, daß die Unreinigkeiten ziemlich aus dem Körper ausgeführt sind und das Fieber noch nicht nachlassen oder aufhören will, so kann man einige Tage darauf die Lattwerge N. 22. Morgens und Abends gebrauchen, und jedes Mahl so viel als eine große Wallnuß beträgt, davon eingeben, bis sich das Fieber verliert; allenfalls kann man sie täglich drey Mahl geben. Diese Art von Fiebern ist gemeiniglich von etwas längerer Dauer als die erste, aber dagegen auch nicht so leicht tödtlich als jene.

Die dritte Art von Fiebern ist das Faulfieber, das gefährlichste von allen. Man bemerkt bey diesem eine sehr starke Hitze, ohne daß jedoch der Puls so außerordentlich heftig wäre. Das Vieh schwitzt stärker als sonst oder erleidet einen starken Durchlauf; vornehmlich aber ist dieses Fieber durch den faulen und übeln

Ge-

Gestank kenntlich, den Mist, Schweiß, Athem und beynahe das ganze Thier hat. Der Hinterleib wird bisweilen von Luft entsetzlich aufgetrieben. Bey diesem Fieber haben die Säfte einen Grad von faulen Verderben angenommen, und dadurch unterscheidet es sich von den übrigen. Die eigentliche wahre Hornviehseuche gehört mit zu dieser Classe von Fiebern.

Das Aderlassen würde bey einem faulen Fieber sehr schaden, außer wenn zugleich eine außerordentliche Vollblütigkeit, oder eine wahre, nicht bloß scheinbare Aehnlichkeit mit der ersten Art von Fiebern damit verknüpft wäre; aber auch dann muß es mit Behutsamkeit geschehen. In den Ställen, wo das kranke Vieh steht, kann man zur Vertreibung und Verbesserung der faulen Dünste Essig in einer irdenen Schüssel auf glühende Kohlen, oder im Sommer nur an einen warmen Ort des Stalles stellen und verdünsten lassen, welches die verdorbene Luft sehr verbessert, indem dadurch das mit derselben vermischte Stickgas absorbirt wird. Essig aber auf heiße Steine oder glühendes Eisen geschüttet, wie man immer angerathen hat, und wirklich noch in den neuesten Schriften über Vieharzneykunst anzurathen pflegt, verdirbt die Luft noch mehr, statt sie zu verbessern, weil er in kohlensaures Gas, eine nicht athembare Gasart, verwandelt wird.

Wenn

Wenn bey den faulen Fiebern die ersten Wege des Körpers, das heißt Magen und Gedärme, nicht mit Unreinigkeiten angefüllt sind, welches man aus den Zeichen derselben zu beurtheilen hat, so ist der Gebrauch der Säuren, insbesondere des Vitriolspiritus in Menge unter das Trinken gemischt, beynahe allein schon zureichend das Fieber zu überwinden oder die Neigung der Säfte zur Fäulniß zu verbessern. Der Salpeter ist bey diesen Fiebern nicht nützlich, wohl aber der Salmiak, den man also an jenes Stelle gebrauchen und im Getränke oder Wasser zu einem Quentchen auf ein Mahl geben kann. Der Vitriolspiritus darf aber nicht dazu gemischt werden, sondern man gibt jedes allein, und auch nicht zu bald auf einander.

Die China, oder Fieberrinde ist in diesem Falle das vortreflichste Mittel, allein sie ist für das Vieh zu theuer, weil man sie lange und in starken Dosen geben muß. Manche, worunter auch Hr. Wolstein ist, empfehlen statt der kostbaren Chinarinde die Eichenrinde von jungen Bäumen oder Bruchweidenrinde in faulen Fiebern, welche aber der erstern immer weit nachstehen müssen.

Auch der Kampfer zu einem halben bis ganzen Quentchen kann zu den übrigen Arzneyen bey diesem Fieber mit Nutzen gesetzt werden, um die Lebenskräfte zu erheben, die Ausdünstung

stung zu befördern, und das Nervensystem von dem auf ihm haftenden feinen Miasma zu befreyen, und der Fäulniß zu widerstehen.

Wäre das faule Fieber zugleich mit Unreinigkeiten der ersten Wege vergesellschaftet, so müßte man diese erst durch salzichte Mittel zur Ausführung vorbereiten und losmachen, und dann wie bey der zweyten Art von Fiebern fortzuschaffen suchen, alsdann gegen die Fäulniß der Säfte durch die eben erwähnten Arzneyen kämpfen.

Da das Faulfieber bey den Thieren äußerst schwer zu heilen ist, so ist es am besten, solches möglichst zu verhüten zu suchen, wovon unten bey der Viehseuche umständlich wird gehandelt werden.

Die vierte Art von Fiebern nennt man Nervenfieber. Sie sind mit einer größern Schwäche und Entkräftung verknüpft, und besonders leidet die Empfindung und das ganze Nervensystem des Körpers. Der Kopf ist meistens sehr angegriffen und die Füße sind kalt. Der Puls ist schwach und unregelmäßig.

Dieses Fieber ist bey Thieren sehr selten, und noch seltener wird es curirt. Innerlich kann man Kampfer, und äußerlich Haarseile und Zugpflaster anwenden, wenn man doch was versuchen will. Wein und Chinarinde sind hier

auch

auch an ihrem Platze. Nur bey offenbarer Vollblütigkeit darf Anfangs ein Aderlaß vorgenommen werden, dessen Wiederhohlung aber in dieser Krankheit nie nützlich ist.

Erxleben rechnet die Sterzseuche oder den Sterzwurm des Rindviehes und der Schafe zu den Nervenfiebern. Die damit behafteten Thiere sind sehr niedergeschlagen, unempfindlich und lassen mit sich machen was man will; zugleich ist der Schwanz ganz weich und welk, so daß man ihn herumdrehen kann, ohne daß sich das Thier dabey rührt. Der Schwanz fällt ganz, oder ein Theil davon ab. Das Vieh stirbt bald an dieser Krankheit. Bittere und gewürzhafte Dinge werden dagegen empfohlen; man soll klein geriebene Pomeranzenblätter zu zwey Loth mit Honig zu Pillen gemacht täglich einige Mahl dagegen eingeben, und dabey fleißig klystieren.

Kömmt dieses Uebel von Versetzung einer Krankheitsmaterie auf diesen Theil, so räth Hr. Frenzel, die Säfte des Thieres zu verbessern, und die Krankheitsmaterie durch Eytergeschwüre abzuleiten; kömmt es von nassen Ställen und schmutzigem Verhalten, so soll man die Theile gehörig reinigen, und gleich anfänglich den verletzten Theil des Schwanzes abnehmen, und dadurch werde dem Fortgange des Uebels der Abfallung des Schwanzes am ersten vorgebeugt.

Fran-

Exanthematische oder Ausschlagsfieber nennt man, welche mit einem Ausschlage, mit kleinen Geschwüren, Blattern und andern Flecken auf der Haut verbunden sind. Vielleicht ist theils in der ordentlichen Lebensart des Viehes, theils in der Dicke der Haut bey demselben die Ursache zu suchen, warum dergleichen Ausschlagsfieber bey dem Viehe weit seltener vorkommen, ausgenommen bey den Schafen, welche die Pocken oder Blattern bekommen, wovon in dem folgenden Abschnitte die Rede seyn wird.

Da die Hautausschläge öfters als etwas Kritisches anzusehen sind, wodurch das Böse aus dem Körper fortgeschafft wird, so muß man ihren Ausbruch alsdann durchaus nicht verhindern, oder durch unzeitige Aderlässe u. d. gl. aufhalten, sondern ihn selbst allenfalls, wenn es nöthig scheint, zu befördern suchen.

Eine gewisse Krankheit des Rindviehes, die so genannte Plarre oder Pestblatter, ist auch hierher zu rechnen. Diese, in der Grafschaft Burgund sehr gewöhnliche Krankheit ist ungemein gefährlich für das Rindvieh, insbesondere wenn es schwer und fett ist; da sie aber nicht ansteckt, so kann man sie nicht unter die Seuchen rechnen. Sie befällt das junge und zarte Vieh vor allem andern, vornehmlich im Anfange des Sommers, und insbesondere, wenn man ihm

bey

bey großer Hitze nicht genug zu trinken gibt. Das Vieh hört auf zu fressen und wiederzukäuen; an oder unter der Zunge bemerkt man eine Blatter von einer fahlen Bleyfarbe in der Größe einer Haselnuß; bisweilen erscheint diese Blatter an der Oeffnung des Mastdarmes, bisweilen auch wohl an beiden Stellen zugleich. Nimmt die Krankheit überhand, so werden die genannten Gegenden schnell vom Brande befallen, der Bauch läuft auf, das Athemhohlen wird schwer, und das Thier stirbt bald darauf. Man muß augenblicklich die Blatter ganz ausschneiden und das darin enthaltene verdorbene Geblüt heraus lassen, die Wunde mit Essig auswaschen, und dem Viehe fäulnißwiderstehende Mittel, z. B. Wasser mit Vitriolspiritus, auch einen abgekochten Trank von Sauerklee, Sauerampfer, Lattich u. d. gl. geben.

Unter dem Nahmen des **Aufwallens des Geblütes** verstehen einige Pferdeärzte eine Krankheit des Pferdes, wo bey einem eben nicht sehr heftigen Fieber kleine Blattern auf der Haut desselben hervorkommen, die man also auch hierher rechnen kann. Diese Blattern scheinen von einer Schärfe der Säfte herzurühren. Vielleicht haben sie Aehnlichkeit mit dem Nesselfriesel der Menschen: sie entstehen plötzlich und vergehen bisweilen unvermerkt, bisweilen aber brechen sie auf, geben ein röthliches Wasser

von sich und vertrocknen darauf. Man kann bey diesem Zufalle einen mäßigen Aderlaß, Futter und Wartung wie im Fieber überhaupt, und Salpeter mit einigen Klystieren gebrauchen.

Mit den Vereyterungen der Eingeweide sind langsame Fieber vergesellschaftet, die man phthysische nennt. In der Folge wird weiter von ihnen geredet werden.

Nach geheiltem Fieber kann man die davon zurückbleibende Schwäche im Körper durch einen allmähligen Uebergang zum gewöhnlichen Futter und durch gelinde Bewegung zu heben suchen. Findet man, daß auch Arzneyen dazu nöthig sind, so kann man die Lattwerge N. 22. täglich ein Paar Mahl geben.

Zweyter Abschnitt.

Von den Landseuchen.

Die Krankheiten des Viehes, von welchen ich im gegenwärtigen Abschnitte zu reden habe, verdienen vor allen andern die größte Aufmerksamkeit. Sie bringen nicht allein einzelne Menschen an den Bettelstab, sondern sie können selbst in ansehnlichen und reichen Ländern Armuth

muth und Hungersnoth zuwege bringen. Die geschicktesten Männer haben sich schon mit der Untersuchung dieser Krankheiten beschäftigt, und Mittl gesucht, die man der Wuth derselben entgegen setzen könnte; die Obrigkeit hat ihren Fleiß auf alle mögliche Weise unterstützt und durch ansehnliche Belohnungen aufgemuntert; aber wie wenig hat man leider! noch zur Zeit ausgerichtet, um diesen unglücklichen Krankheiten erwünschten Einhalt thun zu können?

Ich verstehe hier unter dem gemeinschaftlichen Nahmen der **Landseuchen** diejenigen Krankheiten des Viehes, welche zu gewissen Zeiten in diesem oder jenem Lande eine große Menge Vieh auf ein Mahl befallen, und ihrer Bösartigkeit wegen vieles davon hinwegreißen. Sie stecken zugleich an; hierdurch unterscheiden sie sich von andern epizootischen Krankheiten, das heißt von solchen, welche bisweilen in gewissen Ländern oder Strichen das Vieh befallen, ohne ansteckend zu seyn.

Ansteckend ist eine Krankheit, wenn sie sich gesundem Viehe, das sich dem kranken nähert, mittheilt, und so von einem Stalle zum andern fortgeht. Denn selbst ohne eine unmittelbare Berührung kann das Vieh, das in einem Stalle steht, in welchem sich kein krankes Stück befindet, angesteckt werden; Menschen und andere Thiere können das feine ansteckende

Gift einer Seuche in so weit fassen, daß sie gesundes Vieh mit derselben anstecken können, ohne daß das Gift auf jene eine merkliche Wirkung hat; leblose Körper, Kleider, allerley Geräthe, das man in den Ställen gebraucht, Sattel, Zaum, Geschirr, Decken, Futter, das in den angesteckten Ställen eine Zeitlang gewesen ist, oder wovon das kranke Vieh genossen hat, und selbst die Luft, pflanzen die Seuche fort. Die eigentliche Natur dieses ansteckenden Giftes, welches das Wesentliche der Seuchen ausmacht, ist uns beynahe gänzlich unbekannt. Man merke auch, daß nicht alle ansteckende Krankheiten des Viehes den Nahmen der Seuchen verdienen.

Viele Leute lassen es sich kaum einfallen, daß das Wort Seuche ein allgemeines Wort ist, worunter man mehrere und ganz verschiedene Krankheiten des Viehes versteht. Dieß ist die Ursache, warum sich viele Schriftsteller, die von diesen Krankheiten gehandelt haben, öfters zu widersprechen scheinen, ohne sich wirklich zu widersprechen. Allein so gewiß es ist, daß die Seuchen ihrer Natur und ihrem Wesen nach öfters ganz unter einander verschieden sind, eben so sicher ist es auch, daß man hierauf in der Heilung derselben vorzüglich sein Augenmerk zu richten habe. Ohne die Beobachtung dieser Regel wird man nie in dem Verfahren

bey

bey dem Ausbruche einer Seuche unter dem Viehe glücklich seyn, wenn man nicht etwa von ungefähr auf die eben in dem vorhandenen Falle dienlichen Mittel geräth.

Vielleicht ist keine Art Vieh von den Seuchen gänzlich befreyet: unter dem Hornviehe und den Schafen sind sie am gewöhnlichsten; und es frägt sich, ob unter dem übrigen Viehe, den Pferden, Ziegen, Schweinen, jemahls eine wahre Seuche beobachtet worden? Sonderbar ist es, daß eine jede von den Seuchen Einer Art Vieh insbesondere und allein eigen ist; die Pferde oder Schafe werden auch selbst alsdann, wenn die Hornviehseuche am heftigsten wüthet, nie davon angesteckt, nicht ein Mahl, wenn sie mit dem daran kranken Hornviehe in Einem Stalle stehen. Indessen hat man doch bisweilen bemerkt, nachdem eine Seuche unter einer Art Vieh eine Zeitlang heftig gewüthet hat, daß sich das Sterben auch unter den übrigen Arten nach und nach äußerte, wie z. B. im Jahre 1712. Es fragt sich aber noch, ob diese so genannte Seuche unter dem übrigen Viehe eine wahre Seuche, oder vielleicht nur eine allgemeine, eine epizootische Krankheit gewesen ist?

Ein anderer merkwürdiger Umstand bey den Seuchen ist das, daß ein Stück Vieh, das ein Mahl die Seuche überstanden hat, nie

zum zweyten Mahle von der nähmlichen Seuche befallen wird.

Was uns die ältern Schriftsteller von den Seuchen unter dem Viehe sagen, die zu ihrer Zeit das Vieh befallen haben, das dient fast zu nichts weiter, als daß wir wissen, daß die Seuchen nicht erst in den neuern Zeiten angefangen haben zu wüthen. Diejenige Viehseuche, von welcher Columella und Vegetius unter dem Nahmen Cruditas reden, scheint indessen mit der eigentlichen Hornviehseuche in Ansehung der Zufälle ziemlich überein zu kommen; allein ihre Entwickelung der Ursachen des Uebels, und die Mittel, die sie dagegen angeben, sind wenig werth. So kömmt auch die Krankheit des Hornviehes, welche Severus Sanctus im dritten oder fünften Jahrhundert nach Christi Geburt besungen hat, beynahe mit der wahren Hornviehseuche überein, nur scheint sie damahls noch heftiger gewesen zu seyn, als wie jetzt zur Zeit diese Seuche selbst in den Ländern ist, wo sie am heftigsten wüthet. Livius redet von einigen ansteckenden Krankheiten unter dem Viehe, die zu Rom zu verschiedenen Zeiten sehr stark gewüthet haben, allein übrigens wissen wir nichts von der Natur dieser Seuchen.

Im Anfange des neunten Jahrhunderts nach Christi Geburt wüthete die Seuche unter dem

dem Rindviehe ganz entsetzlich. Im Jahr 1272 nahm sie wiederum eine große Menge Vieh weg, so wie auch in dem Jahre 1682, wo sie in einem großen Theile von Europa bis zum Jahre 1693, in welchem sie sich verloren zu haben scheint, unter dem Horn- und Schafviehe beträchtlichen Schaden that. 1710 bemerkte man wiederum eine Seuche in Ungarn, Italien und Deutschland unter dem Hornviehe bis zum Jahr 1719, und 1730, 1731 und 1732 eine andere. Endlich brach die Seuche 1740 unter dem Hornviehe wiederum aufs Neue aus, sie that fast in ganz Europa großen Schaden; und obschon der Eifer, mit welchem Verschiedene in den vorigen Zeiten die Natur dieser Krankheit zu ergründen und Hülfsmittel dagegen an die Hand zu geben gesucht haben, mit dem neuen Ausbruche der Seuche wiederum aufwachte, ja selbst zunahm, so wüthet dennoch diese fürchterliche und unbezwingbare Krankheit noch immer fort; ja vielleicht kann man sagen, daß sie in einigen Ländern an Heftigkeit wirklich zunimmt. Zwar hat sie bisweilen hin und wieder etwas nachgelassen, allein weit davon entfernt gänzlich aufzuhören, so hat sie vielmehr immer noch einige unter der Asche gleichsam glimmende Funken zurück gelassen, welche öfters auf ein Mahl, ehe man es sich versah, desto stärker in neue Flammen ausbrachen.

Die sonderbaren Zufälle, die sich bey den verschiedenen Seuchen des Viehes finden, und der Umstand, daß das Vieh nicht öfter als Ein Mahl davon befallen wird, machen es mehr als wahrscheinlich, daß sie durch ein feines und seiner Natur nach uns noch unbekanntes Gift hervorgebracht werden, welches sich in den Körper einschleicht und in den festen und flüssigen Theilen die Unordnungen anrichtet, welche die Krankheit ausmachen. Dieses Gift scheint sich in dem kranken Körper dergestalt zu vervielfältigen, daß hernach beynahe alle feste und flüssige Theile des Thieres ein anderes noch gesundes Thier anzustecken im Stande sind.

Die Ansteckung scheint vornehmlich durch das Athemhohlen und den Speichel zu geschehen. Die Werkzeuge des Athemhohlens und der Verdauung leiden deßwegen vorzüglich bey den meisten Seuchen, und die Krankheit äußert sich auch gewöhnlicher Weise zuerst in ihnen. Die Schweißlöcher und die Gefäße der Haut scheinen das Gift nicht so stark oder nicht so leicht zu fassen.

Sehr viele Fragen, dieses Gift der Seuchen betreffend, bleiben noch übrig, die wir nicht im Stande sind zu beantworten. Ist dieses Gift vielleicht alkalisch, wie es seinen Wirkungen nach das Ansehen haben könnte? oder besteht

es

es gar in kleinen Gewürmen, wie einige geglaubt haben? Wie ist es zuerst entstanden?

Man hat beobachtet, daß die Seuchen unter dem Viehe bisweilen nach harten Wintern, z. B. nach denen von 1709 und 1740 ausgebrochen sind; allein die Beobachtung ist nicht allgemein; es ist nicht vor allen Seuchen ein harter Winter vorher gegangen und nicht auf alle harte Winter eine Seuche unter dem Viehe erfolgt. Außerdem ist es auch nicht wohl begreiflich, wie ein harter Winter das Gift der Seuchen erzeugen könne. Nasse und feuchte Jahre mit großen Abwechselungen in Hitze und Kälte müssen freylich auf den Körper aller Thiere einen großen Einfluß haben und ihn sehr schwächen; allein vielleicht reichen sie eben so wenig, als verdorbene Nahrungsmittel, Mehlthau, faule und stehende Wasser, von denen das Vieh trinkt, zu, das Gift der Seuchen hervorzubringen. Eben das gilt von allerley ungesunden Dünsten, die einige für die Ursache der Seuche gehalten haben: alle diese Dinge können grassirende Krankheiten unter Menschen und Viehe veranlassen, aber vielleicht keine ansteckende Seuchen. In den Niederlanden ist man auf die Gedanken gerathen, ob die Gewohnheit, das Vieh Tag und Nacht auf der Weide zu lassen, die daselbst herrschende Seuche verursacht habe: allein man hat die

Seuche auch in Gegenden, wo das Vieh auf den Ställen gehalten oder nur ausgetrieben wird: und wiederum in andern Gegenden, wo das Vieh ebenfalls die ganze Zeit durch, da es die Witterung erlaubt, auf der Weide bleibt, weiß man nichts von der Seuche.

Warum wirkt das Gift der Seuchen nur auf Eine Art Vieh insbesondere? Und warum wird ein Stück Vieh nur Ein Mahl und nicht öfter davon angesteckt? Warum geht die Pest unter den Menschen nicht auch zum Viehe über, oder warum sind die Viehseuchen nicht auch immer mit einem starken Sterben unter den Menschen vergesellschaftet? Am besten thut man, wenn man gesteht, daß man diese und mehrere solcher Fragen nicht beantworten kann.

Man kann alle bekannte Seuchen des Viehes theils unter die Classe der inflammatorischen, theils der faulen Fieber bringen; allein eine jede von ihnen hat außerdem ihr Besonderes und Eigenes, welches verursacht, daß man die Seuchen in der Heilung nicht völlig wie einfache inflammatorische oder faule Fieber ansehen darf. Ein specifisches Mittel gegen diese oder jene Seuche würde dasjenige seyn, was diesem Besondern und Eigenen der Seuche entgegen wirkte und es zerstörte, und es würde alsdann nur noch das inflammatorische oder faule Fieber durch die bekannten Mittel zu heilen übrig bleiben.

ben. Allein leider! haben wir keine specifische Mittel gegen die Seuchen.

Und eben deßwegen, weil wir das Gift, das die Seuchen hervorbringt, seinem Wesen nach nicht kennen, so ist es auch unmöglich, allgemeine Regeln anzugeben, die auf alle Seuchen paßten, wodurch man den Ausbruch derselben unter dem Viehe gänzlich verhüten könnte. Wenn aber eine sorgfältige Behutsamkeit, das Vieh beständig so viel als möglich in einer reinen und gesunden Luft zu halten, ihm nur zuträgliche und nicht verdorbene Nahrungsmittel und frisches nicht faules oder stehendes Wasser zu geben, und die Beobachtung anderer dergleichen diätetischen Regeln, die man im dritten Abschnitte meines theoretischen Unterrichts in der Vieharzneykunst finden kann, nicht im Stande sind, dem Ausbruche der Seuchen unter dem Viehe gänzlich zuvorzukommen, so wird man doch dadurch nicht allein viele Krankheiten desselben abwenden können, sondern auch die Gesundheit des Viehes vielleicht so befestigen und dauerhaft machen können, daß es, im Fall die Seuche ausbrechen sollte, weniger Gefahr dabey läuft, als anderes nicht so gut gewartetes Vieh.

Noch nöthiger sind die Regeln, die weitere Ausbreitung der Seuchen in einem Lande, wo sie schon wirklich ausgebrochen sind, oder wenn

sie

sie in der Nachbarschaft wüthen, zu verhüten. Ich werde in der Folge davon reden.

Die Landseuchen, von welchen ich hier besonders zu handeln habe, sind die eigentliche und wahre Hornviehseuche oder Rindviehpest, zwey andere von der vorigen wohl zu unterscheidende Seuchen des Hornviehes, die in den Jahren 1682 und 1732 herrschten, und die Seuche der Schafe, die man mit dem Nahmen der Schafpocken belegt.

Von der Rindviehpest, wahren Horn- oder Rindviehseuche.

Im Jahr 1711 kam eine Rindviehheerde aus Dalmatien über das adriatische Meer nach Italien; unter dieser Heerde befand sich ein Ochse, der in der Gegend der Stadt Padua auf das Gut und zu der Rindviehheerde des Grafen und Domherrn Trojani Borromäi gebracht wurde. Dieser Ochs, der bey seiner Ankunft schon krank war, starb einige Tage nachher; bald darauf starb, bis auf ein einziges Stück, die ganze Heerde an der nähmlichen Krankheit; und von dieser Heerde, die von dem Ochsen aus Dalmatien war angesteckt worden, verbreitete sich die Rindviehpest über das Paduanische, Venetianische, und nach und nach beynahe über ganz Italien.

Nach

Nach Doctor Schröcks Bericht kam diese Pest des Rindviehs schon während des Herbstes 1711, nachdem sie aus Ungarn der Donau sich genähert und überall die traurigsten Verheerungen angerichtet hatte, in die Gegenden von Augsburg, und richtete daselbst und in den umliegenden Ländern die größten Verwüstungen an. Aus Italien, von der Donau und aus Schlesien wurde die Rindviehpest 1712 über ganz Deutschland verbreitet; 1713 wurde sie nach Holland, und 1714 nach Frankreich, und durch Häute über die See nach England gebracht. Sie herrschte von 1712 bis 1719 in manchen Ländern mehrere Jahre hindurch, und kam oft wieder. 1740 bis 1747 brach sie wieder in vielen Ländern aus. Im siebenjährigen Kriege, wo viele und große Heerden Ochsen aus Ungarn und Polen zu den Armeen kamen, herrschte sie im größten Theile von Deutschland; und seit diesem Kriege hat sie zwanzig Jahre lang bald in diesem, bald in jenem Theile Deutschlands gewüthet.

Im Jahr 1796 brachte der jetzige französische Krieg die Rindviehpest aufs neue nach Deutschland, wo sie immer weiter und weiter an der Donau, in Baiern, Schwaben, Franken, am Rheine, in Westphalen und mehreren Ländern verbreitet wurde, und wirklich jetzt, im Herbst 1799, noch in manchen Gegenden wüthet.

Wo dieses schreckliche Uebel entstehe, ist nicht ausgemacht; die mehrsten Gelehrten sind der Meinung, daß es in Asien oder gar in Afrika, dem Vaterlande der Menschenpest und der Blattern, seinen Ursprung habe. So viel wissen wir aber, daß diese Pest nie in Deutschland selbst entstehe, und daß sie jedes Mahl aus oder über Ungarn oder Polen nach Deutschland komme.

Erxleben hat während der auf Befehl und Kosten Sr. Königl. Großbritannischen Majestät der Vieharzneykunst wegen verrichteten Reise Gelegenheit gehabt, in verschiedenen Provinzen der vereinigten Niederlande, wo die Pest damahls am heftigsten wüthete, selbst Beobachtungen darüber anzustellen, und sich bey den vortrefflichsten Gelehrten dieser Länder — van Doeveren, Camper, Münniks, Coopmans, Sandifort, Bicker, Schouten — mündlich darüber zu unterrichten; daher seine Bemerkungen über diese verheerende Krankheit alle Aufmerksamkeit verdienen.

Man bemerkt zuerst an dem Viehe, das davon befallen worden, eine gewisse Traurigkeit und Abneigung vom Essen und Trinken; es knirscht öfters mit den Zähnen, und hört endlich ganz auf wiederzukäuen. Dabey schaudert es bisweilen über dem ganzen Leibe, und steht

auf

auf den Hinterfüßen nicht auf die gewöhnliche Weise, sondern nur auf den Zähen oder Klauen. Bisweilen steht das Vieh die ganze Krankheit durch, ohne sich niederzulegen. Die Hinterfüße und die Gegend um die Nieren scheinen außerordentlich empfindlich zu seyn, wenn man die Hand daran bringt. Die Hörner und Ohren verlieren ihre natürliche Wärme und werden ganz kalt; jedoch öfters nur abwechselnd, so daß sie bisweilen wiederum warm werden, ja daß öfters Ein Horn oder Ein Ohr warm, und das andere kalt ist.

Der Harn ist gewöhnlicher Weise stärker als natürlich gefärbt, und bleibt die ganze Krankheit durch helle. Der Abgang des Mistes bleibt öfters die ersten Tage der Krankheit natürlich; bisweilen verfärbt sich der Mist und riecht sehr stark nach Bisam; bald ist er dick, bald wieder ganz dünn, bisweilen bemerkt man selbst eine starke Verstopfung bey dem kranken Viehe. Meistentheils stellt sich am vierten, fünften oder sechsten Tage der Krankheit ein Durchlauf ein, wobey das Vieh den äußerst übelriechenden und ganz flüssigen Koth ziemlich weit von sich spritzt, ja bisweilen ist dieser Koth auch mit Blute oder mit Eyter vermischt. Bey andern bemerkt man von diesem Durchlaufe nichts, sondern der Mist bleibt in dem Mastdarme, der seine natürliche Stärke verliert und offen

steht,

steht, bis das Thier stirbt. Das Harnen unterbleibt bey den meisten kranken Thieren gänzlich.

Bey den Kühen verliert sich gleich anfänglich die Milch in den Eutern, sie wird dick und verdirbt gänzlich. Herr Clerc und Raauw Boerhaave sind vielleicht die einzigen Beobachter, die die Milch bey dem kranken Viehe unverändert und natürlich gesehen haben. Das Geburtsglied der Kühe schwillt auf und steht offen. Bey den trächtigen Kühen sind überhaupt alle Zufälle der Krankheit viel heftiger als bey anderem Viehe, und insbesondere, je weiter sie in der Trächtigkeit sind. Kommen sie ja durch die Seuche, so verkalben sie meistentheils nachher.

Untersucht man den Puls, so findet man ihn fieberartig, und zählt in einer Minute siebenzig, achtzig bis neunzig Schläge; er ist indessen nicht stark, sondern öfters so schwach, daß man ihn gar nicht bemerken kann, und dabey sehr unordentlich. Diese Schwäche im ganzen Körper, die mit der Krankheit vergesellschaftet ist, wird auch dadurch kenntlich, daß das Thier den Kopf und die Ohren sinken läßt und gänzlich aufhört zu blöcken, und den Schwanz zu bewegen.

Nicht lange nach dem ersten Anfalle der Krankheit fängt das Vieh auch an bisweilen

zu

zu huſten, und dieſer Huſten nimmt öfters ungemein zu; das Athemhohlen wird ſehr beſchwerlich; ſo daß das Thier unter großem Stöhnen wohl gar niederfällt und in mancherley Lagen, die es annimmt, Athem zu hohlen ſucht. Eine gar zu große Schwäche des Körpers kann aber machen, daß der Huſten endlich gar aufhört.

Aus dem Maule, vornehmlich aber aus der Naſe, fängt anfänglich ein dünner Schleim zu fließen an, welcher den dritten Tag ziemlich dick wie Eyter wird und in Menge abfließt. Ungeachtet das Rindvieh ſonſt die Naſe ſehr reinlich hält und mit der Zunge ableckt, ſo bekümmert es ſich doch in dieſer Krankheit nicht darum, ſondern läßt den Schleim immer fort fließen. Bisweilen ſcheint das Maul noch ſtärker angegriffen zu ſeyn, und die Zähne fangen an los zu werden oder zu wackeln.

Die Augen erſcheinen auch bald nach dem Anfalle der Krankheit entzündet und geſchwollen, und ſehen nicht heiter und natürlich, ſondern ganz trübe und traurig aus. Die innere Augendecke (membrana nictitans) ſchwillt an und kömmt zum Vorſcheine, das Weiße im Auge wird roth, und es fließt aus den Augen eine dicke Materie wie Eyter, öfters in großer Menge. Herr Clerc verſichert, verſchiedene Mahle angemerkt zu haben, daß die Augen

öfters nicht roth, sondern gelblich werden, und dabey eingefallen erscheinen.

Bisweilen bricht bey dem kranken Viehe ein Ausschlag auf der Haut aus. Einige haben dieses für ein Kennzeichen von anfangender Besserung gehalten, allein die Erfahrung lehrt wenigstens, daß selbst viele Stücke, die diesen Ausschlag sehr stark bekommen, dennoch an der Krankheit sterben. Die Viehseuche, welche am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts wüthete, bey welcher Pocken und Blattern in großer Menge auf der Haut des Viehes ausbrachen, ist indessen von ganz anderer Natur gewesen.

Man bemerkt bisweilen bey dem kranken Viehe, insbesondere bey dem, wo das Uebel nicht so sehr die Brust befällt, daß der Hinterleib, vornehmlich an der linken Seite, wo der Panzen liegt, gewaltig aufgeblasen wird. Daß dieses von Luft, welche darin eingeschlossen ist, herrühre, beweist der Schall, wenn man mit der Hand darauf schlägt. Vielleicht dringt die Luft bisweilen selbst unter das Fell, wenigstens klingt es bisweilen so, wenn man auf den Rücken drückt.

Die Zeichen, woraus man schließen kann, daß das kranke Vieh wieder werde hergestellt werden, sind ziemlich unsicher. Es gehört dahin, daß die Ohren und Hörner wiederum anfangen

fangen natürlich warm zu werden, und daß das Vieh den Schwanz und die Ohren allmählig wieder bewegt. Die Lust zum Futter, insbesondere aber die Wiederherstellung des Wiederkäuens sind die sichersten Zeichen der Genesung von dieser Krankheit, so wie auch die Erleichterung auf der Brust nebst der Verminderung des Hustens. Der Ausbruch einer Räude oder gewisser Blattern auf der Haut ist, wie ich schon erinnert habe, nicht allemahl ein sicheres Zeichen der bevorstehenden Besserung.

Zeichen von Gefahr sind, wenn das Vieh den Kopf stark hängen läßt, und stark keucht oder mit großer Beschwerde Athem hohlt; und wenn aus Nase und Maul ein zäher Schaum dringt, oder wenn der Bauch stark aufschwillt, so ist meistens der Tod nicht weit.

Die Dauer der Krankheit ist nicht jederzeit gleich lang. Bisweilen stirbt das Vieh nach vier und zwanzig Stunden daran, bisweilen den dritten, vierten, fünften, auch wohl erst den sechsten oder siebenten, und selten den eilften Tag. Bisweilen zeigt es die Pfoten im Tode eingezogen, bisweilen ausgestreckt, und liegt dabey, so wie auch während der ganzen Krankheit, bald auf dieser, bald auf jener Seite.

Kein Stück Vieh wird zwar öfter als Ein Mahl von dieser Seuche befallen, allein man

hat keine Zeichen, woraus man sehen könnte, ob ein Thier die Seuche überstanden habe oder nicht. Bisweilen verliert das Vieh den Haarbusch an dem Schwanze nach der Herstellung, jedoch nicht immer; und man kann also den Mangel desselben nicht für ein zuverlässiges Merkmahl des durchgeseuchten Viehes ansehen, wie einige geglaubt haben.

Die Natur dieser unglücklichen Krankheit des Rindviehes wird sich nicht besser untersuchen lassen, als wenn wir unsere Aufmerksamkeit auf das richten, was man bey den Zergliederungen des an der Seuche verstorbenen Viehes beobachtet hat, und dieses mit den äußerlichen Zufällen der Krankheit selbst vergleichen.

Was also die Beschaffenheit der innern Theile bey dem an der Seuche umgefallenen Viehe betrifft, so bemerkt man die Spuren einer starken Entzündung und des kalten Brandes an verschiedenen Eingeweiden desselben. Das Netz, der Panzen, der Salter und die Gedärme, insbesondere die dünnen, werden insbesondere davon befallen angetroffen, und sind öfters ganz roth, blau, purpurfarbig oder schwarz; bisweilen auch nur häufig mit dergleichen Flecken besetzt. Der Panzen ist stark von Luft aufgeblasen. Die Leber ist blaß und öfters ganz verdorben; bisweilen enthält sie auch Luft in sich; die Gallenblase ist ungemein

groß,

groß, und enthält sehr viel übelriechende Galle. Es scheint indessen nicht, als wenn man das Wesen der Krankheit in einem Fehler der Leber oder in dem Verderben der Galle zu suchen habe; vermuthlich sammelt sich nur die Galle so stark an, und geht bisweilen selbst ins Geblüt über, weil die Entzündung der Gedärme und des Gallenganges nebst dem aufhörenden Geschäfte der Verdauung ihre ordentliche Ergießung in die Gedärme verhindert.

Die Milz ist meistentheils blaß und verdorben. Wenn man den Panzen (Wampen) öffnet, so findet man die genossene Speise und Trank unverdauet darin, aber von selbst in eine Fäulniß und Verderben übergegangen, und von einem unerträglichen Geruche, wodurch auch die innere Haut des Panzen sowohl als der Haube (Kappe, Netz) angefressen und gleichsam verbrannt erscheint. Der Salter [Psalter, Buch, Mannigfalt, Löser *)] ist mit harter und ganz dicht zusammen gebackener Speise angefüllt; die innere Haut dieses Magens ist los, und hängt an der verhärteten Speise fest, so wie auch die Blätter desselben bisweilen ganz

*) Der dritte Magen wird in einigen deutschen Ländern Löser genannt, und da man allezeit bey den an der Pest verstorbenen Thieren (nur junge Kälber, die von Milch lebten, ausgenommen) dürres Futter in diesem Magen fand; so hat man in diesen Ländern der Rindviehpest die Benennung Löserdürre gegeben.

verdorben angetroffen werden; das erstere aber fällt bey den Milchkälbern von selbst weg. Der Rohm (Lab, Rode) ist mehrentheils von Speise ledig, aber von Luft aufgetrieben, hin und wieder mit Brandflecken besetzt, und die innere Haut davon abgelöst. Die Gedärme enthalten bisweilen verdorbenes und geronnenes Blut, bisweilen andere sonderbar gefärbte verdorbene Säfte; der Mastdarm ist insbesondere sehr entzündet und enthält ausgetretenes Geblüt. Die Nieren sind öfters bleich, jedoch bisweilen ganz gesund und natürlich. Die Harnblase ist bey den allermehresten sehr stark mit Harne angefüllt; das Gegentheil davon ist sehr selten. Bey den an der Seuche gestorbenen trächtigen Kühen ist die Gebärmutter ebenfalls stark entzündet und mit Brandflecken besetzt, das Kalb aber ohne Zeichen der Verletzung. Herr Clerc hat jedoch auch das Kalb von der Seuche angegriffen gesehen. Die Euter sind sehr entzündet und mit verdickter Milch angefüllt.

Was den Vorderleib anbelangt, so trifft man die Lungen meistentheils stark entzündet und vom kalten Brande angegriffen an; bisweilen findet sich auch Luft in dem Wesen der Lunge selbst. Meistentheils ist die Luftröhre inwendig ebenfalls stark entzündet und brandicht, bey einigen auch mit einer eyterartigen Materie überzogen, gemeiniglich aber, und zwar selbst

in

in ihren kleinen Zweigen bis in die Lunge hinein, mit einem weißen und sehr zähen Schaume angefüllt. Der Schlund und die Wurzel der Zunge sind ebenfalls meistens entzündet, das Uebrige im Maule aber gesund. Bisweilen sind auch die Halsmuskeln, so wie auch bey den Kälbern die Brustdrüse, entzündet. Das Herz scheint äußerlich gesund innerlich enthält es bisweilen geronnenes, bisweilen aufgelöstes, bisweilen gar kein Blut; sonst trifft man in den Adern das Blut immer aufgelöst an.

Einige haben die Nerven im Kopfe entzündet ja gar verfault angetroffen, andere natürlich und gesund. Herr Clerc fand die Hirnhäute entzündet und roth.

Das Talg der an der Seuche verstorbenen Thiere stinkt nach der Beobachtung einiger glaubwürdiger Schriftsteller, wenn es gebrannt wird; andere Schriftsteller haben aber auch das Gegentheil beobachtet.

Wenn man diese Umstände sorgfältig erwägt, und zugleich auf das sieht, wodurch sich die Seuche bey dem davon befallenen Vieh zu erkennen gibt, so muß man daraus die wahrscheinliche Folge ziehen, daß die Krankheit ein inflammatorisches Fieber sey, welches nachher in ein faules übergeht. Hieraus läßt sich die Entzündung der verschiedenen innern Theile des

Körpers erklären, welche man bey dem gestorbenen Viehe wahrnimmt, die so häufig in einen kalten Brand der festen Theile und in eine Fäulung der flüssigen ausartet. Daß dieses Fieber außerordentlich bösartig sey, erhellet aus verschiedenen Umständen, insbesondere aus dem schwachen Pulse und der großen Schwäche im ganzen Körper, welche so ausnehmend ist, daß die Verdauung und das Wiederkäuen, die Ausleerung der Harnblase, die Ergießung der Galle in die Gedärme und andere dergleichen im Körper vorgehende Handlungen dadurch unterbrochen werden. Aus den vorher erzählten das Athemhohlen betreffenden Umständen bey dieser Krankheit haben einige zugleich, und vielleicht nicht ungegründet, geschlossen, daß sie ein bösartiges katarrhalisches Fieber sey. Auch das Nervensystem des Körpers scheint vorzüglich zu leiden.

Die Herren Schouten und Bicker zu Rotterdam sind in der Bestimmung der Natur der Krankheit nicht völlig derselben Meinung. Der stark gefärbte Harn, die Abwesenheit der Entzündung an den Eingeweiden, die sie bisweilen bemerkt haben, und der Puls, der niemahls hart ist, verhindert sie, die Seuche als ein inflammatorisches Fieber anzusehen.

Außer-

Außerdem hat aber die Seuche auch noch das Besondere, daß sie sehr ansteckend ist, und nicht allein von einem Stücke Vieh zum andern unmittelbar übergeht, sondern daß auch ihr Gift durch die Luft *) und andere leblose Körper öfters durch große Entfernungen fortgepflanzt und verbreitet wird. Das Gift, wodurch eigentlich diese bösartige Krankheit hervorgebracht wird, scheint uns seiner Natur nach selbst noch nicht hinlänglich bekannt zu seyn, so wie das Wesentliche der Kinderblattern und Masern und mehrerer ansteckenden Krankheiten des menschlichen Körpers. Höchst anmerkungswürdig ist es inzwischen noch, daß dieses Gift auf andere Thiere, und auch auf den menschlichen Körper, keine Wirkung hat. Die Seuche geht niemahls zu den Pferden, Schweinen, Hunden oder andern Thieren, und selbst nicht zu denen über, welche mit dem Rindviehe die

*) Nähmlich durch den Dunstkreis oder diejenige Luft, welche die kranken Thiere zunächst umgibt, und ihre Ausdünstungen enthält; durch diesen Dunstkreis, besonders in Ställen, kann allerdings das Gift auf andere verbreitet werden. Daß aber das kranke Thier im Freyen durch die Luft in einer Entfernung von zwanzig und mehreren Schritten anstecke, das ist weder erwiesen, noch wahrscheinlich. Und unwahr ist es, daß die Ansteckung durch die Luft von einer Weide zu einer andern, durch einen breiten Zwischenraum von ihr getrennten Weide, von einem Stalle zum andern, oder gar Viertel- oder halbe Stunden Weges weit sich verbreiten könne.

mehreste Aehnlichkeit haben, zu den Ziegen *), Schafen und Hirschen; und das Fleisch der an der Seuche von selbst gestorbenen Thiere würde in den vereinigten Niederlanden bey der damahls daselbst wüthenden Seuche in einer ganz erstaunenden Menge gegessen, ohne daß man übele Folgen auf die Menschen, die es genossen, davon bemerkte.

Die jetzige Rindviehpest habe ich hier in Brückenau und den benachbarten Orten am Ende des Sommers und im Herbste 1796 selbst beobachtet, habe viele pestkranke Thiere gesehen, habe crepirte öffnen lassen und die inneren Theile untersucht, und die äußerlichen und innerlichen Kennzeichen dieser Krankheit eben so bemerkt, wie sie nach Erxleben's Beobachtung so eben angezeigt worden, und alles übrige mit dessen Schilderung der Seuche im Ganzen übereinstimmend gefunden. Aber Bisam habe ich nie am abgegangenen Miste gerochen, öfters dagegen einen heftigen Gestank. Die Augen habe ich meistens matt, trüb und triefend gefunden, bisweilen auch ganz glänzend, gleichsam wie Glas. Auch wurden keine Ziegen von dieser Seuche angesteckt; obschon es eine Menge dieser Thiere in hiesiger Gegend gibt,

*) Man will zwar angemerkt haben, daß auch Ziegen von der Krankheit angesteckt worden sind; allein durch die Inoculation fasst dieses Thier die Seuche nicht.

gibt, und solche heerdenweise zusammen gekauft und an die von Rindvieh entblößten Ortschaften am Main- und Rheinstrome, wo die Pest grassirte, getrieben wurden, hörte man doch niemahls von einer Ansteckung dieser Thiere, wie man nach obiger Note schon bemerkt haben will.

Trächtige Kühe verwarfen meistens, oft todte Kälber, und die lebenden starben größtentheils bald wieder. Wo die Seuche immer in hiesiger Gegend ausbrach, war sie offenbar durch Ansteckung entstanden.

Wenn man bedenkt, daß diese Seuche seit dem Jahre 1711 bis jetzt beynahe in einem fort in Europa gewüthet hat, die Zeit von 1720 bis 1740 und von 1783 bis 1796 allein ausgenommen — und vielleicht hatte sie sich auch in diesen Jahren nicht gänzlich verloren — und daß alles, was man bisher gegen diese entsetzliche Krankheit versucht hat, noch immer vergeblich gewesen ist, so muß man leider anfangen das für wahrscheinlich zu halten, was verschiedene der besten Schriftsteller, z. B. Alta, Camper, behaupten, daß diese Viehpest vielleicht in der Folge eine in Europa einheimische und immer fortdauernde Landplage bleiben wird, die bisweilen gelinder, bisweilen heftiger seyn, aber sich vielleicht niemahls gänzlich verlieren wird,

so

so wie es mit den Kinderblattern unter dem menschlichen Geschlechte ergangen ist.

Es ist nun von den Vorbauungs- und Heilmitteln der Rindviehpest zu sprechen, deren es aber, nach dem einstimmigen Geständniß erfahrner und aufrichtiger Aerzte, leider! gar keine noch zur Zeit gibt, nähmlich solche, welche bewirkten, daß Thiere, wenn sie vom Pestgift berührt würden, weder angesteckt noch krank werden sollten.

Es sind zwar in älteren und neueren Zeiten eine ungeheuere Menge äußerlicher und innerlicher Vorbauungs- und Heilmittel gegen die Rindviehpest gepriesen worden, sowohl von Aerzten als Oekonomen, Hirten, Kurschmieden, Viehärzten und Abdeckern, wie man aus dem Schwarme medicinischer und politischer Zeitungen, besonders aus dem Reichsanzeiger von 1796 bis jetzt, und den seit einigen Jahren erschienenen zahllosen Schriften und Verordnungen über die Rindviehseuche ersehen kann; allein vielfältige Erfahrung hat uns völlig überzeugt, daß alle diese Mittel gegen die Viehpest nichts wirken, nichts helfen, und immer vergeblich ohne allen Nutzen angewandt wurden. Denn von jenen Thieren, denen man Arzneyen einschüttete, sind so viele umgekommen, als von jenen, die gar keine Arzneyen bekamen; nicht selten starben von den erstern noch mehrere.

Nach

Nach einer langen Erfahrung, sagt Herr Wolstein *), und nach dem Zeugnisse der besten Aerzte, hat nichts bisher gegen die Seuchen kräftig gewirkt. Die besten Arzneyen haben den Kranken geschadet; den Thieren, welche dem Tode entkommen sind, wurde das Leben durch Naturkräfte und glückliche Krisen gerettet. Camper, Vicq-d'Azyr, von Oertzen und mehrere andere behaupten das nähmliche.

Von der Unwirksamkeit aller angewandten Mittel wird man am sichersten überzeugt, wenn man die Zahl der gefallenen Stücke gegen jene der geretteten vergleicht. Berechnungen über viele Tausend kranke Thiere lehren, daß — man brauche Arzneyen, oder nicht — von vier kranken Stücken wenigstens drey Stücke sterben. An der jetzigen Pest sollen in der einzigen Stadt Dillingen 1360 Stück von 1400 gestorben, und in dem einzigen Bezirke des Scharfrichters von Erlangen 2994 Stücke verscharret worden seyn. In Bologna hat die jetzige Seuche 19000 Stücke hinweggerafft. 1769 starben in der Provinz Friesland 51,022, und 17,237 besserten sich (von 100 Kranken starben 75). In der Provinz Holland vom April 1769 bis Ende März 1770, also in Einem Jahre, starben 159,227

*) Anmerkungen über die Viehseuchen in Oesterreich. Zweyte Auflage. Seite 76.

159,227 Stücke, und 61,591 besserten sich. 1770 bis 1772 starben in den Herzogthümern Bremen und Verden 21,671, und 3957 besserten sich (von 100 starben also 85). Hr. Hofrath Faust *) hat in seiner vortrefflichen Schrift, die ich hier benutzt habe, berechnet, daß diese Pest seit 1711 in Deutschland 28 Millionen, und in Europa 200 Millionen Stück Rindvieh getödtet habe.

Auch ich habe die Erfahrung gemacht, daß aller Arzneygebrauch bey dieser Krankheit eine vergebliche Sache ist. Da mir die Hochfürstlich Fuldische Regierung 1796 den Auftrag gab, die Viehseuche im hiesigen Lande zu untersuchen, und mein Gutachten darüber zu geben, schlug ich das Todtschlagen der ersten angesteckten Thiere als das beste und wirksamste Mittel vor, um der Rindviehpest (wofür ich die Viehseuche gleich erklärte) schleunig Einhalt zu thun; allein mein Vorschlag wurde nicht in Erfüllung gebracht, vermuthlich weil man solchen zu hart fand. Dagegen sollte mit Arzneymitteln geholfen werden. Es wurden also fleißig Arzneyen verordnet, und zwar sehr gepriesene Arzneyen, und sowohl zur Vorbeugung als Heilung der Viehpest dem Viehe eingegeben. Es starben aber so viele von solchen Thieren, die Arzneyen bekamen, als von jenen, die keine bekamen, und

*) Ueber die Rindviehpest 1797, S. 36.

und nicht der geringste Unterschied ward bemerkt, und nicht den geringsten Nutzen sahe ich vom Gebrauche aller Arzneyen. Eben so wenig fruchteten die Präservativmittel. Kam die Pest in einen Stall, so wurden alle Thiere, wenn sie aus Mangel eines andern Platzes nicht abgesondert werden konnten, nach und nach angesteckt und ein Raub der Pest, es mochten Arzneyen angewandt werden, oder nicht; nur ein und anderes Stück blieb gänzlich verschont, oder wurde durch Naturkräfte gerettet.

Daß alle Arzneyen gegen dieses Uebel fruchtlos sind, ist gar nicht zu verwundern, noch weniger kann man der Arzneykunst deßhalb Vorwürfe machen; der Grund davon liegt in der Krankheit selbst und in den Umständen. Die eigentliche Natur der Rindviehpest kennt Niemand. Sie macht in den edelsten Eingeweiden, den Magen und Därmen des Rindviehes, die schädlichsten Wirkungen eher, als man die Krankheit durch äußerliche Zufälle bemerkt und erkennt; und erkennt man auch die Gegenwart der Krankheit, so pflegt sie mehrentheils in 3, 4 bis 5 Tagen, manchmahl in 24 Stunden, das Thier zu tödten, und man hat keine Zeit, der Natur durch Arzneyen zu Hülfe zu kommen. Und hätte man auch Zeit, so hat die Krankheit doch solche Wirkungen in den Magen, die gleichsam verstopft sind, hervorgebracht,

gebracht, daß alle innerlich gebrauchte Arzneyen, die kaum in die verstopften Magen, geschweige in den übrigen Körper, eindringen können, ohne Hülfe und Nutzen seyn müssen, wie der berühmte Camper in seinen Vorlesungen über das Viehsterben schon bewiesen hat.

Da die Arzneyen keine Hülfe gegen die Seuche gewähren, so muß man also Alles anwenden, die Rindviehpest zu verhüten, abzuhalten und auszurotten. Es ist daher die Frage: Wie kann man die Seuche von einem Lande abhalten und verhüten? Durch welche Mittel sichert ein jeder Einwohner insbesondere sein Vieh gegen das Anstecken? und wie hat er sich dann zu verhalten, wenn sein Vieh wirklich von der Pest befallen wird? — Die Regeln, welche zur Beantwortung dieser Fragen angegeben werden, sollen, so viel als möglich, auf richtige Beobachtung gegründet seyn; wobey Erleben zugleich die Gelegenheit nimmt, seine Landsleute allerwärts an die von ihnen zu beobachtenden hohen Verordnungen, die Viehseuche betreffend, zu erinnern.

Wenn in benachbarten Ländern die Viehseuche wüthet, so ist das Erste und Nöthigste, daß wir verhüten, daß die Seuche sich nicht bis in unsere Gegend ausbreite. Die Einfuhr alles fremden Hornviehes aus den verdächtigen Ländern,

dern, des frischen, gesalzenen oder geräucherten Fleisches davon, roher unzubereiteter Häute, der Seife, Lichter, des Talges, des Heues, muß gänzlich gesperrt und die Uebertreter dieses unumgänglich nöthigen Gesetzes sehr nachdrücklich gestraft werden. Wenn die Rindviehpest schon auf 30 Stunden nahe gekommen ist, kann von daher ein schon angestecktes Thier gebracht werden, das noch völlig das Ansehen der Gesundheit hat, weil von der Zeit der Ansteckung bis zu dem sichtbaren Ausbruche der Krankheit wenigstens 5, 6, 7 bis 8 Tage verstreichen, während welcher Tage das Thier gesund zu seyn scheint; und ein Stück Rindvieh kann des Tages leicht vier, fünf bis sechs Stunden Weges getrieben werden. Es darf also von solchen Orten durchaus kein Vieh eingelassen oder gekauft werden.

Alles sonst verdächtige Vieh muß an völlig gesunden Oertern eine Quarantaine von zehn Tagen halten, weil sich die Krankheit, wenn es davon angesteckt ist, erst den 5ten, 6ten, 7ten oder 8ten Tag äußert. Man sehe das ganze erste Caput der königl. Verordnung vom 14. Febr. 1756.

Niemand, wer an einem von der Seuche angesteckten Orte gewesen ist, darf sich dem Viehe an den noch davon befreyten Oertern

nähern, ohne sich sorgfältig gewaschen, geräuchert und die Kleider gewechselt zu haben.

Schafe, Ziegen, Schweine, Pferde und andere Thiere werden zwar von der Seuche nicht angesteckt, weil sie aber doch auf eben die Art, wie leblose Körper, und auch wie die Menschen, die Seuche von einem Orte zum andern fortpflanzen können, so muß auch das Einbringen dieses Viehes in solche Länder, wo die Seuche noch nicht wüthet, verboten werden.

Sobald sich die Seuche, aller dieser Vorsicht ungeachtet, dennoch in dem Lande äußert, so ist es sehr nützlich, ja nothwendig, daß auf gemeinschaftliche Kosten des Landes das kranke und alles übrige Vieh, von dem zu vermuthen, daß es auch schon angesteckt sey, auch noch ehe die Seuche bey ihm ausbricht, so geschwind als möglich getödtet und einige Ellen tief begraben wird. Man hat dieses in Italien, Middlesex, in der Schweiz und in den österreichischen Niederlanden mit Nutzen ins Werk gerichtet, und in den churhannöverischen Landen ist in der Verordnung vom 14. Febr. 1756, S. 52, das nähmliche anbefohlen, und nochmahls in dem Edicte vom 10. Febr. 1770 eingeschärft worden. Es ist aber dabey nothwendig, daß auch der Mist aus den angesteckten Ställen und das Futter, welches darin gelegen, mit vergraben werde.

Das

Das Todtschlagen der ersten pestkranken und aller Thiere, die mit ihnen in Gemeinschaft gewesen und wahrscheinlich angesteckt sind, ist unstreitig das beste und sicherste Mittel, die Rindviehpest gänzlich zu unterdrücken und deren weitere Verbreitung zu verhüten, wie schon längst Lancisi in Italien, Clerc, Dufot, de Larse', Vicq-d'Azyr und Bourgelat in Frankreich, von Monchy und Vink in Holland, von Haller in der Schweiz, und viele andere berühmte Aerzte behauptet und bewiesen haben.

So außerordentlich groß auch der Nutzen von diesem Mittel für die Länder ist, so wird doch nicht oft Gebrauch davon gemacht, weil die Regierungen solches zu hart und drückend für ihre Länder finden, zumahl wenn schon mehrere Thiere angesteckt sind, die alle erschlagen werden müßten. Oft widersetzen sich auch die Unterthanen dagegen. Wie sehr sich aber die Regierungen in diesem Puncte irren, können sie aus folgenden Beyspielen ersehen, die Hr. Hofrath Faust in seiner schon genannten Schrift gesammelt hat.

Schon 1713 rieth der päbstliche Leibarzt Lancisi in der zu Rom aus Cardinälen und Gelehrten niedergesetzten Rathsversammlung, die durch Viehhändler 24 Stunden Weges weit heimlich hingebrachten und die von ihnen angesteck-

ten Thiere, ungefähr 100, zu tödten; man fand diesen Vorschlag aber zu hart, und es wurden durch dieses unzeitige Mitleiden 26,252 Stücke Rindvieh ein Raub der Pest.

In Flandern wurden durch das Todtschlagen von 424 Stücken — 111,536, und in der Castellaney Courtray durch das Todtschlagen von 128 Stücken — 25,693 Stücke Rindvieh gerettet, wie Bourgelat berichtet. Es kamen also in beiden Ländern von 137,781 Stücken nur 552, oder von 248 nur 1 Stück um; da zu gleicher Zeit (1769 und 1770) in den zwey Provinzen Holland und Frießland 210,249 (wohl die Hälfte alles Rindviehes — von 248 wohl 124) umkamen, und zwischen dem Verluste von 1 und 124 Stücken ist ein sehr groß r Unterschied.

Weiter werden noch nähere Beyspiele angeführt, aus welchen man den großen Nutzen des Todtschlagens zur Verhütung der weitern Verbreitung der Pest deutlich und offenbar erkennen lernt.

In dem Fürstenthume Minden, wo vom 24. November 1775 bis zum 25. März 1777 an der Pest 2586 Stücke Rindvieh fielen, fanden die folgenden Verhältnisse in den nachstehenden Oertern Statt.

In

In der Stadt Minden und in den Dörfern Dankersen, Hahlen, Wintersheim und Todtenhausen betrug der Viehstand 2834 Stücke, und von diesen wurden durch die Viehseuche 1827 Stücke weggerafft, also in diesen fünf Oertern zwey Drittel alles Rindviehes.

In folgenden zehn Dörfern, Häberstädt, Veltheim, Wulferdingsen, Südhemmern, Nordhemmern, Maslingen, Kutenhausen, Nettelstädt, Wehe und Stemmen war der Viehstand 3399 Stücke stark; von diesen starben 48 an der Pest, und 48 Stücke wurden in sämmtlichen Dörfern erschlagen, folglich kamen 3303 Stücke davon, und nur 96 Stücke oder $\frac{1}{35}$ des Viehstandes um. Durch das Todtschlagen von 48 Stücken wurden mehr als 2000 Stücke, von den 3303 vor der Ansteckung bewahrten, gerettet, und die Eigenthümer von 3303 Stücken konnten sehr leicht die todtgeschlagenen 48 Stücke bezahlen.

Auch ich kenne auswärtige hier angränzende Ortschaften, die sich 1796 von der Viehpest gänzlich dadurch befreyt erhielten, daß sie gleich anfänglich die ersten zwey oder drey Stücke, an denen sie einige Spuren von Krankheit gewahr wurden, erschlagen ließen.

Bey dem Begraben des Viehes ist zu eobachten: 1) daß es so bald als möglich geschehe;

schehe; 2) daß die Gruben tief genug gemacht werden (die Verordnungen vom 11. Jul. 1712, Landesordn. III. Theil, S. 844; vom 14. Aug. 1712, Landesordn. III. Th. S. 865; vom 21. Sept. 1716, ebendas. S. 881, geben fünf Ellen, die Verordnung vom 14. Febr. 1756, S. 62, acht Fuß zur Tiefe der Gruben an); und daß 3) nicht zu viel Stücke todtes Vieh, höchstens zwey Stück, in eine Grube geworfen werden, worauf die Grube ausgefüllt und dicht zugestampft werden muß. Diese Gruben müssen auf abgelegenen Oertern, wenigstens nicht auf Wiesen oder Angern gemacht werden, auf denen nach einiger Zeit anderes Hornvieh weiden soll. Kalk auf das todte Vieh in die Gruben zu werfen, findet Clerc sehr bedenklich, aber ohne Ursache. Es wird in dem Edicte vom 11. Jul. 1712, Landesordn. III. Theil, S. 844, empfohlen.

Einige haben das Verbrennen des todten Viehes dem Begraben desselben vorgezogen, weil sie glaubten, daß das Gift doch mit der Zeit vielleicht wieder aus der Erde ausdünste, und wohl gar die darüber wachsenden Pflanzen ungesund und schädlich mache; allein es ist dagegen noch die Frage, ob nicht durch das Verbrennen die giftigen Theilchen noch stärker entwickelt und selbst durch das Feuer schärfer gemacht

macht werden? Ueberdem würde auch das Verbrennen des todten Viehes, wegen der großen Menge von Feuermaterialien, die dazu erforderlich ist, mit der Zeit sehr kostbar werden.

Das todte Vieh in die Flüsse und Seen zu werfen, ist unstreitig unter allen das schlimmste, und eine höchst strafbare Handlung, auf welche in der Verordn. vom 14. Febr. 1756, S. 63, Leib- und Lebensstrafe gesetzt worden.

Außer dem todten Viehe muß alles, was von ihm zurückbleibt, Mist, Futter, Stricke u. d. gl. mit begraben werden. Das todte Vieh darf nicht auf der bloßen Erde fortgeschleift, sondern auf eigenen dazu bestimmten Schlitten oder Wagen nach den Gruben gebracht werden. Edict vom 4. Aug. 1712, Landesordn. III. Theil, S. 858.

Was das Abziehen des an der Seuche verstorbenen Viehes betrifft, so ist es in unsern Gegenden nicht erlaubt, Verordnung vom 14. Febr. 1756, S. 62., damit die Seuche dadurch nicht noch mehr verbreitet werde; in andern Gegenden, z. B. im Mecklenburgischen und in den vereinigten Niederlanden darf es geschehen. Sicher ist es freylich, daß durch das unvorsichtige Behandeln der abgezogenen Häute die Seuche weiter verbreitet und fortgepflanzt werden könne, und es ist immer besser, etwas

zu viel, als zu wenig vorsichtig zu seyn. Will indessen doch die Obrigkeit den Unglücklichen, welche ihr Vieh durch die Seuche verloren haben, dadurch etwas zu Hülfe kommen und ihren Verlust erleichtern, daß sie das Abziehen des umgefallenen Viehes erlaubt, so muß große Behutsamkeit dabey gebraucht werden. Die Personen, welche sich damit beschäftigen, müssen von dem gesunden noch nicht angesteckten Viehe entfernt bleiben und das Zubereiten und Einkalken der Häute muß augenblicklich und an abgelegenen Orten geschehen. Häute von Thieren, die an Brandbeulen (carbunculi) gestorben sind, bleiben ansteckend auch für den Menschen.

Eben das gilt auch vom Talge des an der Seuche verstorbenen Viehes, und es ist noch weit größere Vorsicht dabey nöthig, weil das ansteckende Gift sich vielleicht nicht bey der Zubereitung desselben verliert, wie wahrscheinlich doch bey den Häuten geschieht. Herr Professor Nebel *) in Gießen impfte 1797 drey Kalben mit dem ausgelassenen und durch Kohlenstaub gereinigten Talg von Thieren, die an der Seuche gestorben waren; die Kalben bekamen aber die Seuche nicht. Nach 24 Tagen wurden sie mit Seuchegift geimpft, und davon

angc-

*) Salzburger medicin. chirurgische Zeitung. 1797. Nr. 25. Seite 445.

angesteckt. Auch gab der Talg von den pestkranken Thieren, als Lichter gebrannt, keinen Geruch von sich. Wiederhohlte Versuche werden hierüber Gewißheit geben.

Das Fleisch von dem umgefallenen Viehe zur Speise zu nutzen, kann ich nicht anrathen. Zwar steckt die Viehseuche die Menschen nicht an, allein eine gesunde Theorie lehrt schon, daß es eher schädlich als heilsam für die letztern ist, sich gar zu viel mit dem an der Seuche verstorbenen Viehe zu thun zu machen, und die Erfahrung hat auch selbst bisweilen diesen Ausspruch der Vernunft bekräftigt.

Ein jeder Landwirth, der die Ansteckung seines Viehes zu befürchten Ursache hat, muß es im Futter ordentlich halten und fleißig Salz darunter geben, im Austreiben alle mögliche Behutsamkeit gebrauchen, oder, welches weit sicherer ist, das Vieh immer auf dem Stalle halten, das Vieh in der Arbeit mehr als gewöhnlich schonen, im Stalle ihm eine gute und öfters frische Streu geben, und es im Winter allenfalls bey strenger Kälte mit Decken behangen. Das fleißige Striegeln, Putzen und Reiben mit wollenen Tüchern muß nicht verabsäumt werden. Die Ställe müssen öfters ausgelüftet werden.

Alles dieses ist jedoch nicht hinreichend die Ansteckung von dem Viehe abzuhalten, wenn nicht der Landwirth folgende sehr wichtige Vorsichtsregeln noch beobachtet. Der Stall muß beständig wohl verschlossen gehalten werden, daß kein anderes fremdes Vieh hinein kommen kann. Deßwegen müssen auch zu solcher Zeit die Hunde immer angebunden gehalten werden; auch die Katzen darf man nicht im Orte umher laufen lassen. Alle Personen, die mit dem Viehe zu schaffen haben, solches füttern, tränken oder melken, müssen alle verdächtige Orte und Häuser, ja sogar den Umgang mit Menschen meiden, die krankes Vieh haben, oder an verdächtigen Orten oder in Häusern gewesen seyn könnten. Kann dieses nicht auf das pünctlichste befolgt werden, so sollen diese, ehe sie zu ihrem Viehe gehen, ihre Kleider und Schuhe wechseln, und ihre Hände waschen. Dem Viehe muß man im Stalle zu saufen geben, und nicht an eine allgemeine Tränke treiben. Von dem Wasser, das man ihm gibt, muß man mit Gewißheit wissen, daß nichts angesteckes hinein gekommen sey, und daß kein krankes Thier davon getrunken habe. Man darf durchaus keine fremde Menschen in den Stall kommen lassen. Man soll nicht zulassen, daß Wagen mit Futter, Heu, Stroh u d gl. in den Hof kommen. Ist es aus Mangel des Futters nöthig, das Vieh auf die Weide zu

treiben,

treiben, so muß es von Hirten bewacht werden, die darauf sehen, daß kein fremder Mensch oder Thier sich ihrem Viehe nähere.

Sobald ein oder das andere Stück Vieh wirklich krank wird, so muß man das gesunde Vieh augenblicklich davon absondern und in einen andern Stall bringen, um, wo möglich, zu verhüten, daß es nicht auch angesteckt werde. Dabey muß man diesem Viehe sowohl, als auch dem, bey welchem die Krankheit zuerst wirklich ausgebrochen (falls man nicht, nach dem schon gegebenen Rathe, das Vieh will tödten lassen), alle harte und feste Speise, die des Wiederkäuens bedarf, gänzlich entziehen. Oelkuchen von Lein- oder Rübsamen in viel Wasser gerieben, Mehl unter Wasser gerührt, Kleye mit Wasser, Buttermilch, Rüben, gelbe Wurzeln, Aepfel geben eine schickliche Speise für das von der Seuche befallene Vieh ab. Heu, Gras und Stroh darf es durchaus nicht bekommen. Merkt man an einem Thiere offenbare Vollblütigkeit, so kann man eine Aderlaß vornehmen, einem erwachsenen drey bis vier Pfund Blut, und dem jungen nach Proportion weniger weglassen. Arzneyen zu geben, ist von gar keinem Nutzen, sowohl bey dem kranken als noch gesunden Viehe; wenn die Kräfte der Natur solches nicht retten, ist es verloren. Wer das kranke Vieh wartet, darf ja nicht zu dem noch gesunden gehen.

Der Stall, in welchem das kranke Vieh steht, muß nicht zu dicht und enge gesperrt, sondern etwas groß und luftig seyn. Im Sommer und sonst bey guter Witterung kann er beständig offen stehen, damit die Ausdünstungen des kranken Viehes und der Unreinigkeiten nicht zu lange darin verweilen. Am allerbesten ist es, wenn gleich hinter dem Viehe eine Rinne ist, worein der Mist fällt, und mit dem Harne zugleich mit Wasser augenblicklich fortgespült werden kann; wenigstens muß man bey der in unsern Gegenden gewöhnlichen Einrichtung der Ställe täglich zwey Mahl ausmisten und frisches Stroh in genugsamer Menge unterstreuen. Insbesondere muß der dünne und flüssige Mist, welchen das Vieh gegen das Ende der Krankheit von sich spritzt, beständig sogleich aus dem Stalle fortgeschafft werden, weil er sehr übel riecht und die Luft ungemein verunreinigen würde. Je reinlicher man das Vieh hält, desto besser wird es durch die Krankheit kommen; und es ist auch nicht überflüssig, auf die Nettigkeit der Haut seine Aufmerksamkeit zu richten.

Die Milch, wenn sie nicht von selbst gleich aufhört, muß den kranken Kühen täglich zwey Mahl ausgemolken und weggegossen werden. Nach Herrn Campers Versuchen kann sie ohne Schaden anderem Viehe, ja selbst Kälbern

gegeben

gegeben werden; doch möchte ich immer das letztere wenigſtens abrathen.

Sehr gut wäre es, wenn bey dem Ausbruche der Seuche an einem Orte auf gemeine Unkoſten Ställe für das kranke Vieh in gehöriger Entfernung von den Städten und Dörfern aufgerichtet würden, in welchen man das kranke Vieh beſonders wartete. Auf Weiden, wo geſundes Vieh geht, darf der Beſitzer des kranken Viehes dieſes letztere durchaus nicht ſchicken. Edict vom 11. Jul. 1712, Landesordn. III. Theil, S. 843; Edict vom 21. Sept. 1716, Landesord. III. Theil, S. 880.

Sobald ein Stück Vieh ſtirbt, muß man es augenblicklich aus dem Stalle ſchaffen. Dem, das ſich zur Beſſerung anläßt, gibt man nach und nach wieder etwas Heu, nur nicht zu viel auf ein Mahl.

Geſundes Vieh muß man nicht eher wieder in einen Stall bringen, in welchem krankes geſtanden hat, ehe man nicht den Stall von alle dem, was etwa noch von dem kranken Viehe darin zurück geblieben iſt, auf das ſorgfältigſte gereinigt hat. Der Stall muß auch eine Zeitlang vorher offen ſtehen, damit die Luft frey durchſtreichen könne; Krippen, Raufen, und ſelbſt die Wände müſſen mit Eſſig oder Kalk-

Kalkwasser abgewaschen werden. Das Gift der Rindviehpest zerstört sich, und verliert seine ansteckende Kraft erst, nachdem es 20 bis 30 Tage der freyen Luft, besonders Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein ausgesetzt gewesen. Vor 40 Tagen soll daher kein Vieh wieder in einen solchen Stall gestellt werden.

Es ist sehr gut, jedes Haus und jeden Stall, worin krankes Vieh kürzlich gelegen hat, oder noch liegt, mit einem Zeichen an der Thür kennbar zu machen, damit man gleich von außen sehen kann, wo die Seuche wüthet, um kein gesundes Vieh diesen Gegenden zu nähern.

Ich halte es, sagt **Erxleben**, nicht für undienlich, für meine Leser in den churhannöverischen Landen hier einen Auszug aus der den 14. Febr. 1756 als ein allgemeines Landesgesetz bekannt gemachten Verordnung, die Viehseuche betreffend, einzuschalten, welche das Wesentliche aus den vorher gemachten Verordnungen zugleich mit enthält. Auch Ausländern wird es nicht unangenehm seyn, zu wissen, was für Anstalten in unsern Landen in Absicht auf einen so wichtigen Umstand vorgekehrt worden.

Allerdings verdient diese überaus gute vollständige Verordnung auch in dieser neuen Auflage wieder beybehalten zu werden, und kann jedem andern Lande zum Muster dienen.

Auszug

Auszug aus dem Unterrichte und Verordnung von demjenigen, was in den Königl. Großbritannischen und Churfürstlichen Braunschweig-Lüneburgischen Landen wegen der Hornviehseuche und zu deren Abwendung zu beobachten. Hannover d. 14. Febr. 1756.

Caput I.

Von demjenigen, was gegen benachbarte, mit der Viehseuche behaftete, auswärtige Länder zu veranstalten, um zu verhindern, daß aus selbigen die Seuche nicht in hiesige Lande verschleppet und herein gebracht werde.

§. 1. Die Seuche kann durch krankes Vieh, durch solches das unter krankem gestanden oder damit geweidet, durch Personen, die mit krankem Viehe umgegangen, durch Fleisch, Eingeweide, Häute, Haare, ungeschmolzenen Talg u. d. gl. vom kranken Viehe, durch Heu, Stroh, Heckerling, das dabey gelegen, verschleppet werden.

§. 2. Die Beamten und Obrigkeiten sollen auf dasjenige, was in benachbarten Ländern in Absicht der Viehseuche vorgeht, fleißig achten.

§. 3.

§. 3. Sie sollen auf erhaltene Nachricht von der Viehseuche sofort Postirungen anordnen, und das Commercium, insonderheit aber den Hornviehhandel, mit solchen Ländern alsobald aufheben.

§. 4. Die Postirungen auf dem Lande sind von den sämmtlichen Landesunterthanen nach der Reihe zu verrichten. Wer ausbleibt soll den für ihn zu dingenden Ausschösser bezahlen, und mit zweytägiger Gefängniß bey Wasser und Brot bestraft werden.

§. 5. Die Hauswirthe müssen die Postirungen selbst übernehmen, oder doch zuverlässige Leute dazu schicken, sonst werden sie mit eintägiger Gefängniß bestraft, und ein Ausschösser für sie gedungen. Wer seinen Posten verläßt, ehe er abgelöst wird, soll mit achttägiger Gefängniß, halb zu Wasser und Brot, wenn aber in der Zeit etwas nachtheiliges daher erfolgt, auf sechs Monathe mit der Karre bestraft werden. Ebenfalls wird der, der mit Jemanden aus den angesteckten Landen durchsticht, mit der Karre bestraft.

§. 6. Es sollen mehr als eine Postirung ausgestellt, die Nebenwege mit Schlagbäumen oder Graben gesperrt, oder ebenfalls mit Postirungen besetzt werden. Die Posten sollen geladenes Gewehr haben und eine Trommel, um sich einander zu Hülfe rufen zu können.

§. 7.

§ 7. Die Posten sollen nichts von dem §. 1. genannten in das Land einlassen, auch keine Personen (Ausnahmen siehe §. 9. und 10). als die aus gesunden und unangesteckten Oertern, welche mit einem obrigkeitlichen Gesundheitspasse versehen seyn müssen. Auch hiesige Landesunterthanen dürfen sie nicht in die angesteckten Länder lassen (wer sich durchschleicht, wird mit der Karre bestraft); diejenigen, die sich allda befinden, dürfen nicht ohne vorher gehaltene Quarantaine und ohne Paß von hoher Regierung hereingelassen werden. Wer sich dennoch einschleicht, wird mit der Karre bestraft; sollte er aber die Seuche wirklich hereinschleppen, soll er drey Jahre lang mit der Karre bestraft werden, und den verursachten Schaden ersetzen. Die Posten sollen auch verhüten, daß kein Vieh nach den angesteckten Orten getrieben werde.

§. 8. Die Postirungen sollen von den Beamten und obrigkeitlichen Personen selbst fleißig und unvermuthet visitirt werden.

§. 9. Ordinaire und Extraposten, die aus angesteckten Ländern kommen, dürfen kein Heu, Streh oder andere Futterung bey sich führen, und werden, wenn die Postrouten nicht verlegt werden können, mit der Erinnerung durchgelassen, daß sie nirgends unterweges einkehren, wo Hornvieh ist.

§. 10. Die aus angesteckten Gegenden kommenden Frachtwagen sollen visitirt werden, ob sie nichts von dem §. 1. genannten führen. Den Fuhrleuten, die dergleichen einzubringen trachten, soll es weggenommen, und sogleich vergraben werden, sie selbst aber mit vierzehntägiger Gefängniß, halb zu Wasser und Brot, bestraft werden.

§. 11. Die Postirungen sollen nicht eher, als bis die Seuche 6 Wochen vorher gänzlich aufgehört hat, abgehen.

§. 12. Der Hornviehhandel soll aber nicht eher, als drey Monathe, nachdem die Seuche aufgehört hat, erlaubt seyn. Wer vor der Zeit Vieh einbringt, oder dazu behülflich ist, soll sein Vieh verlieren und mit Karrenstrafe belegt werden, sollte er aber wissentlich krankes Vieh einbringen, so soll er mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden.

§. 13. Bey Karrenstrafe ist es verboten, von Orten, welche angesteckt gewesen, vor Ablauf von sechs Monathen Heu, Stroh oder Heckerling kommen zu lassen oder herein zu bringen.

§. 14. Die Imker sollen bey Verlust der Bienen und schwerer Leibesstrafe keine verdächtigen Stellen mit Bienen besetzen.

§. 15. Die auswärtigen Obrigkeiten sind von der Ursache der angeordneten Postirungen,

gen, und worauf selbige achten sollen, zu benachrichtigen.

§ 16. Eine gleiche Notification muß auch den einländischen benachbarten Beamten und Obrigkeiten geschehen.

Caput II.

Von demjenigen, was zu des Landes Sicherheit in Ansehung der innerlichen Verfassung, und in Absicht des einländischen Hornviehhandels zu verfügen.

§. 1. Allgemeine Behutsamkeit empfohlen.

§. 2. Es sind Präservativmittel zu gebrauchen, insbesondere Aderlassen und Haarseile *).

§. 3. Das Vieh ist nicht zu frühzeitig auf die Weiden zu treiben, noch zu spät darauf zu lassen.

§. 4. Nasse und verschlämmte Viehweiden sind so viel als möglich zu meiden;

§. 5. so wie auch diejenigen Oerter, wo vorhin krankes Vieh auf den Weiden gestanden, oder wohl gar todtes eingescharrt worden ist.

§. 6. Deßgleichen sind Nothschneeden zu errichten, ohne daß solche Jemanden an seiner Weidegerechtigkeit präjudiciren sollen.

§. 7. Aus den Aemtern, welche an Gegenden gränzen, wo die Seuche ist, darf kein

*) Jetzt weiß man, daß diese ohne allen Nutzen sind.

Vieh auf benachbarte Viehmärkte getrieben noch sonst verkauft, auch nicht aus andern benachbarten hinein gebracht werden. Auch sind die Viehmärkte in allen den Aemtern, die an verdächtige Gegenden gränzen, bis auf drey Monathe nach völlig geendigter Hornviehseuche gänzlich verboten. Wer dagegen handelt, der soll des Viehes verlustig seyn, und noch besonders dafür bestraft werden.

§. 8. Bey eben der Strafe ist verboten, auf einem benachbarten auswärtigen Viehmarkte Hornvieh aufzukaufen und ins Land zu bringen.

§. 9. Den einheimischen Viehhändlern ist, bis zu weiterer Verordnung, verboten, in auswärtigen Ländern und Viehweiden Hornvieh zum ungewissen Vertrieb anzukaufen und ins Land zu bringen.

§. 10. Selbige sollen dagegen das Vieh im Lande selbst kaufen, und zum Wiederverkauf an gewisse Oerter und Städte bringen; auch sollen die Beamtem und Gerichte über dergleichen Schlachtvieh Pässe ertheilen und es mit dem Amtseisen an den Hörnern brennen lassen.

§. 11. Auf einländischen ungewissen Handel und Vertrieb hat die Landesregierung selbst Pässe zu ertheilen.

§. 12. Auswärtige Viehhändler, die in hiesigen Landen Vieh aufkaufen wollen, sollen dazu

bey der Obrigkeit nach vorgezeigtem Gesundheitspasse schriftliche auf gewisse Zeit eingerichtete Erlaubniß suchen, und das Vieh nicht im Stalle, sondern auf einem offenen Platze sich vorführen lassen, und es, ohne solches zu betasten, bloß nach dem Augenscheine ankaufen.

§. 13. Dieß angekaufte Vieh soll, bevor es abgetrieben wird, mit dem Brandzeichen versehen, und ein ordentlicher Paß darüber ertheilt werden, worin dem Viehhändler die zu nehmende Route bis außer Landes vorgeschrieben ist.

§. 14. Erinnerung an die Beamten, wegen vorsichtiger Ertheilung solcher Pässe.

§. 15. Von den übrigens zugelassenen Viehmärkten bleiben auswärtige Viehhändler ausgeschlossen, die nicht notorisch aus gesunden Gegenden sind, und durch obrigkeitliche Bescheinigungen erweisen können, daß sie binnen drey Monathen weder bey krankem Hornviehe noch an einem angesteckten Orte gewesen sind.

§. 16. Das auf die einländischen Viehmärkte zu treibende Hornvieh muß mit obrigkeitlichen Pässen versehen werden.

§. 17. Es sollen, wenn Viehmärkte einfallen, schon zwey Tage vorher Postirungen ausgestellt werden.

§. 18. Das auf solchen Viehmärkten angekaufte Hornvieh muß vor dessen Abtreibung anderweitig mit Pässen versehen werden.

§. 19. Die hiesigen Landesunterthanen werden gewarnet, ihr Hornvieh nicht nach auswärtigen Viehmärkten zum ungewissen Verkauf zu bringen weil es sonst nach bewandten Umständen vielleicht nicht wieder herein gelassen werden möchte, noch von andern Unterthanen gekauft werden darf.

§. 20. Sobald fremdes Hornvieh an einen Ort kömmt, soll die Obrigkeit untersuchen, woher es sey.

Caput III.

Von demjenigen, was zur Sicherheit des Landes in Absicht der von der Seuche gänzlich befreyten auswärtigen Länder, auch des auswärtigen Viehhandels, zu verfügen nöthig gefunden wird.

§. 1. Der Viehhandel mit solchen gesunden Landen wird, so lange die Ansteckung sich daselbst nicht äußert, überhaupt gestattet.

§. 2. Jedoch soll in den Zeiten, wenn in einigem benachbarten Lande die Viehseuche grassirt, ohne obrigkeitliche Pässe kein Hornvieh eingelassen werden.

§. 3.

§. 3. Solche Pässe müssen von der Obrigkeit des Ortes, wo das Vieh außer Landes gestanden hat, eigenhändig unterschrieben, mit dem Amts- oder Gerichtssiegel bestärkt und darin sowohl die Personen und Nahmen des Viehhändlers oder Treibers, als die Anzahl des Viehes, dessen Farben und Beschaffenheit, auch Brandzeichen, ferner der Ort, woselbst das Vieh die letzte Zeit gestanden, deutlich beschrieben werden. Es muß ferner glaubwürdig bezeugt seyn, daß das Vieh in den letztern drey Monathen bis zu der Zeit, da es in oder durch hiesige Lande getrieben wird, an einem solchen zuverlässigen gleichfalls nahmhaft zu machenden Orte gestanden oder geweidet sey, woselbst man gar nichts von einiger Krankheit unter dem Hornviehe gespüret, auch daß in solcher Zeit das Vieh weder auf Viehmärkten noch sonsten bey anderem fremden Hornviehe gewesen sey.

§. 4. Es sind solche Pässe auf der Route bis in hiesige Lande von den auswärtigen Obrigkeiten zu unterschreiben und zu attestiren.

§. 5. Die auswärtigen Obrigkeiten sind wegen Ertheilung und Einrichtung solcher Viehpässe zu requiriren.

§. 6. Das mit solchen richtigen Pässen versehene Hornvieh kann in hiesige Lande eingelassen werden.

§. 7. Wenn den Pässen einige der nöthigen Eigenschaften fehlen, so wird entweder das

Hornvieh zurück gewiesen und auch den benachbarten Aemtern Nachricht davon ertheilt, oder es muß an den Gränzen Quarantaine halten, oder der Eigenthümer des Viehes selbst muß das, was an dem Passe fehlt, mit einem körperlichen Eide erhärten, welches dann unter den Paß gesetzt wird.

§ 8. Mit auswärtigem Viehe sollen keine Nebenwege oder Nebenzölle passirt werden, bey Verlust des Viehes und exemplarischer Strafe.

§. 9. Die Pässe sollen von dem ersten Grenzzolle an immer vor dem Viehe vorausgeschickt werden.

§. 10. Das Vieh wird unter dem Vorwande, als wenn der Eigenthümer mit dem Passe nachkäme, nicht durchgelassen.

§ 11. Die Einnehmer oder Pächter der Nebenzölle sollen bey Vermeidung schwerer Strafe, nicht befugt seyn, Vieh mit oder ohne Pässe durchzulassen.

§. 12. Die Zöllner ꝛc. sollen deßfalls genaue Aufsicht führen,

§. 13. auch bey allen übrigen Zollstätten im Lande die Viehpässe gleichfalls mit Anführung der Zeit, um welche das Vieh daselbst durchgetrieben wird, unterschreiben.

§. 14. Die mit dem Viehe durch das Land zu nehmende Route soll vorgeschrieben werden.

§. 15.

§. 15. Die Pässe sollen von Amt zu Amt untersucht und unterschrieben werden.

§ 16. Kein Unteramtsbedienter soll bey Strafe der Cassation, befugt seyn, einen Viehpaß zu unterschreiben;

§. 17. Und wenn dergleichen Unterschrift aus böslichen Absichten bey ihnen gesucht wird, so ist sowohl der Viehhändler als das Vieh anzuhalten.

§. 18. Wenn von dem Viehe unterweges etwas verkauft wird, so muß der Viehhändler sich solches glaubwürdig und von der Obrigkeit bescheinigen lassen, auch daß es völlig gesund gewesen sey.

§. 19. Bey Leib- und Lebensstrafe ist den Viehhändlern verboten, unter keinerley Vorwande einiges von dem Vi he zu schlachten, und dann etwas davon zu verkaufen. Wer solches in Zeiten anzeigt, soll funfzig Rthlr. zur Belohnung erhalten.

§ 20. Wer von einem durchtreibenden Viehhändler einiges Schlachtvieh ankauft, der soll solches drey Tage vorher, ehe es geschlachtet wird, stehen, und immittelst besichtigen lassen.

§ 21. Wenn von dem ins Land gebrachten, oder aus einem Fürstenthume in das andere getriebenen Hornviehe unterweges etwas erkrankt, oder wohl gar stirbt, so soll solches bey Leib-

und Lebensstrafe der Obrigkeit des Ortes sofort gemeldet, und das übrige Vieh nicht weiter fortgetrieben, sondern bis auf obrigkeitliche Verfügung an Ort und Stelle gelassen werden. Die Nachrichter und Halbmeister aber sollen für ihre Knechte einstehen, daß sie sich an solchem Viehe nicht vergreifen und es abdecken.

§. 22. Fremdes Hornvieh soll in besondere Ställe gebracht und auf den Weiden absonderlich gehütet werden.

§. 23. Die Pferde fremder Fuhrleute sollen gleichfalls in besondere Ställe gebracht werden.

§. 24. Die in allerhand Ländern umherstreichenden Leute sollen gänzlich zurückgewiesen, und nicht im Lande geduldet werden.

Caput IV.

Von demjenigen, was zu verfügen, falls die leidige Hornviehseuche sich in hiesigen Landen selbst äußert.

Sectio I.

Von demjenigen, was *in genere* zu verfügen, falls einige Krankheit unter dem Hornviehe an einem Orte sich hervorthut; und von den äußern Veranstaltungen gegen einen inficirten Ort.

§. 1. Ein jeder, dessen Vieh von der Seuche befallen wird, soll es sogleich, bey Vermeidung empfindlicher Leibes- und Karrenstrafe, der

der Obrigkeit des Ortes melden, es auch ſeinen Nachbarn kund thun, das kranke Vieh von dem übrigen abſondern, und ſich nebſt den Seinigen alles Umganges mit denen, die am ſelbigen Orte wohnen, enthalten.

§. 2. Wer es verhehlt, wenn ſein oder eines andern Vieh krank geworden, und er es gewußt oder hat wiſſen können, der ſoll ſeines Hofes entſetzt und drey Jahre zur Karre verdammt werden.

§ 3. Das kranke Vieh ſoll obrigkeitlich beſichtiget,

§. 4. und wenn es Merkmahle der Seuche hat, getödtet, auch nach Beſichtigung der innern Theile unabgedeckt mit dem Miſte acht Fuß tief eingegraben; das Stück Vieh aber, wenn die Seuche dadurch abgewendet wird, dem Eigenthümer von der Gemeinde vergütet werden.

§. 5. Die Oeffnung und inwendige Beſichtigung des getödteten Viehes iſt mit Zuverläſſigkeit zu veranſtalten, und die Haut vor dem Einſcharren einzukerben.

§. 6. Vorſicht in Anſehung der zu ſolchen Beſichtigungen zu gebrauchenden Perſonen.

§. 7. Wenn neben dem kranken und getödteten oder von ſelbſt umgefallenen Viehe noch anderes geſtanden, und jenes wirklich die Seuche gehabt,

gehabt, so ist dieses ebenfalls sogleich zu tödten und ordnungsmäßig zu verscharren. Der Werth davon soll dem Eigenthümer vergütet werden.

§. 8. Der Hof, worauf das kranke und getödtete Vieh gestanden, ist von außen mit einer Postirungswache einzuschließen.

§. 9. Wenn die Seuche dem ungeachtet von Neuen ausbricht, und das Vieh auf mehreren Höfen eines Ortes ergreift, so soll das gesammte Hornvieh aus dem Dorfe weg, und an einem von der öffentlichen Passage entlegenen Ort auf die Weide gebracht und bewacht werden; oder wenn sich hierzu keine Gelegenheit findet, so ist der ganze Ort durch ausgestellte Postirungswachen völlig einzuschließen und zu sperren.

§. 10. Wenn das Vieh auf der Weide von der Seuche befallen wird, so muß es in einem besondern Orte derselben gelassen, durch eigene Personen gewartet, von Postirungen eingeschlossen und das gesunde davon abgeschieden werden.

§. 11. Das auf der Weide krank werdende Vieh soll nicht in die Dörfer zurückgebracht, sondern allenfalls in Nothställe gestellt werden, die auf der Weide erbauet worden.

§. 12. Die Postirungen hierbey haben eben das zu beobachten, was Cap. I. §. 4–7. vorgeschrieben worden.

§. 13.

§. 13. Die Postirungen sind mit Hütten und bey kalter Witterung mit Feuerung zu versehen.

§. 14. Bey Karrenstrafe soll niemand durch die Postirungen durchschleichen, noch Vieh dadurch bringen.

§. 15. In Absicht der Geistlichen, die der Ministerial-Handlungen wegen durch müssen, sollen die von der Obrigkeit zu thuenden Vorschläge von hoher Regierung geprüft, und das Nöthige verfügt werden.

§. 16. Die durch einen gesperrten Ort gehende Passage für Reisende, Posten und Frachtfuhren ist sofort zu verlegen.

§. 17. Die Reisenden sind bey Zeiten durch Bündel Stroh auf einer Stange und durch die außerhalb der Passage wohnenden Krüger zu warnen, einen andern Weg zu nehmen.

§. 18. Sollte der Ort auf einer Route gar nicht zu vermeiden seyn, so ist a) das gesammte Hornvieh aus den an der Straße belegenen Häusern und Ställen wegzuschaffen; b) so wie auch aus den Wirthshäusern und Krügen und den dazu gehörigen Stallungen, und wer sich deßhalb weigert, der soll mit vierwöchiger Gefängniß bestraft werden; c) oder den Wirthen ist die Treibung der Wirthschaft oder Krugnahrung bey schwerer Strafe zu untersagen. d) In den angesteckten Wirthshäusern hört ohnehin alle Wirth-

Wirthschaft auf. e) Die Durchreisenden dürfen sich nicht aufhalten noch einkehren. f) Die fahrenden Posten sollen bey der Postirung stille halten und beschreinigen, was für Personen damit fahren. Wer dann durch Connivenz des Postknechtes mit durchschleichen wollen, soll angehalten, und, so wie auch der Postknecht, mit der Katre bestraft werden.

§. 19. Die Nachbarn sind wegen der Seuche zu benachrichtigen.

§. 20. Die Einwohner der gesperrten Oerter sind im Nothfalle unter gehöriger Vorsicht mit nöthigem Unterhalte zu versorgen.

Cap. IV. Sect. II.

Von den innern Veranstaltungen an einem mit der Viehseuche behafteten und deßfalls durch Postirungen eingeschlossenen Orte.

§. 1. Es sind besondere Aufseher anzuordnen, welche zu sehen: a) auf die Absonderung des kranken Viehes; b) auf die Verschüttung der Milch; c) auf die Reinigung des Mistes und Hinwegschaffung anderer Unreinigkeiten; d) auf die unabgedeckte tiefe Einscharrung des Viehes; e) auf die Wiederzuwerfung der Gruben; f) auf die Erhöhung der Plätze, wo die Gruben nicht acht Fuß tief haben gemacht werden können.

§. 2.

§. 2. Die Hunde sind anzulegen oder zu tödten, die herumlaufenden aber todt zu schießen.

§. 3. Bey Leib- und Lebensstrafe soll kein todtes Vieh ins Wasser geworfen werden.

§. 4. Einem Jeden ist verstattet, umgefallenes Vieh durch die Seinigen hinaus schleppen und eingraben, auch die dazu nöthigen Gruben verfertigen zu lassen.

§. 5. Die Abdecker werden verwarnet, deßfalls Niemanden etwas vorzurücken, noch Verdruß und Hinderung zu machen.

§. 6. Der Abdecker soll, wenn er dazu gebraucht wird, für die Verfertigung der Grube zwölf Mgr. und für die Abhohlung und Einscharrung eben so viel bekommen.

§. 7. Wenn die Seuche an einem Orte aufhört, oder das Hornvieh in einem Stalle alles ausgestorben ist, so soll Mist, Stroh, Heu u. d. gl., was im Stalle gelegen, herausgebracht, und an einem abgelegenen Orte verbrannt, die Ställe allerwärts gesäubert, die Wände abgekratzt, mit neuem Leimen beworfen und geweißt, der Boden zwey Fuß tief ausgegraben, die Erde fortgeschaft und an einem Aborte untergegraben, der Stall aber mit frischer Erde ausgefüllt und festgestampft, der Stall auch, wenn es möglich ist, in den zwey ersten Monathen nicht wieder gebraucht, sonst aber auch, ehe wieder Vieh hineingestellt wird, wohl ausge-

ausgelüftet und mit stinkendem Hirschhornöle oder Theer fleißig angestrichen werden.

§. 8. Krippen, Eimer und andere solche Geräthschaft sollen mit scharfer heißer Lauge einige Mahle gewaschen, einige Zeitlang in freyer Luft gelassen, und bey anderem Hornviehe wenigstens binnen sechs Wochen nicht wieder gebraucht werden.

§. 9. Diejenigen Personen, die sich bey dem kranken Viehe zur Aufsicht und Wartung haben gebrauchen lassen, sollen, so lange sie sich damit beschäftigen, zu keinem gesunden Viehe kommen, auch nach geendigter Seuche nicht eher als nach sechs Wochen, oder sie sollen sich wenigstens vorher wohl reinigen und andere Kleider anlegen. Die ersten Kleider aber sollen in Lauge gelegt oder geräuchert und ausgelüftet, oder gar verbrannt werden.

§. 10. Die besonders erbaueten Krankenhütten sind nach geendigter Seuche zu verbrennen.

§. 11. Das Vieh, das die Seuche überstanden hat, soll nicht eher, als ganzer vier Wochen nach der Herstellung, in die gewöhnlichen Ställe oder in die Dörfer zurückgenommen werden, nachdem es von der Obrigkeit auf geschehene Besichtigung für gesund erklärt worden. Dasjenige, welches gar nicht von der Seuche befallen worden, ist nicht eher für gesund zu erklären,

klären, als bis die Seuche ganzer sechs Wochen durch an dem Orte völlig nachgelassen hat.

§. 12. Die Postirungen sollen nicht eher als sechs Wochen nach geendigter Seuche aufgehoben werden.

§. 13. Der Viehhandel und Wiederankauf des verlornen Viehes soll nicht eher als nach drey Monathen verstattet seyn.

§. 14. Wer Jemanden zum voreiligen Wiederankauf einiges durchgeseuchten oder anderen Hornviehes verleitet, derselbe soll seines Viehes oder des dafür erhobenen Kaufgeldes verlustig erklärt, und mit dem Festungsbaue bestraft werden.

§. 15. Heu, Stroh oder Heckerling sollen bey unvermeidlicher Karrenstrafe nicht eher als nach sechs Monathen aus einem Orte verfahren werden, wo die Seuche gewesen ist.

Cap. IV. Sect. III.

Von demjenigen, was wegen der Städte zur Vorsicht und Abwendung, nicht weniger zur Tilgung des Contagii, zu veranstalten.

§. 1. In den Städten ist der sonst zu befürchtenden vorzüglich schädlichen Folgen wegen desto größere Vorsicht zur Verhütung der Ansteckung anzuwenden, und alle, welche irgend einen Hornviehhandel treiben, haben bey unab-

bittlicher Karrenstrafe den Inhalt des Cap. II. und III. genau zu befolgen; so wie auch diejenigen, welche wissentlich angestecktes Vieh herein schaffen, ohne Ausnahme einiger Person, wenn kein Schaden weiter darnach erfolgt, auf einige Jahre mit dem Festungsbaue und der Karre bestraft werden, wenn aber die Seuche dadurch wirklich ausgebreitet worden, mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden sollen.

§. 2. Kein Schlachtvieh, oder das sonst zum Verkauf bestimmt ist, soll ohne besondere obrigkeitliche Erlaubniß auf die bürgerliche Weide getrieben werden;

§. 3. auch kein Bürgervieh, das von andern Orten angekauft worden ist.

§. 4. Kein fremdes Hornvieh, das nach andern Orten getrieben werden soll, ist auf die bürgerliche Viehweide zu lassen.

§. 5. Die Kälber zum Schlachten werden, wenn sie notorisch von einem der nächstgelegenen Dörfer in die Stadt gebracht werden, auf ein von dem Unteramtsbedienten gegebenes Zeugniß eingelassen; kommen sie aber von den Dörfern, die über zwey Stunden weit von der Stadt liegen, so muß ein ordentlicher Paß von dem Beamten dabey seyn.

§. 6. Niemand soll einem andern von seinem Kuhviehe etwas verkaufen, es sey denn die

die Ursache davon untersucht und Erlaubniß dazu ertheilt.

§. 7. Es soll kein Hornvieh ohne vorgängige wiederhohlte Besichtigung geschlachtet, noch das Fleisch davon, bey Verlust desselben, verkauft werden.

§. 8. Die Häute des Schlachtviehes sollen, wenn sie an dem Orte selbst nicht gegerbt werden können, sondern an einen andern Ort versendet werden, plombirt, widrigenfalls aber angehalten und nicht eingelassen werden.

§. 9. Wenn die Seuche in der Nachbarschaft ist, so muß das Fuhrwerk mit Zugochsen verboten werden.

§. 10. Der Magistrat hat für die Sicherheit der Stadt gegen die Viehseuche gehörig zu sorgen.

§. 11. Die Bürgerschaft hat die Anzahl ihrer Kühe bey Zeiten zu vermindern.

§. 12. Bricht aber die Seuche, zumahl in den großen Städten, wirklich aus, so soll alles Vieh aus der Stadt weggebracht und an einem Aborte gewartet, was aber davon erkranket, sogleich getödtet und unabgedeckt eingescharret werden.

§. 13. Wer aber von der Bürgerschaft lieber sein noch gesundes Vieh zu eigenem Gebrauche schlachten will, der soll es vor und nach dem

Schlachten hinlänglich besichtigen lassen, worauf alles krank befundene sogleich mit Blute, Eingeweiden und Haut zu vergraben ist. Von dem gesund befundenen aber soll dennoch das Blut und Eingeweide an dem Orte, wo das Vieh geschlachtet, tief eingegraben und die Haut sogleich in eine Gerbekuhle gebracht und mit Kalke beschüttet, falls es aber daran fehlt, sogleich zerschnitten und eingescharret werden.

§. 14. Es sollen besondere beeidigte Vieh-Visitatoren bestellt werden, welche sich täglich das in ihrem Reviere befindliche Hornvieh vorzeigen lassen, und wenn sie etwas krank finden, sogleich solches der Obrigkeit melden müssen.

§. 15. Die Häuser, worin sich die Seuche geäußert, sind durch Wache zu sperren,

§. 16. die Ställe aber von Miste und Strohe zu reinigen und dann zwey Monathe zu verschließen oder zu zunageln, alsdann aber vor weiterem Gebrauche wohl auszuräuchern und auszulüften.

§ 17. Die Obrigkeit hat zu Aufbewahrung des Viehes außerhalb der Stadt für einen sichern Platz bey Zeiten zu sorgen.

§. 18. Wenn es daran fehlt, soll das sämmtliche Kuhvieh entweder geschlachtet oder getödtet werden.

§. 19. Mit der Wartung des aus der Stadt gebrachten Kuhviehes ist eben so zu verfahren, wie in ähnlichen Fällen auf dem platten Lande.

§. 20 In Ansehung der Postablager bleibt es in den großen Städten, aus denen das Vieh gebracht worden, wie vorher; in Absicht auf die kleinen Oerter, welche gesperrt werden, müssen die Stationen verlegt werden, oder wenn das gar nicht angeht, so müssen die Posten aus Häusern abgefertigt werden, in denen sich gar kein Vieh befindet. Die Postknechte müssen bey Karrenstrafe Niemanden aus dem angesteckten Orte mit aufnehmen, an den Postirungen ihre Verzeichnisse der Passagiers einhändigen, und um die angesteckten Oerter herum, wenn das aber nicht angeht, so geschwind als möglich durchfahren.

§. 21. Nach geendigter Seuche ist auf das schärfste zu untersuchen, woher selbige entstanden sey, damit die, welche daran Schuld sind, zur gehörigen Strafe gezogen werden können.

Caput V.

Von Bestrafung derjenigen, welche gegen diese Verordnung und Anweisung auch die darin befohlenen Obliegenheiten künftig handeln werden.

Die in diesem Capite in 31 §§. festgestellten Strafen sind im gegenwärtigen Auszuge bey den Verbrechen selbst, auf die sie gesetzt sind, angedeutet worden.

Wiederhohlte hohe königl. Verordnung über einige, die Hornviehseuche und den Viehhandel betreffende, Puncte, vom 10. Febr. 1770.

Georg der Dritte, von Gottes Gnaden König ꝛc. Nachdem die so viele Jahre her grassirte leidige Hornviehseuche sich von Neuem nicht nur in gar verschiedenen benachbarten Ländern verspüren läßt, sondern auch hin und wieder in Unsern Landen selbst bereits einige, obgleich noch geringe Ausbrüche davon bemerkt werden; so finden Wir Uns daher bewogen, den Inhalt der unterm 14. Febr. 1756 publicirten Verordnung hierdurch anderweit zu wiederhohlen und zu bestätigen; auch Unsern sämmtlichen Beamten und Obrigkeiten, nicht minder Unsern Landesunterthanen überhaupt, deren Befolgung hiermit nochmahlen auf das ernstlichste aufzugeben.

Insonderheit aber verordnen und befehlen Wir hiermit:

1. Daß, sobald an einem Orte in Unsern Ländern einiges Hornvieh befället, vom Futter abläßet, nicht wiederkäuet, traurig stehet, trübe und triefende Augen hat, einen Durchfall bekömmt, oder ihm sonst etwas zustößet, so als ein Zeichen der Seuche anzusehen, alsdann der Eigenthümer, bey Vermeidung schwerer Ge-

Gefängnißstrafe, Pfahl- auch Karrenschiebenstrafe schuldig seyn solle, dasselbe sofort der Obrigkeit, nicht weniger den Nachbarn und übrigen Einwohnern des Orts schleunig zu melden; und sich nebst den Seinigen alles Umganges mit denen, so im selbigen Orte wohnen, so viel möglich, gänzlich zu enthalten.

2. Die verordnete schleunige Anmeldung soll auch von dem Vieharzte, dem Hirten, und andern, auch um dem Viehe etwas zu gebrauchen, herbey gerufen oder zu Rathe gezogen werden, nicht weniger von den Nachbarn, und einem jeden Einwohner des Orts, der solches zuerst erfährt, in so ferne der Eigenthümer oder dessen Leute es zu verschweigen suchen, bey Vermeidung schwerer Strafe, gleichfalls geschehen.

3. Soll auf diese Anmeldung von dem Beamten oder der Gerichtsobrigkeit veranstaltet werden, daß das kranke Vieh auf eine zuverlässige Art ohne die mindeste Versäumniß besichtiget, und wenn

4. aus den äußern Merkmahlen zu besorgen, daß das Vieh mit der Seuche befallen, dasselbe sofort an einem Aborte getödtet und mit dem Miste, worauf es gestanden, unabgedeckt tief eingegraben werde.

5. Sollte auch bey einem solchen kranken und getödteten oder von selbst krepirten Stücke Vie-

hes noch mehreres Hornvieh in einem Stalle nahe bey einander gestanden haben, auch aus der Oeffnung des getödteten oder krepirten Viehes sich ergeben, daß dasselbe mit der Viehseuche behaftet gewesen, alsdann hat die Obrigkeit, ohne den geringsten Mangel noch Aufschub, zu veranstalten, daß das annoch gesund scheinende, bey dem kranken Vieh gestandene Hornvieh, nach vorgängiger Taxation des ungefährlichen Werthes, gleichfalls getödtet, und unabgedeckt ordnungsmäßig eingegraben werde.

6. Wir versprechen dagegen dem Eigenthümer des solchergestalt getödteten gesunden Viehes, wodurch der weitere Ausbruch der Seuche verhindert worden, daß ihm dasselbe, nach einem billigmäßigen Werthe forderlichst vergütet, und deßfalls das Nöhige von Unserer Landesregierung verfügt werden solle.

7. Sollte sich aber Jemand beygehen lassen, der obrigkeitlichen Verfügung, wegen schleuniger Tödtung dieses Hornviehes, sich entgegen zu legen, und solche zu verhindern, nachmahlen aber die Seuche dadurch weiter Ueberhand nehmen, derselbe soll, nach Beschaffenheit seines Verbrechens, und der daraus entstehenden Folgen, andern zum Exempel und zur Verwarnung, auf das allerschärfste am Leibe dafür bestraft werden.

8. Der-

8. Derjenigen Obrigkeit aber, so darunter nachstehet und diesen Unsern Befehl in vorkommenden Fällen zu vollziehen Anstand nimmt, soll nicht nur Unsere höchste Ungnade gewiß bevorstehen, sondern selbige auch eine ihrem dabey bezeigten Betragen gemäße Ahndung zu gewärtigen haben; und damit

9. alle Entschuldigung benommen werde, als ob Niemand, zu Tödtung des Viehes, in Abwesenheit des von dem Orte etwa entfernten Abdeckers, sich gebrauchen lassen wolle, so soll dasselbe, so wenig als die Hinausschleppung und Einscharrung des todten Viehes selbst, Jemanden zu einigem Vorwurfe gereichen, noch sonst an seiner Ehre und gutem Nahmen im geringsten nachtheilig seyn; Wir wollen vielmehr diejenigen, welche sich zu obigem Geschäfte und zum Einscharren des Hornviehes gebrauchen lassen, dafür belohnen, auch wider alles Vorrücken, nach Schärfe der Rechte, schützen.

10. Wir verweisen Unsere Beamte und Obrigkeiten hierbey nochmahlen auf dasjenige, was wegen der durch diese gegenwärtige Verordnung wiederhohlten und darin enthaltenen Puncte, ingleichen wegen sorgfältiger Einschließung der Höfe, worin sich die Seuche geäußert hat, auch der in mehreren Stücken zu gebrauchenden Behutsamkeit und Vorsicht, in dem IV. Capite

des Unterrichts und der Verordnung vom 14. Febr. 1756 noch weiter vorgeschrieben ist.

11. Da auch der fleißige Gebrauch des Küchensalzes bey dem Hornviehe, insonderheit wenn dasselbe nicht zu spät geschieht, sondern ehe und bevor einige Krankheit, oder Gefahr wegen der Seuche herannahet, dem Viehe gegeben wird, als ein zuverlässiges Präservativmittel *) in andern Ländern von vorzüglichem Nutzen befunden ist, und wir dadurch bewogen sind, dasselbe bereits vorhin zu wiederhohlten Mahlen durch besondere Ausschreiben Unsern Landeseingesessenen, denen die Erhaltung ihres Viehes angelegen ist, anpreisen und empfehlen zu lassen, so geschiehet ein Gleiches hiermit nochmahlen; und haben Unsere Beamte von dessen Erfolg und Wirkung, an Unsere Landesregierung von Zeit zu Zeit zu berichten.

12. Nachdem es ferner in Unsern Landen an nothdürftigem Hornviehe nicht fehlet, vielmehr die Viehzucht in dem gesegneten Stande sich findet, daß davon außerhalb Landes verkauft werden kann, so ist und bleibt die Hereinbringung des Hornviehes aus den wegen der Viehseuche verdächtigen Ländern überhaupt, insonderheit aber aus dem Oldenburg- und Delmenhorstischen, und dem Lande Jever, ferner, aus ganz

*) Küchensalz ist dem Rindviehe immer nützlich, es ist aber kein Präservativ gegen die Viehpest.

ganz Westphalen, und nahmentlich aus dem Münsterschen und Osnabrückschen, imgleichen aus dem Stadt Bremischen Gebiete, bis auf weitere Verordnung, gänzlich verboten.

Dahingegen wollen Wir

13. Unsern Landesunterthanen den auswärtigen Verkauf ihres zugezogenen und zum Verkaufe übrighabenden Hornviehes ferner gönnen und gestatten; nur muß dabey in allen Stücken dasjenige beobachtet werden, was wegen der darunter beyzubringenden obrigkeitlichen Pässe, und des Hornviehhandels überhaupt, in der mehrmahlen angezogenen Verordnung vom 14. Febr. 1756 enthalten, und vorgeschrieben ist.

14. Weil aber auch gegenwärtig eine große Anzahl des so genannten durchgeseuchten Hornviehes, so die Viehseuche vorhin wirklich gehabt, und überstanden hat, im Lande aufgekauft, und nach Holland und Ostfriesland abgetrieben wird; und es dann an Beyspielen nicht fehlt, daß aus Gewinnsucht mehrmahlen einiges Vieh für durchgeseucht ausgegeben und verkauft worden, wovon das Gegentheil sich nachmahlen ergeben, und wodurch sogar die Seuche an andere Orte verschleppt worden ist; so befehlen wir Unsern Beamten und Obrigkeiten hiermit ernstlich, wenn auf dergleichen durchgeseuchtes Hornvieh einiger Paß, zu dessen Vertreibung und auswärtigem Verkauf von ihnen gesucht

gesucht wird, bey Vermeidung schwerer Verantwortung auf das sorgfältigste zu untersuchen, "ob es gegründet sey, daß das für sie durchgeseuchet angegebene Vieh die Hornviehseuche wirklich gehabt und überstanden habe?" und wie zu dem insonderheit erforderlich ist, daß der Eigenthümer und Verkäufer davon die Zeit und eigentlichen Umstände glaubwürdig anzeige, und in Person mit einem körperlichen Eide erhärte, nicht aber etwa dasselbe nur an Eidesstatt versichere, oder durch andere versichern lasse, oder wohl gar bloß das Zeugniß der Dorfvoigte darüber angenommen werde; also ist, daß diese eidliche Bestärkung wirklich geschehen sey, in dem auszustellenden Passe ausdrücklich anzuführen, nicht minder darüber ein Protocollum ad Acta zu nehmen; außerdem aber muß alles und jedes Hornvieh, worauf ein Paß ertheilt wird, nicht nur mit dem Amtseisen an beiden Hörnern gebrannt, sondern auch nach seinen Farben und übrigen Merkmahlen in dem Passe sorgfältig beschrieben werden, um dadurch alle Umtauschung und Verwechselung des Viehes, worauf der Paß gerichtet ist, so von gewinnsüchtigen Viehhändlern vorgenommen und verübt werden möchte, sorgfältig zu verhüten.

Wir befehlen demnach Unsern Beamten und Obrigkeiten, den Inhalt dieser Unserer Verordnung gehörig zu befolgen: nicht minder,

durch

durch die Unteramts- und Gerichtsbediente den Unterthanen ihres Bezirks, zu ihrer schuldigen Nachachtung und Gelebung, solches zu wiederhohlten Mahlen vorlesen und bekannt machen zu lassen. Gegeben Hannover, d. 10. Febr. 1770.

(L. S.)

G. A. von Münchhausen. B. C. v. Behr. A. F. v. Lenthe. B. Bremer. L. E. v. Gemmingen.

Ich komme nun zu einer gewissen Operation, die man die Einimpfung oder Inoculation der Hornviehseuche nennt, durch welche man gesundes Vieh, dessen natürliche Ansteckung man zu befürchten hatte, selbst ansteckt und freywillig krank macht. So verwegen dieser Gedanke anfänglich scheinen möchte, so rathen doch Vernunft und Erfahrung die genannte Operation als nützlich und vortheilhaft an.

Die Bemerkung, daß das Vieh, welches ein Mahl die Seuche überstanden hat, niemahls wieder davon befallen wird, und die Erfahrung, daß die durch die Einimpfung der Kinderblattern hervorgebrachten Pocken viel weniger gefährlich sind, als die natürlichen, haben wohl zuerst zu der Einimpfung Gelegenheit gegeben. So viel ich weiß, ist Herr Dodson in England der erste, der darauf gerathen ist, und

und in Holland sind die ersten Versuche darüber durch die Herren Nozeman, Kool und Tak im Jahr 1755 gemacht. Sie theilten siebenzehn Stücken Vieh durch diese Operation die Seuche mit, wovon drey dadurch gerettet wurden. Von diesen dreyen starben nachher zwey an einer natürlich stärkern Ansteckung; ich bitte aber nicht zu früh hieraus die Unzulänglichkeit der Einimpfung der Seuche zu schließen; ich werde nachher mehr davon reden.

In Deutschland haben wir noch ältere Versuche über die Einimpfung. Man stellte 1746 diese Operation in dem Braunschweigischen an, und behielt von 19 eingeimpften neun Stück.

Der Herr Professor Schwenke in dem Haag impfte 1757 sechs Stücke ein, und behielt sie alle sechs.

Herr Layard zu London stellte den Versuch in eben dem Jahre an acht Stücken an, und behielt drey davon. Der Bischoff von York behielt von fünf eingeimpften vier; und ein Wundarzt, Nahmens Bewley, alle drey, die er eingeimpft hatte.

Sechs Stücke Vieh, die Herr Grashuis durch die Einimpfung gerettet hatte, wurden nachher aufs Neue durch die natürliche Seuche angesteckt, und vier starben, zwey wurden nur wieder hergestellt.

Ich

Ich führe hier mit Fleiß diese ersten Proben über die Einimpfung der Seuche ausführlich an, sie mögen diese Operation an- oder abzurathen scheinen, damit man mich nicht einer Partheylichkeit beschuldigen könne.

In den letztern Zeiten sind insbesondere in Friesland, Gröningen und Holland vortreffliche und häufige Versuche über die Einimpfung der Hornviehseuche angestellt worden. Den 16. März 1769 trat in Gröningen eine Gesellschaft zusammen, die auf ihre Kosten nach und nach einige dreyßig Stücke Vieh durch die Herren Professoren van Doeveren und Camper einimpfen ließ, und im Julius eben des Jahres in Friesland eine noch größere. Der Herr Prof. Camper und Herr Doctor Munniks besorgten dabey die Einimpfung an einer großen Menge Vieh. Am 1. September des genannten Jahres waren 112 Rinder eingeimpft, und 45 davon hergestellt, die man mit Vortheil verkaufte. Nach dieser Zeit wurden noch mehrere eingeimpft, und nach den neuesten Versuchen wird durch diese Operation wenigstens die Hälfte des eingeimpften Viehes bey dem Leben erhalten. Herr Doctor Coopmans zu Franeker hatte bis zum November 1769 ebenfalls diese Operation an einigen neunzig Stücken Rindvieh angestellt, und über die Hälfte davon besserte sich. In Holland ist

dieser

dieser Kunstgriff nicht so stark ausgeübt worden, jedoch hat man die Einimpfung daselbst auch versucht, wie z. B. der berühmte Herr Doctor Sandifort in dem Haag, und in Rotterdam eine in dieser Absicht nach dem Muster der gröningischen und frießländischen zusammen getretene Gesellschaft.

Doch fielen die letzten Versuche mit der Einimpfung in den Niederlanden 1770 nicht so glücklich aus, als man wohl erwartet hatte, wie folgendes Schreiben des Prof. van Doeveren zu Gröningen an den berühmten Dr. Sandifort im Haag berichtet:

"Mit der Einimpfung des Rindviehs ist es in dieser Provinz nicht so gut abgelaufen, als mit der Inoculation der Kinderblattern; seit einer geraumen Zeit hören alle Leute, so viel ich weiß, damit auf, und die Versuche unserer Gesellschaft sind ebenfalls geendigt. Der Ausschlag im Ganzen genommen thut bey weitem nicht der davon gefaßten Hoffnung genug; meinem Bedünken nach fehlt noch sehr viel daran, daß er den allgemeinen Nutzen der Einimpfung erweisen sollte. Ich getraue mir vielmehr das Gegentheil davon auf das Deutlichste aus einer Anzahl mehrerer Beobachtungen darthun zu können, die man hier und anderwärts gemacht hat; so daß ich nicht sehr darauf gesteuert bin, länger für einen Vertheidiger dieser Operation gehal-

gehalten zu werden, wie sehr ich mich auch sonst bemühet habe, sie zur allgemeinen Nützlichkeit zu bringen. Es ist auch bey diesen Versuchen merkwürdig, daß die letztern eben so wie die erstern ausgefallen sind, und daß die Operation noch zur Zeit durch die öftere Wiederhohlung zu keiner größern Vollkommenheit hat gebracht werden können, welches den davon gehabten Erwartungen eben nicht sehr schmeichelt."

Möchte doch diese für mich sehr unerwartete Nachricht, die mir Dr. Sandifort mittheilte, nicht veranlassen, daß man die Einimpfung der Seuche gänzlich wieder liegen ließe. Ich denke noch immer, daß man sie ein Mahl zu einer größern Vollkommenheit wird bringen können, und daß sie ihren großen Nutzen haben wird.

Jetzt zur Zeit sterben von neun Stücken Rindvieh, die von der Seuche auf die natürliche Weise befallen werden, sieben; von neun eingeimpften aber, nach den neuesten Versuchen, im Durchschnitt etwa vier. Stellt man also die Einimpfung an neun Stücken Rindvieh an, so kann man wahrscheinlich hoffen, drey davon mehr zu behalten, als wenn diese Anzahl natürlicher Weise angesteckt worden wäre. Die erstern Versuche über die Einimpfung schlugen nicht so glücklich ein, ich gestehe es, allein es ging eben so mit der Einimpfung der Kinder-

blattern; die Kunst mußte erst zu einer größern Vollkommenheit gebracht werden. Und vielleicht ist die Hoffnung nicht ungegründet, daß durch die Inoculation der Seuche noch immer mehr Vieh nach Proportion wird gerettet werden, je länger man Versuche darin anstellt. Ja bey einigen der erstern darüber gemachten Versuche sind die Fehler, welche dabey vorgingen, nicht schwer zu bemerken, und man hat diese Fehler als die Ursachen anzusehen, warum diese Proben unglücklich abliefen.

Da aber das Vieh, welches die Seuche ein Mahl überstanden hat, in einem weit höhern Werthe gehalten werden muß als das andere, so wird man in der That reicher dadurch, wenn man durch die Inoculation auch nur die Hälfte des Viehes rettet.

Allein ohne Zweifel wird meinen Lesern das Vieh des Herrn Nozeman und Grashuis einfallen, welches nach der Wiederherstellung von der künstlich hervorgebrachten Seuche, hinterher von der natürlichen angesteckt wurde und daran starb. In der That, wenn das Vieh durch die Einimpfung der Seuche nicht in der Folge völlig vor der natürlichen Ansteckung in Sicherheit gestellt würde, so wäre die Operation nicht allein als unnütz und vergeblich, sondern selbst als schädlich zu verwerfen. Aber die neuern Versuche, deren

eine

eine weit größere Anzahl vorhanden ist, beweisen es hinlänglich, daß das eingeimpfte Vieh die Seuche nicht zum zweyten Mahle bekömmt, wenn man es auch gleich zum zweyten Mahle einimpft, ja selbst unter natürlich angestecktes stellt. Die zur Einimpfung des Viehes zusammengetretene Gesellschaft zu Groningen stand dem Käufer des gebesserten Viehes sechs Monathe lang für die fernere Ansteckung, und sie würde auf immer dafür haben gut sagen können, wenn es die Einrichtung einer solchen Gesellschaft erlaubt hätte. Die Käufer konnten indessen in den sechs Monathen alle mögliche Versuche mit dem gekauften Viehe anstellen. Bisweilen geschieht es aber, daß das Vieh nach der Einimpfung zwar krank wird; allein nicht eigentlich die Seuche bekömmt; und dann kann freylich nachher die natürliche Ansteckung darauf erfolgen. Vermuthlich war dieses der Fall mit dem erst erwähnten Viehe; ich werde aber nachher diejenigen Kennzeichen anführen, woraus man schließen kann, daß das eingeimpfte Vieh wirklich von der Seuche befallen worden, und also vor der ferneren Ansteckung gesichert sey.

Und auch selbst in dem Falle, der doch nicht vorhanden ist, wenn durch die Inoculation der Seuche nicht mehr Vieh gerettet würde, als bey der natürlichen Seuche davon kömmt,

würde die Einimpfung anzurathen seyn. Wenn man sie anstellt, so weiß man, zu welcher Zeit das Vieh an der Seuche krank wird und kann sich in Ansehung der Wartung darnach einrichten; man braucht nicht immer die Seuche in seinem Stalle mit Furcht und Zittern zu erwarten; das Land kann früher dadurch von der Wuth der Seuche befreyet werden; denn wenn alles Vieh darin die Krankheit ein Mahl überstanden hat, so muß diese von selbst aufhören. Und vielleicht möchte die Seuche auch wohl in einem Lande, in welchem lauter gebessertes Vieh vorhanden ist, wenn sie nach mehreren Jahren darin wieder ausbricht, weniger gefährlich werden als in einem andern; denn es kömmt mir nicht ganz unwahrscheinlich vor, daß das Vieh von solchen Aeltern, die die Seuche schon überstanden haben, gelinder durchkommen werde, als anderes von Eltern, die von der Seuche noch nicht befallen worden sind. Vielleicht gibt die Einimpfung solchergestalt ein Mittel ab die Seuche immer weniger bösartig und gelinder zu machen; den Vortheil stelle ich mir wenigstens sehr groß vor, wenn alles Vieh in einem Lande die Seuche schon überstanden hat.

Hierdurch rathe ich aber nicht an, die Einimpfung auch da vorzunehmen, wo die Seuche noch nicht von selbst ausgebrochen ist. Der Vortheil von der Einimpfung ist freylich beträchtlich; aber noch größer ist der Vortheil,

wenn

wenn die Seuche gar nicht in einem Lande unter das Vieh kömmt. Man suche also das erste Anstecken so lange, als möglich ist zu verhüten; ist es aber ein Mahl schon geschehen, bemerkt man die Seuche in einer Gegend, so schreite man augenblicklich zur Einimpfung derselben bey alle dem Viehe, das in der Nähe steht, weil es wahrscheinlich ist, daß es sonst auch natürlich werde angesteckt werden.

Die wahrscheinliche Ursache, warum das Vieh durch die künstlich mitgetheilte Seuche besser davon kömmt, als bey der natürlichen, liegt wohl darin, daß das Gift bey der letzten augenblicklich und am heftigsten die Werkzeuge des Athemhohlens und der Verdauung befällt, bey der erstern aber sich nur allmählig und vermuthlich gelinder bis auf diese Theile ausbreitet. Diese beiden zum Leben so nöthigen Handlungen werden also bey der, durch die Inoculation hervorgebrachten Seuche weit weniger gestört und das Leben des Thieres läuft weniger Gefahr.

Was hier von der Einimpfung gesagt worden, ist die Sprache des seligen Erxlebens. Ich füge diesem, über diesen wichtigen Punct noch Folgendes bey.

In den Jahren 1770, 1771 und 1772 wurde in Dännemark auf königliche Kosten die Einimpfung an 390 Thieren vorgenommen, wovon 232 Stück gesund wurden, 45 Stück starben

und 113 nicht erkrankten. Umständliche Nachricht davon findet man in der Geschichte dieser Einimpfungen vom Hrn. Prof. Tode. Im Mecklenburgischen wurden 3806 Stück Rindvieh im Jahr 1778 eingeimpft; hiervon starben 344 Stück, 3107 wurden durchgeseucht, 290 waren noch krank und 65 nicht erkranket. Weiter wurden allda 269 Stück inoculirt, von diesen starben 94, genasen 134 und 41 wurden nicht angesteckt, wie Hr. Oberhauptmann von Oertzen berichtet.

Aus der Einimpfung der drey Kalben vom Hrn. Prof. Nebel 1797, wovon oben die Rede war, die alle drey genasen, und einiger Thiere vom Hrn. Prof. Reich in Erlangen, wovon eines gestorben, läßt sich kein Schluß ziehen, da es der Thiere nur wenige waren, und die Kalben ohnehin leichter durchkommen. In Baiern, auf dem Rieß und an andern Orten wurden bey der jetzigen Viehpest auch Versuche mit der Inoculation, aber nur im Kleinen, gemacht, die ungünstig ausfielen, welches Hr. Reich dem Gebrauche der Säuren, der Salze und der zur sauern Gährung geneigten Pflanzen zuschreibt.

Herr Havemann *), Direktor der Thierarzneyschule zu Hannover, machte in Hinsicht

*) Salzburger medic. chirurgische Zeitung. 1798. Nr. 12. Seite 220.

sicht auf die Viehpest und vornehmlich auf die Einimpfung derselben, im Juli 1797 eine Reise in die holländische Provinz Gelbern, und hatte Gelegenheit nahe bey Doesburg an der Yssel, diese traurige Seuche zu beobachten, und von der, in der dasigen Gegend, angestellten Einimpfung sichere Nachrichten einzuziehen. Zwey Landleute hatten im Frühjahre eingeimpft, als ihnen die Seuche nahe gekommen war. Der eine hatte 300 Stück, meistentheils junges Vieh, geimpft, wovon in allem höchstens, nach seiner Erzählung, $\frac{1}{4}$ verlohren gegangen war. Der andere hatte bey der Inoculation mehr Vieh verlohren, als an der natürlichen Seuche umkam.

Im Cleviſchen, und zwar in der Stadt Sevenaer und im Amte Lymers waren 421 Stück, meistentheils junges Vieh, eingeimpft worden, 310 Stück kamen durch, 91 crepirten, und 20 St. wurden nicht angesteckt. Wie viel Stück noch an den Folgen der Krankheit umgekommen, war nicht angemerkt. So viel er erfahren, mag der ganze Verlust des geimpften Viehes etwa $\frac{1}{4}$ betragen haben. An der natürlichen Seuche war im Amte Lymers nicht ganz die Hälfte durchgekommen, in Sevenaer aber nicht völlig der dritte Theil. Nach einstimmiger Versicherung hat das geimpfte Vieh die Seuche eben so ſtark gehabt, als das mit der natürlichen Seuche befallene.

Es ist offenbar, daß bey der Einimpfung weniger Vieh verlohren gegangen, als bey der natürlichen Seuche; allein wenn man erwägt, daß die natürliche Seuche alles Vieh ohne Unterschied befällt, zu der Inoculation aber mehr junges Vieh, das nach der allgemeinen Erfahrung glücklicher durchkömmt, gewählt worden ist, so wird dadurch der Vortheil der Einimpfung auch wieder geringer.

Wäre die Viehpest, schreibt Hr. Havemann, eine dem Rindviehe so nothwendige Krankheit, als es leider! die Blattern dem Menschen sind, so würde dieß sehr für die Einimpfung sprechen; es ist aber eine Krankheit, die oft in zwanzig und mehrern Jahren nicht wieder kömmt. Daß durch die Inoculation die Verbreitung der Krankheit befördert wird, darf nicht bezweifelt werden; daß man aber auch sonst noch dadurch schaden kann, und gewiß an mehrern Oertern dadurch geschadet hat, mag folgendes Beyspiel lehren: Als 1780 die Viehpest in unserem Lande war, wurde der verstorbene Oberhof-Roßarzt Kersting von königl. Regierung committirt, im Hoyaischen, und zwar in den Aemtern Syke und Westen, Versuche mit der Inoculation anzustellen. Es wurden, so viel ich mich entsinne, 3 bis 400 Stück eingeimpft, wovon etwa auch der vierte Theil verloren ging. Die natürliche Seuche

hörte

hörte auf, und hat sich seit der Zeit hier nicht wieder spüren lassen. Vieles von dem geimpften Viehe war aus Oertern genommen, wohin die natürliche Seuche nicht kam. Ohne die Inoculation würde ein guter Theil des durch die Impfung umgekommenen Viehes erhalten worden seyn, und da von dem durchgeseuchten Viehe nach 17 Jahren doch keines mehr vorhanden ist; so kann auch dieses bey einer etwa wiederkommenden Seuche kein Ersatz dafür seyn. Wenn man mit einem geringen Verluste von etwa 5 bis 10 Stück von 100, und zwar alles Vieh ohne Unterschied des Alters einimpfen könnte; so wäre es allerdings rathsam, es alsdann ohne Zeitverlust zu thun, wenn sich die Seuche nähert; bis hierher ist aber Erfahrungen zufolge das Risiko des Verlustes zum Gewinn so, daß ich keinen Vortheil davon einsehen kann. Nach meiner Wahrnehmung hängt die Gut- und Bösartigkeit der eingeimpften Seuche vornehmlich von der Disposition des Viehes ab. Wo die natürliche Seuche gutartig ist, und wenig Vieh tödtet, da geht die Einimpfung viel glücklicher, als da, wo die natürliche Seuche sehr bösartig und verheerend ist. So weit ich meine Nachforschungen habe ausdehnen können, fand ich diesen Satz allgemein bestätigt. So weit Hr. Havemann, dessen Gründe gegen die Inoculation allerdings wichtig sind.

Herr Faust erzählt in seiner Schrift, Seite 85, von einer Inoculation, die 1797 zu C. an 10 Stück Rindvieh geschah, unter der Aufsicht eines einsichtsvollen Arztes und eines geschickten Vieharztes; und doch starben 6 St. daran, und 4, die als genesen entlassen wurden, bekamen die Seuche aufs neue, und starben an dieser zweyten Krankheit, mithin alle 10 St. Weiter bemerkt er, daß eine andere Einimpfung von 13 Stücken und die Vergütung von 8 dabey gefallenen Stücken zusammen 216 Thaler, 36 Stüber Cl., 4 Deut Kosten verursacht haben. Diese Einimpfungsgeschichten sprechen nicht vortheilhaft für die Einimpfung.

Das königl. preuß. Obercollegium Sanitatis gab 1778 sein Gutachten gegen die Inoculation, wo es am Schlusse heißt: daß die Inoculation der Viehseuche theils sehr bedenklich, theils ganz unanwendbar zu seyn scheint, und daß sie eher ab- als anzurathen ist. Auch der erfahrne Hr. Prof. Wolstein *) erwartet nicht viel Glückliches von der Einimpfung. Seine Gründe findet man in dem angeführten Werke.

Ich würde nie zu der Inoculation der Rindviehpest rathen; so wenig bin ich von deren Nutzen über-

*) Bemerkungen über die Viehseuchen in Oesterreich. Zweyte Auflage. S. 113 und folgenden.

überzeugt. Es ist ja ohnehin leichter die Viehpest abzuhalten und zu erleichtern (Länder, wo Krieg ist, ausgenommen), wenn man nur ernstlich will, wie ich in der hiesigen Gegend mit Vergnügen wahrgenommen habe. In Brückenau war die Pest nur in dreyen Ställen, und kam nicht weiter; im Dorfe Witgenfeld war sie in einem, in Niederleichtersbach in zweyen, in Werberg in einem Stalle; und in den Dörfern Wernarz, Riedenberg auf fuldischer Seite, und in Speicherts waren überall nur einige Ställe angesteckt. Daß die Viehpest sich in diesen Ortschaften nicht weiter ausbreitete, und viele ganz nahe gelegene Dörfer völlig davon befreyt blieben, kam bloß daher, daß sich die Einwohner dieser Ortschaften möglichst angelegen seyn ließen, die ihnen zur Verhütung der Rindviehpest vorgeschriebenen Vorsichtsregeln genau zu befolgen, zum Beweise, daß man diese Pest abhalten kann, wenn man nur ernstlich will. Hingegen weiß ich von andern Ortschaften, wo die verheerende Krankheit sich über alle Ställe verbreitete, alles Vieh tödtete, daß die Einwohner durch ihre Nachlässigkeit und verkehrtes Verfahren Schuld daran waren.

Jenen zu Gefallen, welche die Einimpfung für vortheilhaft halten, oder Versuche damit anstellen wollen, soll doch die Verfahrungsart bey der Einimpfung hier vorgetragen werden. Ehe

ich

ich zur Beschreibung des Verfahrens bey der Einimpfung der Seuche selbst schreite, muß ich noch einige hierher gehörige Regeln mittheilen. Es sind folgende:

1) Man schreite nicht eher zur Einimpfung als bis man Grund hat die natürliche Ansteckung zu besorgen. Man setzt sonst nicht allein sein eigenes Vieh in eine überflüssige Gefahr, sondern man kann auch, wenn man gegen diese Regel handelt, selbst die Seuche noch weiter ausbreiten und seinen Nachbarn dadurch großen Schaden zuziehen.

2) Man fehle aber auch nicht auf der andern Seite, und warte zu lange mit der Inoculation, bis das Vieh vielleicht schon die natürliche Ansteckung gefaßt hat. Wenigstens schreibe man alsdann nicht den etwa erfolgenden übeln Ausgang des Unternehmens auf Rechnung der Inoculation.

3) Man kann allem Rindviehe die Seuche einimpfen, es mag seyn von was für Geschlecht oder Alter es wolle. Jedoch haben die neuesten Erfahrungen gelehrt, daß die jungen Thiere, doch nicht unter einem halben Jahre, am besten davon kommen. Uebrigens muß es sonst gesund seyn. Trächtiges Vieh ist nach Camper nicht geschickt dazu, indem es fast allezeit zu früh wirft; und je näher es der Zeit des

Käl-

Kälberns ist, je gewisser stirbt es aus Kraftlosigkeit oder an andern Folgen des zu frühen Werfens.

4) Am besten geschieht die Operation im Frühjahre, Sommer oder Herbste; im Winter kann sie indessen im Nothfalle auch wohl angestellt werden.

5) Man kann das Vieh sowohl in den Ställen, als in besonders dazu aufgeschlagenen hölzernen oder strohernen Hütten einimpfen, nur dürfen die Ställe nicht zu enge und dicht geschlossen seyn, sondern die Luft muß einen freyen Zutritt haben. Zugluft und starke Kälte sind indessen auch schädlich. Am besten ist es auch, wenn nicht gar zu viel Vieh neben einander steht.

6) In den Ländern, wo es Gebrauch ist, das Vieh den ganzen Sommer durch auf der Weide zu lassen, geht es selbst an, die Einimpfung auf der Weide vorzunehmen; nur muß man das Vieh, wenn die Weide mit Wassergraben eingefaßt ist, an Pfähle binden, damit es nicht während der Krankheit in das Wasser gerathe und aus Schwäche darin ersaufe.

7) In den Ställen und auf den Weiden, worauf man dem Viehe die Seuche durch die Einimpfung mittheilen will, darf kein anderes Rindvieh, das man nicht dazu bestimmt hat, stehen;

stehen; dieses würde sonst von dem eingeimpften angesteckt werden.

Um die Inoculation der Seuche anzustellen, hat man dem Viehe keine vorbereitende Arzney zu geben nöthig, sondern man schreitet unmittelbar zur Operation selbst. Man fädelt vier, fünf bis sechs baumwollene Fäden sieben bis acht Zoll lang, die man eben vorher mit der aus der Nase eines kranken Thieres laufenden Feuchtigkeit durch und durch befeuchtet hat, in eine große krumme chirurgische Nadel, oder in deren Ermanglung in eine Packnadel, die man etwas krumm gebogen und an den Seiten scharf geschliffen hat. Alsdann faßt man hinten an dem dicken Fleische der Hinterbacken des einzuimpfenden Viehes mit der linken Hand die Haut an, zieht sie nach sich zu, sticht mit der Nadel von oben nach unten zu dadurch, und bringt solchergestalt die Fäden hinein. Hierauf zieht man die Fäden einige Mahle in der Haut hin und her und knüpft beide Enden lose zusammen.

Damit man desto sicherer seyn kann, daß das Gift fasse, so wiederhohlt man die Operation auch an dem andern Hinterbacken.

Man kann auch die Einimpfung an den Vorderbugen, auf den Rippen, und an andern Orten des Körpers anstellen, allein die eben angezeigte Stelle ist eine der bequemsten dazu.

Auch

Auch kann man die Materie, die bey den kranken Thieren aus den Augen fließt, zur Befeuchtung der Fäden nehmen. Den dicken Speichel derselben dazu zu nehmen ist nicht so rathsam, weil bey dem Viehe, welches dergleichen von sich gibt, die Lungen vorzüglich leiden. Das kranke Thier, wovon man den Stoff zum Einimpfen nimmt, muß nicht schon zu sehr von der Krankheit gebessert seyn, nicht zu schwer Athem hohlen, und den gehörigen Durchfall haben. Vielleicht ist der Stoff von jungem und von eingeimpftem Viehe am besten. Der Stoff muß auch frisch seyn, und in einem wohlverschlossenen Glase oder in einer dichten Büchse bis zur Einimpfung bewahrt werden.

Die Operation ist so wenig schmerzhaft, daß man sie bey dem stehenden Viehe verrichten kann. Sollte es etwas empfindlich seyn, so kann es Jemand während der Operation am Halse krabbeln, oder man läßt den Vorderfuß an der Seite, wo man die Einimpfung verrichtet, in die Höhe halten.

Man kann auch die Einimpfung ohne Fäden verrichten, indem die Haut mit einem scharfen Messer drey bis vier Zoll lang aufgeritzt, und auf die Wunde etwas Materie aus der Nase eines kranken Thieres aufgestrichen, oder etwas Fleisch von einem an der Seuche verstor-

benen

benen Thiere aufgelegt wird; aber die Art mit Fäden ist die bequemste.

Wenn die Operation geschehen ist, so entzieht man dem Viehe alles harte Futter, insbesondere Heu und Gras. Man gibt ihm Lein- oder Rüböhlkuchen mit viel Wasser, oder Kleye, oder Mehl unter Wasser gerührt.

Den vierten Tag nach der Einimpfung schreitet man zur Aderlaß in der Menge wie vorher erwähnt worden, und den fünften Tag gibt man ein gelindes Purgiermittel. Weiter hat man keine Arzneyen nöthig. Der Herr Prof. Camper zu Groningen hat einen abgekochten Trank von Fieberrinde und auch von gemeiner Weidenrinde zu geben versucht, allein ohne Vortheil davon zu verspüren. So hat man auch unter den Trank etwas Vitriolöl gemischt; allein auch dieses ist nicht nöthig.

Die bey der Einimpfung gemachten Wunden schwellen nachher etwas an, und geben auch wohl ein wenig Eyter, aber man braucht keine Mittel darauf zu legen.

Den fünften, insbesondere den sechsten Tag nach der Einimpfung wird das Vieh von der Seuche befallen. Man hat alsdann alles das zu beobachten, was vorher von der Wartung des natürlicher Weise angesteckten Viehes gesagt worden; und die Fäden, wodurch die Einimpfung

impfung geschehen, werden aufgeschnitten, und aus der Wunde herausgezogen.

Es geschieht bisweilen, daß ein oder das andere Stück Vieh die Seuche durch die Einimpfung nicht faßt. Dieses schließt man daraus, daß es an dem fünften oder sechsten Tage nicht die gewöhnlichen Zeichen der Krankheit zeigt, und daß am neunten oder zehnten Tage die Augen nicht roth sind, und die Nase den Schleim nicht fließen läßt. Es wird folglich auch alsdann durch die Einimpfung nicht gegen die natürliche Seuche gesichert, und muß sogleich von dem übrigen kranken Viehe abgesondert werden, damit es nicht dadurch angesteckt werde. Man kann es einige Tage nachher wieder aufs Neue einimpfen.

Es wäre gut, wenn alles das Vieh, das die Seuche, die natürliche sowohl, als die durch die Einimpfung mitgetheilte, in einer Gegend überstanden hat an den Hörnern oder auf den Hinterbacken durch ein eingebranntes Mahl gezeichnet würde: damit die Käufer um desto sicherer seyn können, daß sie gebessertes oder durchgeseuchtes Vieh bekommen.

Von der Seuche des Jahres 1682.

Diese Seuche brach in dem ebengenannten Jahre aus, und wüthete bis zum Jahre 1693;

die Schafpocken herrschten zu derselben Zeit ebenfalls sehr, und die Krankheit, wovon das Hornvieh in diesen Jahren befallen wurde, scheint den Schafpocken nahe zu kommen.

Bey dieser Landseuche unter dem Hornviehe bemerkte man, daß am Kopfe, Halse und an den Schenkeln des kranken Viehes Knöpfe oder Blattern ausbrachen, welche bald darauf schworen, ihre rothe Farbe in eine weiße veränderten, Eyter gaben, und dann mit einer schwarzen Rinde abtrockneten. Eine große Menge Vieh verlor die Augen in dieser Krankheit; vieles von dem, das die Krankheit überstand, wurde mager, und starb nachher an der Auszehrung. In dem letzten Jahre endigte sich die Seuche in eine wahre Lungensucht, woran vieles Vieh starb.

Ich finde keine Nachrichten, daß diese Seuche nachher irgendwo bemerkt worden sey, wenn nicht etwa die Seuche von 1732 Aehnlichkeit mit ihr hat; ich habe aber deßwegen doch von ihr reden müssen, damit man sie kenne, wenn sie ein Mahl wieder ausbrechen sollte. Sie scheint ein inflammatorisches Fieber zu seyn, bey dem sich die Natur durch einen Ausschlag auf der Haut zu helfen sucht. Hinreichende, nur nicht gar zu starke Aderlässe sind dabey sehr anzurathen, um die Entzündung zu mäßigen, und um zu verhüten, daß die Lungen und andere edlere Theile nicht davon befallen

fallen werden, woraus die Lungensucht und Auszehrung entstehen würde. Außerdem müßte man fleißig Salpeter gebrauchen, den man unter das Wasser zum Trinken mischen könnte, täglich etwa zu anderthalb bis zwey Loth; oder anstatt dessen kann man Weinessig oder Vitriolspiritus unter das Wasser mischen. Vermuthlich müßte es von guter Wirkung seyn, wenn man täglich etwa zwanzig Gran Kampfer mit Salpeter vermischt eingäbe. Dabey muß eine sorgfältige Diät gehalten werden.

Sollte man aber aus dem Pulse und andern Umständen schließen, daß die Kräfte des Körpers zu schwach wären das Gift durch die Blattern auszutreiben, so müßte man sich der vorigen Mittel sorgfältig enthalten, ein Haarseil setzen, Küchensalz unter den Trank mischen, und täglich zwey Mahl einen Löffel voll gepülverten Schwefel mit etwas Kleye eingeben, um das Austreiben der Blattern zu befördern. Man kann auch in derselben Absicht Theriak, Angelikwurzel, u. d. gl. verordnen.

Hat man Ursache zu vermuthen, daß nach der Krankheit ein innerliches Geschwür in den Lungen oder in andern Eingeweiden zurückbleiben werde, so muß man die dagegen dienlichen Mittel gebrauchen; insbesondere aber eine Zeitlang ein starkziehendes Haarseil unterhalten.

Von der Seuche des Jahres 1732, oder dem Zungenkrebse.

Bey dieser Seuche des Hornviehes entstand auf, oder an der Zunge desselben eine Beule oder Blätter, die anfänglich weiß war, nachher roth und endlich schwarz wurde, und zuletzt in ein krebsartiges Geschwür der Zunge überging. Das Vieh schien übrigens anfänglich dabey ganz gesund zu seyn, und aß und trank, so daß man die Krankheit nicht eher bemerkte, als bis es zu spät war, Hülfe dagegen zu leisten; denn die Krankheit war so heftig, daß das Vieh in vier und zwanzig Stunden daran starb. Dieser Umstand macht es nothwendig, daß man zu der Zeit, da eine solche Seuche wüthet, täglich einige Mahl die Zunge des Viehes untersucht, ob man die Blatter darauf wahrnimmt.

Herr Bourgelat versichert, daß durch nachfolgendes Verfahren dreyhundert Stück Rindvieh von dieser Krankheit hergestellt worden sind.

Dem noch gesunden Viehe ließ man zur Vorsorge am Halse Ader, man gab ihm zum Tranke Wasser, das mit Kleye vermischt war und mischte zwey Loth Mineralkrystall und Weinessig bis zu einer Säure darunter. Die Zunge und das Maul wusch man öfters mit folgen-

folgenden: Man mischte Weinessig, Pfeffer, Salz und Teufelsdreck unter einander (die Proportion gibt er nicht an), ließ es weichen und schüttelte es wohl durch einander. Bisweilen mischte man auch ein Loth Salmiak darunter. In den Ställen räucherte man mit Weinessig, oder auch mit Wachholderbeeren vier Pfötchen *), Wermuth, Alantwurzeln, Sadebaumblätter von jedem zwey Pfötchen, mit zwey Loth Myrrhen vermischt und alles gepülvert. Innerlich gab man täglich zwey Mahl ein Pfötchen Wachholderbeeren, die in Essig geweicht waren, mit etwas Kleye ein. An den Oertern, wo die Seuche stark wüthete, gab man von dem Tranke Nr. 24. dem Viehe des Morgens nüchtern ein Horn voll ein. Durch diese Mittel hat man 225 Stück Rindvieh präservirt.

Bey dem kranken Viehe unterließ man den Aderlaß, aber nicht das Räuchern. Man schnitt die Blatter auf der Zunge bis auf das gesunde Fleisch aus, und bähete die Wunde und die ganze Zunge täglich fünf oder sechs Mahl mit Myrrhen und Aloetinctur, oder mit Branntwein, zu welchem man zu acht Unzen, Salmiak und Kampfer, von jedem ein Loth gesetzt hatte. Innerlich gab man die Pille Nr. 25 oder den Trank Nr. 26 ein.

*) Ein Pfötchen, pugillus, ist so viel, als man mit der Spitze der Finger faßt.

Man wird in verschiedenen Nachrichten von dieser Seuche die Vorschrift finden, daß die Blatter auf der Zunge mit einem silbernen Instrumente geöffnet werden soll; das ist aber nichts Nothwendiges.

Vermuthlich wäre zur Präservation gegen diese Seuche ein Haarseil sehr nützlich.

Diese Seuche von 1732 betreffen die hohen Edicte und Nachrichten, welche in den Landesordnungen III Band von der 901. bis zur 928. Seite befindlich sind.

Diese Seuche wird Zungenkrebs, fliegender Krebs, Zungenbrand genannt, und hat schon öfters grassirt; 1783 noch befiel sie das Rindvieh im Venetianischen, wo Professor Orus *) Mittel dagegen vorschlug, die man in der angeführten Schrift finden kann. Die Nachrichten von dieser Seuche sind verschieden; doch geben die meisten Schriftsteller und erschienenen Verordnungen selbe für sehr bösartig an, und Viele erklären sie für die eigentliche Rindviehpest. In beygesetzten Schriften kann man mehreres davon lesen **).

Von

*) Auserlesene Beyträge zur Thierarzneykunst. Viertes Stück. S. 251.

**) Alberti de Haller de lue bouilla agri bernensis commentatio. Gottingae 1773. Untersuchung und Geschichte der Viehseuchen in den kaiserl. königl. Erbländern, von P. Adami Wien, 178[illegible]. S. 115. Beyträge zur praktischen Viehzarneykunde, von A. A. Zwierlein. Göttingen, 1796. S. 42.

Von dem Zungenkrebse 1785 und 1786.

In diesen Jahren befiel der Zungenkrebs das Rindvieh in vielen Gegenden Deutschlands, in Baiern, Schwaben, Franken, in der Pfalz, im Mainzischen, wo auch Pferde damit behaftet waren, im Hessischen, Fuldischen, in Ober- und Niedersachsen. Verordnungen, Belehrungen und Warnungen wegen dieser Krankheit kamen eine Menge aller Arten heraus. In manchen Ländern wurde das silberne Instrument zum Oeffnen und Reinigen der Blasen auf der Zunge, dutzendweise in Vorrath verfertigt, und an alle Aemter und Dorfschaften vertheilt. Das allgemeine Gerücht vom Zungenkrebse verbreitete sich schon von Land zu Land, und erregte überall Furcht und Schrecken.

Unterm 14. July 1785 verlangte die hochfürstliche Regierung zu Fuld ein Gutachten von mir über diese Krankheit, die damahls sich im Mainzischen zeigte; besonders wollte sie wissen, ob diese Viehkrankheit ansteckend wäre oder nicht. Sie schickte mir zugleich eine Beschreibung der Krankheit nebst vorgeschlagener Kurart und Verwahrungsmitteln von andern Orten zur Einsicht mit.

Diese Beschreibung schilderte die Krankheit als sehr gefährlich. Die vorgeschriebenen Arz-

neyen waren: Chinarinde, Weinstein und Rosenhonig. Die aufgekratzte Blase sollte mit einem Pulver aus gleichen Theilen Pfeffer, Alaun und Salpeter täglich zwey Mahl gerieben werden. Das silberne Instrument war auch nicht vergessen. Alles dieses war von einer berühmten Facultät entworfen und vorgeschrieben.

Damahls hatte ich die Krankheit noch nicht selbst gesehen; ich hatte mich aber an andern Orten, wo sie herrschte, darum erkundigt, und sichere Nachrichten darüber eingezogen. Aus diesen konnte ich mit völliger Gewißheit schließen, daß die Krankheit ein bloßes Localübel, daß sie weder ansteckend noch sonst den Thieren gefährlich sey; daß die theure Chinarinde und alle innerliche Arzneyen gänzlich überflüssig seyn, so wie das silberne Instrument.

Ich berichtete dieses an die Regierung zu Fuld, und schlug bloß vor, den Unterthanen bekannt zu machen, daß sie die Zunge bey dem Rindviehe bisweilen untersuchen sollten; fände sich auf oder an der Zunge eine Blase, sollte solche mit einem Messer oder einer Scheere geöffnet, und alle Morgen und Abend mit Essig und Küchensalz ausgewaschen werden, bis die Wunde wieder geheilt sey. Rauhes und hartes Futter darf dem Viehe nicht gereicht werden bis nach völliger Heilung der Wunde. Nach jedesmahligem Fressen müsse die Wunde durch

Aus-

Auswaschen mit Wasser von den angesetzten Futtertheilchen gereinigt werden.

Erst im Herbst 1786 äußerte sich diese Krankheit im Fuldischen, in den Oberämtern Brückenau, Motten und Salmünster. Hier in Brückenau hatten 31 Stück Rindvieh Blasen auf den Zungen. Weit mehr Kühe waren damit behaftet als Ochsen. Die Blasen waren immer oben auf der Zunge, hinterwärts vor dem Schlunde, ersichtlich, und waren bald kleiner bald größer, wie große Bohnen, einen Zoll lang und noch größer, meistens rund, manchmahl länglich. Die Farbe der Blasen war bläulich braun. Bey Oeffnung der Blasen floß röthliches Wasser heraus. Die Wunde war kaum einen Strohhalmen breit tief, und der Grund zeigte frisches rothes Fleisch. Die Wunde fraß nie um sich. In der Wunde sammeln sich immer zerkauete Futtertheilchen, oft auch Haare, an, die das Vieh durch das Belecken seiner Haut dahin bringt. Daher liest man in den meisten Beschreibungen, daß man auf dem Grunde der Wunde einen Butzel, gleichsam wie steifer Haare hervorragen sehn, und daß, wenn man sie abkratzt, neue dergleichen vermeintliche Haare hervorwachsen. Freylich häufen sich bey jedesmahligem Fressen wieder Futtertheilchen in der Wunde und durchs Lecken Haare an, die aber nicht in der Wunde hervorwachsen, wie viele irrig glauben.

Alle hier mit dem Zungenschaden befallene 31 Stück Vieh waren übrigens vollkommen gesund. Alle waren munter, bewegten den Schweif, hatten helle Augen, der Körper hatte seine natürliche Wärme, desgleichen die Hörner; sie fraßen und tranken wie gewöhnlich; sie hatten täglich ihre Ausleerungen ordentlich; die Ochsen zogen dabey mit gewöhnlicher Stärke, und die Kühe gaben ihre Milch fort, in der nähmlichen Menge und Güte, kurz alle diese Thiere waren im Uebrigen völlig gesund.

Nur die Zunge war mehr feucht und schleimicht, als sonst zu seyn pflegt. Diese vermehrte Absonderung der Feuchtigkeiten, des Speichels an der Zunge war eine nothwendige Folge des Reißes von der Blase und Wunde. Dieser Schleim hatte keinen übeln Geruch, und war auf keine Art eine verdorbene Feuchtigkeit.

Die Thiere wurden aller Orten nach der obigen von mir der Regierung mitgetheilten Vorschrift behandelt, und kein einziges Stück ist kränker geworden, noch weniger crepirt. Die Wunde war meistens innerhalb 6 bis 8 Tagen völlig geheilt. Nicht nur im hiesigen, sondern auch in den übrigen Oberämtern, lief die ganze Sache eben so glücklich ab.

In andern Ländern war diese Krankheit so unbedeutend wie im hiesigen Lande, war nirgends gefähr-

gefährlich, nirgends ansteckend, worüber Herr Havemann eigene Versuche angestellt hat. Der ganze fürchterliche Lärm entstand bloß daher, daß diejenigen, welche Mittel gegen diese Krankheit vorschlugen und Verordnungen angaben, die Krankheit gar nicht gesehen und untersucht hatten, und in Allem sich nach dem allgemeinen falschen Gerüchte richteten und nach bloßem Hörensagen verfuhren. Dieser Zufall verdient also den gefürchteten Nahmen Zungenkrebs, der mit der Rindviehpest gepaart ist, wie es 1732 gewesen seyn mag, gar nicht, und sollte füglicher Zungenblase genannt werden.

Vermuthungen über die Ursache der Zungenblasen findet man in meinen Beyträgen zur praktischen Vieharzneykunde S. 64; auch lese man den vortreflichen Bericht über diese Krankheit vom Herrn Havemann *) an die königliche Landesregierung zu Hannover.

Von den Schafpocken.

Diese Krankheit, welche die Franzosen le claveau oder clavin nennen, richtet unter den Schafen ähnliche Verwüstungen an, wie die Vieh-

*) Beyträge zum Archiv der medic. Polizey. 1. Band, des 1. Sammlung, von J. C. F. Scherf. S. 47.

Viehseuche unter dem Hornviehe und wüthet zu gewissen Zeiten auf eine entsetzliche Weise. Sie scheint eine große Aehnlichkeit mit den Kinderblättern zu haben, und man hat sie auch deßwegen mit dem Nahmen der Schafpocken oder Schafblattern belegt. In Frankreich hat man vorzügliche Beobachtungen darüber angestellt.

Die Schafe, die davon angesteckt sind, werden traurig und versagen mehr oder weniger das Futter, nachdem sie stärker oder schwächer von der Krankheit befallen werden. Mit dem Anfalle der Krankheit hören sie auf wiederzukäuen, die Augen schwellen auf und werden dunkel, sie lassen viele Thränen fließen, die Augenlieder laufen an, und wenn die Krankheit zunimmt, so schwären sie zusammen; ja nicht selten gehen die Augen in der Krankheit selbst verloren und die Thiere werden blind. Die Ohren werden öfters kalt und unbeweglich; aus den Naselöchern fließt ein dicker eyerartiger und zäher Roß, meistens von einer weißen, selten von einer gelben Farbe. Die übrigen Zufälle zeigen sämmtlich an, daß der ganze Körper dieser Thiere bey der Krankheit sehr leide; die Schafe legen sich nieder, lassen den Kopf stark hangen, ziehen den ganzen Körper stark zusammen und den Schwanz zwischen die Beine. Sie hohlen mit Beschwerde Athem und der Athem riecht sehr übel. Der Mist ist beynahe natürlich, nur etwas härter und schwärzlicher.

Einen,

Einen, zwey, drey oder vier Tage nach dem ersten Anfalle der Krankheit brechen die Blattern selbst auf der Haut, insbesondere am Kopfe und im Maule, am Bauche, um den Hintern, an dem obern Theile der Füße, vornehmlich nach innen zu, aus. Sie kommen in der Gestalt völlig mit den Kinderblattern überein; wenn sie einzeln ausbrechen, und dieses ist ein gutes Zeichen, so sind sie rund und etwas erhaben; eine schlimmere Gattung ist es, wenn mehrere in eins zusammenfließen. Anfänglich sind sie hart und roth; die gutartigen Blattern werden nachher weich und weiß, schwären, öffnen sich und trocknen, nachdem sie die Materie von sich gegeben haben, mit einer schwarzen Rinde ab; die bösartigen hingegen werden blaulich und nach und nach immer schwärzlicher ohne zu schwären; sie werden platt und sinken gleichsam, da die gutartigen hingegen erhabener werden.

Die Dauer der Krankheit ist sehr verschieden. Einige davon befallene Schafe sterben den dritten Tag nach dem Ausbruche der Blattern, andere später, und bisweilen hält die Krankheit selbst sechs bis acht Wochen an. Wenn die Thiere davon hergestellt werden, so fällt die Wolle an den Stellen aus, wo die Blattern ausbrachen. Kennzeichen des bevorstehenden Todes sind, wenn die Zufälle überhaupt

haupt schwerer und heftiger werden, wenn die Schafe anfangen stark zu stöhnen und wenn das Flankenschlagen hinzukömmt. Je mehr auch der Kopf von der Krankheit befallen wird, um desto gefährlicher ist sie. Ein gutes Zeichen ist es, wenn die Thiere nicht die Lust zum Futter gänzlich verlieren, wenn die Blattern auf die gehörige Weise schwären, und wenn sie noch größere Geschwüre erzeugen. Dieß geschieht öfters an den Augen, und die Schafe verlieren freylich dadurch das Gesicht, allein sie bleiben gemeiniglich beym Leben.

Das Gift dieser Krankheit theilt sich wie bey andern ansteckenden Krankheiten theils durch die unmittelbare Berührung, theils durch die Luft und andere Körper mit. Sie wüthet im Sommer sowohl als im Winter, in trocknen und in feuchten Gegenden, bisweilen heftiger bisweilen schwächer. Verschiedene Schafe von Einer Heerde werden stärker oder schwächer davon befallen, einige bekommen viele Blattern, andere sehr wenige. Alte und junge Schafe werden auf einerley Weise davon angesteckt. In Frankreich hat Herr Borel, dem wir in Absicht auf diese Krankheit viel zu danken haben, beobachtet, daß meistens die Hälfte oder zwey Drittheile einer Heerde schwer daran niederliegen.

Bey

Bey den an den Blattern gestorbenen Schafen stellen sich die Zeichen der Fäulniß sehr bald nach dem Tode ein. Der Hinterleib enthält öfters viel Luft, das Netz ist entzündet, die Leber dunkelgrünlich, die Gallenblase groß und aufgetrieben, sie enthält viel von einer zu flüssigen Galle. In dem ersten Magen hat man Pocken bemerkt und in dem dritten die noch unverdauete Speise und viel Luft; die dünnen Gedärme waren beynahe ganz leer, die dickern enthielten Mist, der mittelmäßig hart war. Die Nieren waren, so wie die Leber, angegriffen und auswendig grün und trocken; in der Harnblase war wenig Harn. Die Lungen waren welk, und dunkel gefleckt, mit einigen den Blattern ähnlichen Gewächsen. Das Herz schien etwas größer als natürlich zu seyn, das Blut war schwärzlich, in der Hohlader in ein Gewächs zusammen gelaufen, das nach der Leber zu gelblich war: überhaupt schien das Blut in einem inflammatorischen Zustande zu seyn. In den noch unreifen Blattern fand sich ein zäher und harter Stoff von einer weißen Farbe. Wir haben diese anatomischen Bemerkungen dem Herrn Borel zu danken.

Man bemerke die Uebereinstimmung dieser Krankheit der Schafe mit den Kinderblattern, und auch ihre Aehnlichkeit in den Zufällen mit der Hornviehseuche vom Jahr 1682. Aber dennoch

noch stecken die Schafe die an den Pocken krank sind, das Hornvieh nicht an, das mit ihnen in einem Stalle gehalten wird, wenn man Herrn Bourgelat glauben darf. Zu der angeführten Aehnlichkeit gehört auch noch, daß ein Schaf nie zwey Mahl von den Pocken befallen wird.

Die eigentliche und wahre Ursache dieser Krankheit scheint uns noch unbekannt zu seyn; gewiß ist es hingegen, daß das Schaf sich nicht wohl anders glücklich überstehen kann, als wenn die Blattern auf die gehörige Weise ausbrechen, schwären und abtrocknen. Hierauf hat man auch bey der Heilung seine Aufmerksamkeit zu richten.

Bey den gutartigen Schafpocken hat man eben so wenig nöthig Arzneymittel zu gebrauchen als bey den gutartigen Kinderblattern. Will man ja nicht ganz unthätig dabey bleiben, so kann man an das Innere der Schenkel ein spanisch Fliegenpflaster legen. Bey den bösartigen hat man wohl zu untersuchen, ob die Entzündung zu schwach ist, und die erforderlichen Kräfte fehlen, welche die Blattern austreiben sollen, oder ob vielleicht beide in einem zu hohen Grade wirken. Beide höchst verschiedene Fälle erfordern auch ganz verschiedene Hülfsmittel.

Wenn man bemerkt, daß das Fieber bey den Blattern sehr stark ist, so muß man ihm durch

durch ein Aderlaß von vier, fünf bis sechs Loth Blut, die man auch, wenn es nöthig ist, wiederhohlen kann, und durch Salpeter Einhalt zu thun suchen, wovon man täglich zwey Mahl ein Quentchen eingeben kann. Unter das Wasser zum Trinken kann man etwas Weinessig oder Vitriolspiritus bis zur angenehmen Säure mischen. Der Gebrauch des Haarseiles ist hier auch sehr zu empfehlen. Bemerkt man, daß die Pocken blau oder schwärzlich werden, so würde ein Quentchen Fieberrinde mit acht bis zwölf Gran Kampfer täglich ein Paar Mahl eingegeben vortreffliche Dienste thun, wenn man die Kosten nicht scheuen will. Die Luft, in welcher sich die kranken Schafe befinden, muß beständig gleichförmig und gemäßigt warm seyn; bey gutem Wetter muß man sie nicht zu sehr einsperren, die freye Luft ist ihnen sehr zuträglich.

In dem entgegengesetzten Falle, wenn die Kräfte zu schwach scheinen und die Blattern deßwegen nicht ordentlich ausbrechen können, muß man ganz andere Mittel gebrauchen. Aeußerlich kann man ein Stück Sauerteig mit Essig angemacht und mit gepülverten spanischen Fliegen vermischt auf die von Wolle befreyete Haut am Halse festbinden, bis es Blasen zieht, und sich des Aderlasses gänzlich enthalten; innerlich gibt man täglich zwey Mahl ein Wein-

glas voll von einem Tranke ein, den man aus einem Viertelpfunde Angelikwurzel mit zwey Quartieren Wasser eine Zeitlang gekocht und durchgeseihet, bereitet. Unter den ordentlichen Trank mischt man gemeines Salz. Hiermit fährt man fort, bis die Pocken ordentlich schwären, oder man gibt den Schafen nach dem Ausbruche der Blattern täglich ein Loth gestoßene Lorbeeren mit eben so viel gepülvertem Schwefel vermischt auf zwey Mahl mit etwas Kleye zu fressen. Den Ausfluß des Rotzes aus der Nase kann man durch etwas in die Nasenlöcher geblasenen Taback oder durch ein anderes gelindes Niespulver befördern.

Bey einem etwa eintretenden Durchfalle, der dem Ausbruche der Blattern immer ungünstig ist, wird den Schafen ein Schwarzmehltrank gegeben, der noch besser wirkt, wenn das Mehl zum Trank in einer Pfanne braun geröstet wird. Wird der Durchfall dadurch nicht eingehalten, so gebe man nach Wolsteins Vorschrift folgende Lattwerge: Man macht aus gepülverter Tormentillwurzel und gestoßenen gerösteten Linsen, zu gleichen Theilen, mit Wachholdermus, oder statt dessen Hollundermus, eine Lattwerge, wovon man dem Schaf, welches den Durchfall hat, täglich zwey bis drey Mahl einer welschen Nuß groß eingibt.

Bey heftiger Entzündung der Augen werden diese, den Tag durch, einige Mahl mit dem Wasser N. 27 ausgewaschen. Schwären die Augen zu, so mischt man zwey Loth Bleyglätsalbe (vnguentum nutritum), zwey Scrupel versüßten Queckſilbers, und ein halbes Quentchen Kampfer wohl unter einander, und mit dieser Salbe schmiert man täglich zwey Mahl die zugeschwornen Augenlieder ein. Zugleich werden durch diese Salbe die lästigen Fliegen abgehalten, welche schaarenweise über solche eyternde Augen herfallen, und die kranken Thiere immerwährend plagen. Die Augen müssen vor jedesmahligem Schmieren mit frischem Wasser von dem anklebenden Unrath erst wohl gereinigt werden.

Die Schafpocken sind eine äußerst verheerende, schnell um sich greifende, ansteckende Seuche, gleich der schrecklichen Rindviehpest. Dieses Jahr graſſirten sie im Mainzischen, wo von einer angesteckten beträchtlichen Heerde nur acht Stück übrig blieben. Um die Ansteckung bey den Schafheerden zu verhüten, hat man die nähmlichen Vorsichtsregeln zu beobachten, wie bey der Rindviehpest, und das sicherste Mittel, diese Seuche schnell zu vertilgen, ist ebenfalls das Todtschlagen der ersten angesteckten Schafe. Die Erschlägenen müssen auch an einem abgelegenen Orte tief verscharrt werden.

Dieses Mittel hat immer noch großen Vorzug vor der Inoculation, wiewohl diese bey den Schafpocken einen wichtigern Vortheil gewährt als bey der Rindviehseuche, indem die Pocken durch die Inoculation weniger gefährlich, und bey weitem die meisten Schafe gerettet werden; auch ist für das eingeimpfte Vieh keine weitere Ansteckung mehr zu befürchten. Herr Professor Busch zieht das Tödten der Inoculation gleichfalls vor. Er hat erst kürzlich eine gründliche Abhandlung über diese Seuche geschrieben, worin auch die Verfahrungsart bey dieser Inoculation angegeben ist *).

Von andern grassirenden Krankheiten des Viehes, die keine eigentliche Seuchen sind.

Diese Krankheiten sind keine eigentliche Seuchen, wenn sie nicht anstecken, sie mögen auch im Uebrigen noch so viel Vieh wegreißen. Sie sind die Folgen von ungesunder Nahrung und schlechtem Wasser, anhaltender feuchter Witterung u. d. gl. Wenn das ansteckende Gift zu ihnen hinzu träte, so würden sie in wahre Seuchen übergehen.

Diese

*) Anleitung, die Schafblattern zweckmäßig zu behandeln, und der weitern Ausbreitung vorzubeugen. Von J. D. Busch. Marburg, 1799. S. 49.

Diese Krankheiten überfallen öfters mehrere Arten von Vieh zugleich. Vielleicht gehören alle sogenannte Seuchen unter den Pferden und Schweinen hierher. Sie können ihrer Natur nach und in den Zufällen ungemein verschieden seyn. Fieber von mancherley Art, Durchläufe, Bräunen und andere solche Krankheiten, von denen in der Folge geredet werden wird, können grassirend werden, und man hat jedesmahl, wenn man dergleichen Krankheiten betrachtet, aus den Zufällen und Zergliederungen der todten Thiere ihre Natur zu bestimmen, und daraus, daß man auf die vorhergehenden Umstände Achtung gibt, ihre Ursachen zu entdecken. Dieses muß alsdann die Regeln bestimmen, nach welchen man die Krankheiten selbst heilt, und das noch gesunde Vieh vor dem Anfalle derselben schützt. Inflammatorische oder faule Fieber muß man nach den schon bekannten Regeln zu heilen suchen; wenn sich die Krankheit in einem oder dem andern Theile des Körpers vorzüglich äußert, so muß man diesem Theile auch vorzüglich zu Hülfe kommen, und wenn sich die Natur etwa durch ein äußerliches Geschwür zu reinigen oder zu helfen sucht, so ist es die Pflicht des Arztes, diese heilsamen Bewegungen auf alle mögliche Weise zu befördern.

Dritter Abschnitt.

Von einigen andern hitzigen Krankheiten des Viehes.

In diesem Abschnitte will ich verschiedene Krankheiten zusammen fassen, die fieberhafter Art sind, oder aus einer Erhitzung des Körpers und der Säfte insbesondere entstehen.

Hierher gehört eine gewisse Krankheit der Pferde, die von dem geschickten Pferdearzte, Herrn Kersting, zu Cassel, einige Mahl bemerkt worden ist. Diese Krankheit ist mit einem Fieberpulse und den übrigen Merkmahlen und Zufällen eines Fiebers verbunden, außerdem befällt der kalte Brand die Oberfläche des Körpers hin und wieder, so daß öfters ansehnliche Stücke Haut und Fleisch abfallen. In dem landgräflichen Marstalle zu Cassel war damahls ein Pferd zu sehen, dessen Haut mit starken Narben, den Ueberbleibseln dieser Krankheit, besetzt war. Nach Kersting ist eines der unterscheidendsten Kennzeichen dieser Krankheit dieses, daß die Schleimhaut der Nase mit rothen Flecken besetzt ist. Sollte das nicht eine Gattung vom faulichten Fleckfieber (Febris pete-

petechialis) seyn? — Eine Vermuthung vom Hrn. Hofrath Jung in seinem Lehrbuche der Vieharzneykunde.

Die vornehmste Hülfe gegen diesen Zufall muß man von dem äußerlichen und innerlichen Gebrauche der Fieberrinde erwarten. Innerlich kann man davon, nachdem es die größere oder geringere Heftigkeit der Krankheit erfordert, täglich zwey oder drey Mahl ein Loth eingeben, äußerlich aber Tücher über die vom Brande befallenen Stellen schlagen, die mit Wasser angefeuchtet sind, worin das Pulver der Fieberrinde abgekocht worden.

Der Rothlauf oder das heilige Feuer der Schafe scheint Aehnlichkeit mit dieser Krankheit der Pferde zu haben. Die Schafe erleiden ebenfalls ein Fieber dabey, und der Brand, der das Fleisch und die Haut verzehrt, fängt gemeiniglich am Kopfe an, wovon er bisweilen Fleisch, Augen und Ohren wegfrißt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Krankheit daraus entstehen sollte, wenn man den Schafen in heißen und trocknen Sommern zu viel Salz gibt.

Auch hier ist die Fieberrinde vermuthlich das Beste, was man gebrauchen kann, und zwar auf eine ähnliche Weise wie vorher bey dem Pferde, nur nach Proportion weniger.

Verhitzung des Pferdes.

Diese Krankheit ist eine Art von langsamen Fieber, wobey das Pferd immer magerer und magerer wird, einen harten und trocknen Mist von einer schwärzlichen Farbe, und nicht viel, aber hellen und braunrothen Harn von sich gibt, und mit der Zeit auch die Lust zum Futter verliert. Die Haut liegt dabey fest auf dem Leibe, und hängt gleichsam zu stark an dem Fleische an, die Haare aber sind verfärbt, rauh und aufgebürstet; aus der Mähne und dem Schweife lassen sie sich leicht ausziehen. In der Folge wird das Maul trocken, die Augen traurig, glänzend und roth, der Puls und das Athemhohlen schwach und langsam, und das Pferd selbst matt und kraftlos, so daß es leicht stolpert und fällt. Bey dem Athemhohlen bildet sich, wenn die Krankheit zunimmt, an jeder Seite der Flanken, nach den Rippen zu, eine Rinne, in welche man eine Schnur hineinlegen könnte daher die Schmiede auch diese Krankheit die Schnur nennen. Man nennt auch sonst die Pferde, die von dieser Krankheit zumahl etwas stark befallen sind, abgemattete Pferde (chevaux fatigués).

Es entsteht diese Krankheit dadurch, daß ein Pferd durch zu übertriebene Arbeit erhitzt und in einen heftigen Schweiß gesetzt wird. Die Säfte nehmen dadurch eine Schärfe an, und

und es entstehen Verstopfungen und andere übele Zufälle im Körper darnach.

Bey der Heilung der Krankheit hat man darauf zu sehen, daß die unterdrückte Ausdünstung wieder hergestellt, und die Unreinigkeiten ausgeführt werden.

Dergleichen Pferde auf grünes Futter zu seßen ist nicht ganz so vortheilhaft als viele denken, da diese Nahrung einem zumahl kränklichen Pferde eben nicht die besten Säfte gibt. Man kann vielmehr dem Pferde das vorige gewöhnliche Futter lassen, und nur gutes Heu mit etwas Stroh geben, den Hafer aber entweder verkürzen oder gar abnehmen, und dagegen Gerstenschrot mit Kleye vermischt und etwas angefeuchtet geben. Innerlich verordnet man die Lattwerge N 28, von der man täglich zwey bis drey Mahl einer großen Wallnuß groß gibt.

Dabey kann man täglich ein Mahl das Klystier N. 13 gebrauchen, aber jedesmahl vier bis sechs Loth Metallsafran darunter mischen. Ehe man die Cur anfängt, wird ein Aderlaß angestellt, falls man einen starken vollen Puls bemerkt. Der Stall, worin das kranke Vieh steht, muß mäßig warm seyn, und das Pferd rein gehalten und mit guter Streu versehen werden.

Ein Zeichen der anfangenden Besserung ist es, wenn das Pferd anfängt bisweilen zu schwitzen. Dann muß es mit Strohe wohl abgerieben und mit Decken behangen, auch bey schönem Wetter bisweilen gelinde spatzieren geführt werden.

Wenn die Krankheit sehr Ueberhand genommen hat, und die Haut ganz fest auf dem Leibe liegt, so nennt man das Pferd angewachsen (cheval fortrait, la fortraitûre). Die vorher beschriebene Schnur (la corde) zeigt sich nun vorzüglich stark, und es hat das Ansehen, als wenn an jeder Seite des Bauches eine Sehne läge und stark hervorragte. Man hüte sich ja, diese vorgebliche Schnur nicht mit der Zange loszureißen, wie einige verlangen, ja auch nicht ein Mahl den Versuch zu machen, sie mit der Hand ablösen zu wollen, nachdem sie durch Salben erweicht worden; denn sie entsteht nur aus einer starken Spannung der Muskeln am Bauche und der Haut.

Oefters sind auch bey dieser Krankheit Würmer oder auch Läuse vorhanden, denen man die schicklichen Mittel entgegen zu setzen hat.

Dem angewachsenen Pferde Speck gegen die Krankheit einzugeben, wie der vollkommene Pferdekenner anräth, ist ein sehr abentheuerlicher Gedanke.

Ich

Ich will hier noch die abgearbeiteten Schenkel jambes foulées, uſées, travaillées) einſchalten, die in einer Steifigkeit der Füße bey einem Pferde beſtehen, das zu ſtark gebraucht worden. Viel kann man eben nicht dagegen ausrichten, das Meiſte hat man vom fleißigen Waſchen der Schenkel mit nervenſtärkenden Sachen, z. Ex Ameiſenſpiritus, zu hoffen. Angeſchwollenen Füßen die auch bisweilen nach zu vieler Arbeit entſtehen, muß durch zertheilende Umſchläge und Ruhe wieder geholfen werden.

Rähkrankheit, Verfangen oder Verſchlagen.

Die Rähkrankheit oder die Rähe (la fourbûre) iſt eine gewiſſe, mit Schmerzen verbundene, Steifigkeit der Muskeln, die vornehmlich die vordern, bisweilen aber auch mehrere Theile des Körpers des Viehes befällt und ihren Grund in einer unterdrückten Ausdünſtung hat. Man nennt auch das Vieh das davon befallen iſt verfangen oder verſchlagen. Anderes Vieh iſt eben ſo wohl als das Pferd dieſer Krankheit ausgeſetzt.

An dem Vorderleibe äußert ſich die Rähkrankheit am erſten. Das Thier geht mit Beſchwerde und gebraucht die Vorderfüße ungefähr

so, als wenn es Schmerzen davon empfände, es strauchelt leicht, die Haare bürsten sich um den Schultern in die Höhe, und es geht immer beschwerlicher, je länger es zu gehen gezwungen wird. Ist die Krankheit älter, so tritt das Pferd mit Furcht auf einem harten Boden nieder, als wenn ihm der untere Theil der Füße sehr wehe thäte, es gebraucht die Hinterfüße mehr als gewöhnlich, bisweilen aber geht die Krankheit auch selbst zu diesen über. Bey dem noch weitern Fortgange des Uebels bemerkt man um den Huf herum erhabene Reifen, und wenn man auf den Huf klopft, so klingt er hohl und es erscheint nun die wahre Huferschütterung.

Bisweilen aber befällt die Krankheit nicht sowohl die Füße allein als den ganzen Körper und das Innere desselben. Dann will das Pferd gar nicht mehr gehen, es steht immer ohne sich niederzulegen, und setzt alle vier Füße ganz nahe an einander; das anfänglich leichte Fieber nimmt deutlich zu; es kömmt große Mattigkeit, beschwerliches Athemhohlen und Bauchschlagen hinzu; der Harn ist klar, der Mist trocken und mit einem weißen Schleime überzogen; das Thier verliert allen Appetit, die Augen sehen trübe aus, die Haare bürsten sich über dem ganzen Leib in die Höhe und verfärben sich, und es erfolgt der Tod.

Die

Die Rähe entsteht aus einer plötzlich unterdrückten Ausdünstung. Wenn z. Ex. ein Pferd stark gearbeitet und sich dabey erhitzt hat, alsdann aber sogleich in einer kalten Luft, oder gar in einem starken und kalten Winde still steht, oder, welches noch schlimmer ist, in das Wasser geritten wird, oder sogleich trinkt; oder wenn es in einem warmen Stalle steht, und ein starker Luftzug darin gemacht wird, oder wenn es stark gegen den Wind gejagt wird. Dergleichen plötzliche Erkältungen sind allemahl die Ursachen der Rähe; und andere Zufälle, welchen man auch den Nahmen der Rähkrankheit beylegt, z. Ex. die sogenannte Freßrähe, gehören gar nicht hierher. Einen Unterschied aber unter der Wasserrähe und Windrähe zu machen, ist noch viel weniger nöthig.

Nichts als ein Vorurtheil ist es, daß ein Pferd rähe werden sollte, wenn man ihm nichts zu Trinken gibt, wenn es heiß ist und Durst leidet. Gerade das Gegentheil davon kan ein Pferd rähe machen.

Die schnell zurückgetriebene Ausdünstung stockt in den Gefäßen, und bringt Schmerzen und Beschwerden bey der Bewegung der Glieder hervor. Die stockenden Säfte sammeln sich immer mehr an, senken sich in die Füße herunter, bringen die erhabenen Reife, die man daselbst bemerkt, hervor, sie greifen die

innern

innern Theile des Hufes an, verzehren sie, und erzeugen solchergestalt die sogenannte Huferschütterung. Der Vorderleib wird bey dem Pferde deßwegen eher von der Krankheit befallen, weil daselbst die Ausdünstung am stärksten zu seyn pflegt. Ein Pferd, das ein Mahl rähe gewesen ist, wird es leicht wieder.

Die erste Art der Rähkrankheit ohne Fieber ist an sich eben nicht gefährlich, wenn nur nichts dabey durch den Gebrauch unschicklicher Mittel verdorben, oder die Heilung zu lange verschoben wird; allein die letztere mit dem Fieber ist allemahl bedenklich.

Bey dem ersten Anfange der Krankheit hat man weiter nichts zu thun, als nur die unterdrückte Ausdünstung wieder herzustellen, und dazu sind eben keine starke schweißtreibende Mittel nöthig, dergleichen öfters verschrieben werden, und die auch freylich die Rähe heilen, allein dabey auch das Thier stark beängstigen und schlimmere Zufälle hervorbringen können. Insbesondere muß man sich vor den Dingen hüten, die nur dadurch das Thier in Schweiß setzen daß sie es beängstigen und den Magen zu stark reitzen, z. Ex. Horn, Haare, zerstoßene Ziegelsteine u. m. d. gl. Man kann nur das Thier in einen warmen Stall stellen, es mit Decken behangen und ihm alle zwey Stunden ein Loth Hollunderlattwerge in warmen Bier eingeben;

geben; man muß aber auch dabey verhüten, daß sich das Thier während der Zeit nicht wieder erkälte. Bisweilen hilft es schon, wenn das rähe Pferd warm geritten und dann in einem warmen und dichten Stalle mit Stroh so lange gerieben wird, bis sich der Schweiß gelegt hat. Meistentheils ist auch der Aderlaß zum Anfange der Heilung nützlich.

Haben sich aber die Feuchtigkeiten schon in den untern Theil der Füße gesenkt, so muß man auch zugleich auf andere Mittel denken. Das beste ist Bohnenmehl mit Loröle und etwas Weingeiste über dem Feuer heiß zu machen und zusammen zu rühren (s. die Vorschrift N. 18) und so siedendheiß in den Huf einzuschlagen, einen Theil davon aber, nachdem er so kalt geworden, daß man die Hand eben darin leiden kann, um die Krone des Hufes zu schlagen, und ein Tuch darum zu binden. Dieses Mittel gebraucht man täglich vier oder fünf Tage lang, so wird meistens das Uebel gehoben seyn.

Durch das Feuer oder den Gebrauch des Brenneisens kann man unstreitig auch der Rähe, die sich in die Füße gesenkt hat, abhelfen, allein das vorher beschriebene Verfahren ist sicherer und bequemer.

Durch Bänder, die man um den Fuß legt und stark anzieht, verhüten wollen, daß sich die Feuch-

Feuchtigkeiten bey der Rähkrankheit nicht hinab senken, ist ein lächerlicher Einfall. Allein mit Weinessig kann man die Füße waschen, um die übeln Folgen der Rähe zu verhüten.

Haarseile oder Lederstecken, womit die Schmiede auch gegen die Rähe gleich bey der Hand zu seyn pflegen, können eben so wenig helfen, und müssen ganz unterbleiben.

Wenn die Rähkrankheit schon so weit Ueberhand genommen hat, daß der Huf hohl klingt, wenn man darauf klopft, so sieht es bedenklich aus. Der Herr von Sind räth in dem Falle an, das Horn vorn am Zähen zwey Finger breit unter der Krone bis zum Eisen, und vier Finger breit in der Weite wegzufeilen und zu schneiden, worauf man eine Fäulniß im Hufe entdecken wird. Alles was faul und angefressen ist; wird nun weggeschnitten, ein Arzneymittel aufgelegt, und hernach wird der Schaden alle zwey Mahl vier und zwanzig Stunden mit ägyptischer Salbe — denn diese kann man immer an die Stelle der setzen, die der Herr von Sind vorschreibt — verbunden. Wenn das kleine Bein im Hufe selbst angegriffen ist, so dienen die Kügelchen N. 5. Uebrigens wird dieser Verband einige Monathe fortgesetzt, und so wird der Raum wieder mit gutem Fleische ausgefüllt und nachher mit neuem Horne überzogen werden.

Wie

Wie man sich in Absicht des nach der Operation hinzuschlagenden Fiebers verhalten müsse, das weiß man schon aus dem Vorhergehenden.

Es geschieht auch bisweilen, daß der Huf nach der übel geheilten Rähe gleichsam austrocknet. Dann ist wohl keine andere Hülfe zu schaffen als dadurch, daß man die Sohle ausnimmt, den Strahl spaltet und durch den Gebrauch der Digestiv- oder Eyersalbe eine Vereyterung darin hervorbringt, wodurch man das leben zuweilen in dem Hufe erwecken kann.

Die Hornspalten, die aus der Rähkrankheit bisweilen entstehen, erfordern nothwendig erst die Heilung der Rähe selbst, und dann darf man erst an sie gedenken.

Wenn aber die Rähkrankheit von der letztern Gattung ist, und mehr die innern Theile befallen zu haben scheint, so ist meistens nicht viel Hülfe mehr übrig, und es pflegt bald mit dem Thiere zu Ende zu gehen. Man kann versuchen, ob noch etwas durch ein Aderlaß, Salpeter und Klystiere, die täglich zwey Mahl gegeben werden können, z. B. das N. 1. zur Verminderung des Fiebers und Linderung der Krankheit auszurichten steht, wozu auch ein Paar Haarseile etwas beytragen können. Wenn eine Art von Durchlauf mit dieser Gattung von Rähe verknüpft ist, so kann man mit Nutzen

täglich drey Mahl ein Loth Rhabarber, gepülvert, eingeben und dabey vorzüglich fleißig Klystiere gebrauchen. Sind oder werden auch die Füße noch dick, so kann man schon etwas mehr Hoffnung zur Genesung haben, und man gebraucht dann den vorigen Einschlag aus Bohnenmehle mit Leröle.

Bisweilen bleibt nach der Räh krankheit eine Steifigkeit und Schwäche der Muskeln in den Schultern zurück, die wohl gar mit einem Schwinden der Schulter vergesellschaftet ist. Dann müssen die geschwächten Theile mit stärkenden Arzneyen gewaschen und gerieben werden. Ich muß gestehen, daß ich hier mehr von dem Gebrauche des Ameisenspiritus erwarte, als von der von dem Herrn von Sind empfohlenen Opodeldochsalbe.

Gegen das Verfangen des Rindviehes, wobey es das Widerkäuen unterläßt und kalte Ohren und ein kaltes Maul hat, wird meistens verordnet, daß man ihm in die Ohren schneiden und das Maul mit Salze reiben soll. Noch besser ist ein ordentlicher Aderlaß und innerlich etwas Wachholderbeeren oder die Lettwerge davon eingegeben, und das Vieh warm gehalten. Ueberhaupt verfängt sich das Rindvieh und auch die übrigen Arten Vieh nicht so leicht noch so stark als das Pferd, wegen des Gebrauchs, den man von diesem letztern macht. Für die

Schweine,

Schweine, die auch kalte Ohren darnach bekommen und die Lust zum Futter verlieren, wird ebenfalls das Schneiden in die Ohren empfohlen und Steinöl eingegeben, welches auch die Krankheit heilen kann.

Von der Rähkrankheit der Pferde hat der Herr von Sind ein eigenes kleines Werk geschrieben, das meiner Empfehlung nicht bedarf: Vollständige Abhandlung von der Rähkrankheit der Pferde, Frankf. und Leipzig. 1768. 8. Diese Schrift wird auch von Kersting *) allen andern, die von der Rähe handeln, vorgezogen; nur tadelt dieser die schweißtreibenden Mittel von Sind bey dieser Krankheit, welchen er die niederschlagenden und schmerzstillenden vorzieht. Zu dem Ende ordinirt er ein Pulver aus präparirten Austerschalen, gereinigten Salpeter und Salmiak, von jedem vier Loth; von diesem Pulver wird alle Morgen ein bis anderthalb Loth in Wasser eingegeben. Weiter ordinirt er einen Trank aus einem Loth Bibergeilessenz und einem Quentchen gepülverter Regenwürmer, mit einem Pfunde warmen Wassers vermischt, welcher alle Abend dem Pferde auf ein Mahl eingeschüttet wird. Damit wird bis zur völligen Herstellung fortgefahren.

*) J. A. Kerstings nachgelassene Manuscripte über die Pferdearzneywissenschaft. Herausgegeben von C. Sothen. 1789. S. 340.

Wenn die oben angegebene schweißtreibende Hollunderlattwerge in warmen Bier nicht genug helfen sollte, so kann man diese Mittel eingeben, die ohnehin auch schweißtreibend sind, und in diesem Falle Nutzen leisten. Die getrockneten Regenwürmer besitzen weder eine krampfstillende noch schweißtreibende Kraft und könnten daher der Wirkung unbeschadet weggelassen werden. In den meisten Fällen aber wird man mit der einfachen Hollunderlattwerge auskommen.

Vierter Abschnitt.

Von einigen Krankheiten, welche aus einem allgemeinen Verderben der Säfte zu entstehen scheinen.

Die Druse.

Die Druse (la gourme) ist eine, zumahl in den kältern Gegenden, sehr bekannte Krankheit, welche die Pferde meistens vor ihrem fünften oder sechsten Jahre befällt, die sich aber öfters durch mancherley ganz von einander unterschiedene Zufälle zu erkennen gibt.

Vor

Vor der Druse geht eine gewisse Trägheit und Traurigkeit und ein Mangel an Lust zu Speise und Trank her. Das Pferd bekömmt ein Fieber, traurige Augen, legt sich des Nachts wenig oder gar nicht, und fängt nun an öfters nicht hohl, sondern voll und heiserich zu husten, ohne dabey auszuwerfen, bis endlich auch der Ausfluß einer anfänglich weißen und nachher gelblichen und zähern Materie aus der Nase oder auch aus dem Maule hinzu kömmt. Man sagt dann, das Pferd werfe die Druse ab (il jette). Gemeiniglich entstehen zwischen den Kanaschen eine oder mehrere verhärtete Beulen, die sich entweder nachher wieder zertheilen oder in Eyterung übergehen. Bisweilen brechen dergleichen Knoten auch anderwärts hervor, oder die Krankheit setzt sich, doch ohne solche Beulen hier oder da zu erzeugen, auf diesen oder jenen Theil des Körpers, und beschädigt ihn. Bisweilen geht die Krankheit außerordentlich leicht vorüber, weil die Drusenmaterie, die in dem Geblüte steckt, und wie eben gesagt worden, mancherley Wege aus dem Körper sucht, ohne Beschwerde in Menge durch den Harn als ein dicker Schleim abgeht.

Nach dem dritten Tage muß sich bey der gutartigen Druse das Fieberhafte, nach dem neunten aber auch der Ausfluß aus der Nase verlieren.

Die hervorbringende Ursache der Druse scheint eine gewisse Unreinigkeit in dem Geblüte zu seyn, deren sich die Natur durch diese oder jene Bewegung zu entledigen sucht. Es ist eine fast allgemeine Bemerkung, daß die Pferde, die vorher auf der Weide gewesen und nun wieder auf die Ställe kommen, die Druse abwerfen. Ich muß die Meynung des Herrn von Sind für höchst wahrscheinlich halten, daß die Druse durch diese Veränderung des Futters hervorgebracht werde. Ein Pferd, daß eine Zeitlang grünes Futter gefressen und nun wieder trocknes bekömmt, wird bald darauf von der Druse befallen; viele Pferde, die nie grünes Futter bekommen haben, sind auch nach des Herrn von Sind Bemerkung ganz von der Druse befreyt geblieben; und die Pferde, welche bald grünes bald trocknes Futter fressen, wenn dieses Futter zumahl nicht viel taugt, sind meistens noch glücklich, wenn sie mit einer bloßen Druse davon kommen, ohne von noch schlimmern Krankheiten, dem Rotze und dem Wurme befallen zu werden, die sich von der Druse nur durch die größere Bösartigkeit zu unterscheiden scheinen.

Die Druse entsteht auch bisweilen, ohne daß ein Pferd grünes Futter gefressen hat, wenn es verdorbenes, feuchtes oder auf sumpfigem Boden gewachsenes Heu bekömmt.

Man

Man muß sorgfältig dahin bemühet seyn, daß das, was die Druse hervorbringt, so bald wie möglich aus dem Körper fortgeschaft werde, und zwar durch die Wege, welche die Natur selbst dazu anzuweisen scheint. Purgiermittel, Aderlässe, kühlende Arzneyen schaden sehr, denn sie treiben gleichsam die Druse zurück und machen, daß die Materie, woraus die Krankheit entstanden ist, auf andere vielleicht edlere Theile fällt, und daß die Druse sehr bösartig wird. Ueberhaupt sind gar keine Arzneyen nothwendig, wenn die Druse gutartig und gelinde ist.

Die kalte Luft und kaltes Wasser zum Trinken würden ebenfalls die Druse zurücktreiben, und man muß daher, so bald sich die Krankheit äußert, das Pferd davor bewahren. Es muß in einem warmen Stalle bleiben und allenfalls mit einer Decke versehen werden. Ist aber die Witterung gut, und die Druse gelinde, so kann es schon etwas dabey arbeiten, nur darf es sich nicht hernach erkälten. Das Wasser muß nicht ganz kalt seyn, man kann etwas Gerstenmehl und Honig darunter mischen. Heu und Hafer entzieht man ihm gänzlich, und gibt dafür Kleye mit etwas Gerstenmehl vermischt und mit Wasser angefeuchtet. Das grüne Futter, zu welchem einige bey der Druse rathen, ist vielmehr abzurathen. Die Säfte werden nur noch

mehr dadurch verschleimt, und obgleich die drusichten Pferde gemeiniglich auf der Weide aufhören auszuwerfen, so ist doch die Krankheit dadurch noch nicht geheilt, sondern die Materie bleibt nur länger im Körper und die Druse kömmt hernach desto stärker wieder und wird bösartiger. Ueberhaupt ist vielleicht die Veränderung des trocknen Futters in grünes nicht so vortheilhaft für das Pferd, wie sich viele einbilden, die eine solche Veränderung des Futters als eine Art von Frühlingscur für die Pferde anrathen.

Die Arzneyen, die man bey der Druse gibt, müssen die Ausdünstung und die Ausführung der Materie, wodurch die Krankheit hervorgebracht worden, befördern. Der Herr von Sind verordnet eine Drusenlattwerge, die aus lauter solchen Mitteln besteht, allein sie ist sehr zusammengesetzt; die Vorschrift N. 29. besitzt wohl eben die Kräfte. Es wird davon Morgens und Abends so viel, als eine große Wallnuß ausmacht, dem drusichten Pferde auf die Zunge gestrichen. Bey dieser Lattwerge braucht man weiter keine andere Arzneyen, um den Lungen besonders zu Hülfe zu kommen, wenn sie etwa stark befallen seyn sollten. Auch das etwa vorhandene Fieber muß man nicht durch Aderlässe oder Salpeter u. d. gl. heben wollen, denn man würde die Druse dadurch zurücktreiben.

Aeuß-

Aeußerlich braucht man auf die Beulen und Knoten, die sich meistentheils bey der Druse zwischen den Kanalschen befinden, nichts zu legen, außer wenn sie immer zunehmen und sich zur Vereyterung anlassen sollten. Alsdann kann man sie mit Semmelkrumen in Milch geweicht erweichen, und hernach der Länge nach öffnen. Alsdann verfährt man übrigens eben so damit, wie mit einer andern Eyterbeule.

Die falsche Druse.

So nenne ich mit dem Herrn von Sind und dem Herrn de Garsault eine jede bösartigere Druse, bey der das Geblüt in ein größeres Verderben überzugehen scheint. Die falsche Druse kann aus der ordentlichen entstehen, wenn diese unschicklich geheilt wird, oder wenn ein Pferd in seiner Jugend die Druse nicht ordentlich ausgeworfen hat. Denn wenn das gewöhnliche Alter, in welchem die Pferde die Druse abwerfen, vorbey ist, so hält es hernach desto schwerer damit, und sie bekommen hernach meistens die falsche Druse. Wenn die Druse länger als drey bis vier Wochen anhält, so hat sie sich meistens schon so verschlimmert, daß man ihr ohne Bedenken den Nahmen der falschen Druse beylegen kann.

Die Lungen sind gewöhnlicher Weise bey der falschen Druse vorzüglich befallen. Das Pferd

hohlt mit Beschwerde Athem und hustet ziemlich stark, zumahl wenn es eben kalt getrunken hat. Dabey ist es sehr kraftlos, der Puls ungleich und schwach, die Haare werden rauh und verfärben sich, die Augen werden traurig, der Mist kleberig und glänzend und der Harn dick und schleimicht. Aus der Nase fließt eine dicke Materie und die Knoten zwischen den Kinnbacken nehmen zu, und setzen sich gleichsam an dem Knochen fest. So geht die falsche Druse meistens in den wirklichen Roß über, bisweilen aber tritt ein starkes Fieber hinzu, die Haut wird fest auf dem Leibe, der Athem stinkt faul, und das Pferd stirbt, ohne den Roß wirklich zu bekommen.

Die Ursachen der falschen Druse sind unschickliche Wartung und schädliche Arzneyen, die bey der ordentlichen Druse gebraucht worden, insbesondere Erkältung, so wie auch verdorbenes Futter.

Man bleibt bey der falschen Druse bey dem Gebrauche eben der Lattwerge N. 29. die gegen die ordentliche Druse verordnet ist; weil aber die Lungen gemeiniglich dabey stärker leiden, so kann man zu der N. 29. angegebenen Menge den ausgepreßten Saft von achtzehn Zwiebeln hinzusetzen, um den Lungen etwas zu Hülfe zu kommen.

Der

Der Roß der Pferde.

Der Rotz oder die Steindruse (la morve) ist eine von den schlimmsten und fürchterlichsten Krankheiten, die nur die Pferde befallen können. Die Kennzeichen desselben sind fast eben dieselben, wie bey der falschen Druse, und in der That ist auch der Roß eine sehr verschlimmerte Druse.

Ein rotziges Pferd wirft stark und mehrere Wochen ja Monathe hintereinander durch die Nase aus, und zwar meistens nur durch Ein Nasenloch. Die ausfließende leimichte Materie, die von einer weißen, gelblichen, grünlichen oder röthlichen Farbe ist, riecht meistens übel. Ob sie im Wasser untersinkt oder schwimmt, das entscheidet nichts. Meistentheils kann man von außen krebsartige Geschwüre in dem Innern der Nase entdecken, insbesondere an der Scheidewand. Die Knoten an den Kanaschen verhärten und vergrößern sich immer mehr und mehr und hangen an den Kinnladen fest. Der Puls ist schwach und zumahl gegen das Ende der Krankheit, wenn das Pferd dem Tode nahe ist, aussetzend; der ganze Körper ist kraftlos, die Haut liegt fest auf dem Leibe, die Haare sind verfärbt und in die Höhe geborsten. Bisweilen tritt auch der Wurm zu dieser Krankheit.

Weil betriegerische Roßtäuscher den Roß bey einem Pferde auf einige Wochen zu stopfen wissen

wissen sollen, so muß man sich deßhalb bey dem Pferdehandel wohl vorsehen.

Es geschieht auch bisweilen, daß bey dem Rotze äußerlich am Körper, außer dem Ausflusse aus der Nase und den verhärteten Drüsen unter dem Halse, sonst lange Zeit durch gar kein Zeichen einer Krankheit äußerlich an dem Pferde zu bemerken ist und es gänzlich gesund scheint. Ueberhaupt ist der Rotz eine sehr schwer zu erkennende Krankheit.

Es ist eine ganz gewöhnliche Meynung, daß der Rotz eine stark ansteckende Krankheit sey, und sich völlig gesunden Pferden selbst durch Futter oder Wasser, wovon ein rotziges Pferd genossen, oder durch Sattel und Zeug, oder die Striegel, welche bey einem rotzigen Pferde gebraucht worden, oder auch nur durch den Stall, worin ein daran krankes Pferd gestanden hat, mittheile. In den meisten Ländern ist es daher bey schwerer Strafe verboten, rotzige Pferde zu behalten; und auch in den churhannöverischen Landen sind deßwegen vorsichtige Veranstaltungen getroffen worden *).

Was

*) Verordnung, den Pferderotz und die Steindruse betreffend, vom 23. Mai 1736. Landesordn. III. Band, cap. IV. 928. S. Ausschreiben der königlichen Regierung, de eadem materia vom 18. Aug. 1736. ebendas. 936. S. Ausschreiben wegen Pferdekrankheiten, vom 30. Jun. 1739. Landesordn. Supplem. 21. S. Neue Verordn. wegen eben dieser Materie, vom 29. Jun. 1751.

Was die ältern Schriftsteller in der Pferdearzneykunst von dem Wesentlichen des Rotzes sagen, das ist nicht der Mühe werth, daß man es anführt, so wenig als der vorgebliche Unterschied unter Steinrotz, Hirnrotz und Rützigkeit. Unter den neuern Pferdeärzten hat vornehmlich ein Roßarzt zu Paris und bey dem kleinen königlichen Stalle, Nahmens Lafosse, mit seiner Theorie, die er von dem Rotze gegeben hat, und einer dagegen versuchten Heilungsart, Aufsehen gemacht. Seine Schrift darüber kam 1749 zu Paris heraus, und Herr Schreber hat sie ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen versehen zu Halle 1752 in gr. 8. herausgegeben. Die Meynung des Herrn Lafosse geht darauf hinaus, daß der wahre Sitz des Rotzes die Schleimhaut der Nase (membrana pituitaria) sey, und daß die Krankheit selbst in einem schlimmen Geschwüre dieser Haut bestehe, bey welchem auch die Nasenknochen mehr oder weniger angegriffen wären. Hierauf gründet er auch seine Heilungsart; er bohrt die Nase von außen mit dem Trepane auf, wie ich S. 47. gegen das Nasengewächs gerathen habe, und gebraucht dann Einspritzungen durch diese Oeffnung, um das Geschwür zu reinigen.

Allein gegen diese Theorie ist einzuwenden:

1) Daß zwar die Schleimhaut der Nase und die benachbarten Knorpel und Knochen bey dem Rotze

Rotze angegriffen und mit Geschwüren besetzt seyn können, und es auch meistentheils wirklich sind, daß aber daraus noch lange nicht folge, daß diese Haut der wahre Sitz des Rotzes sey und das Wesen der Krankheit in diesem Geschwüre bestehe.

2) Daß der Rotz wirklich vorhanden seyn könne, ohne daß sich dergleichen Geschwüre in der Schleimhaut finden, dahingegen öfters bald dieses, bald jenes Eingeweide bey den an dem Rotze gestorbenen oder abgestochenen Pferden angegriffen erscheint.

3) Daß Lafosse nie ein vom Rotze behaftetes Pferd durch seine Einspritzungen habe heilen können, so wie hingegen der Herr von Sind durch innerliche Arzneyen, die auf die ganze Masse des Geblütes wirken, verschiedene rotzige Pferde geheilt hat; welches durch gerichtliche Zeugnisse hinlänglich erwiesen worden.

Ich muß daher nothwendig der Meynung des Herrn von Sind und anderer großer Pferdeärzte beypflichten, daß der Rotz eine Krankheit sey, die den ganzen Körper des Pferdes angeht, und nicht in der Schleimhaut der Nase allein ihren Sitz hat; daß er in einem allgemeinen Verderben des Geblütes und der Säfte bestehe, wovon sich die Wirkung bald

auf

auf diesem, bald auf jenem Eingeweide oder anderem Theile des Körpers, gemeiniglich aber auf der Schleimhaut der Nase zeigt.

Und hierauf muß also auch bey der Wahl der Heilungsmittel für diese schlimme Krankheit gesehen werden, die schwer zu heben ist, und die dann, wenn die Eingeweide des Pferdes selbst angegriffen sind, für gänzlich unheilbar gehalten werden muß.

Der Herr von Sind hat eine Lattwerge gegen den Rotz erfunden, deren Zusammensetzung er nicht bekannt gemacht hat, die man aber bey ihm selbst und an mehreren Orten zubereitet erhalten kann. Er gibt sie selbst nicht für mehr als für ein Präservativmittel gegen diese Krankheit aus, aber sie heilt auch selbst den schon gegenwärtigen Rotz, wenn er noch nicht zu sehr Ueberhand genommen hat.

Ueber die Wirksamkeit der sindischen Rotzlattwerge, gesunde Pferde gegen das Anstecken von dieser Krankheit zu bewahren, sind außerordentlich merkwürdige und überzeugende Proben mit aller nur zu wünschenden Behutsamkeit angestellt, und der glückliche Ausgang derselben durch gerichtliche Aussagen und feyerliche Protocolle belegt worden. Neunzehn Pferde wurden ein Mahl dazu ausgesetzt, wovon sechszehn die Lattwerge in der gehörigen Menge, das

sieben-

siebenzehnte nur ein wenig davon, die beiden letztern aber gar nichts bekamen. Mitten unter diese Pferde stellte man rotzige Pferde, die von dieser Krankheit sehr stark befallen waren, so daß sie auch bald darauf starben. Man ließ überdem alle aus einerley Geschirren fressen und trinken; ja es wurde der Rotz den Probepferden selbst zu fressen gegeben. Der Ausschlag der Sache war der, daß die beiden Pferde, welche nichts von der Lattwerge bekommen hatten, den Rotz bekamen und daran starben; daß das eine, welches nur ein wenig von der Arzney genommen, eine kleine Geschwulst an den Kinnbacken bekam, und daß kein einziges von den, welchen man die Lattwerge ordentlich eingegeben, von dem Rotze angesteckt wurde. Ich führe unter den vielen Proben, die mit der Lattwerge angestellt worden, hier der Kürze wegen nur diese einzige an.

Wenn man bey einem Pferde diese Lattwerge gebrauchen will, um es gegen das Anstecken vom Rotze zu sichern, so gibt man ihm drey bis vier Tage hintereinander alle Morgen nüchtern so viel als eine Wallnuß beträgt ein, und dann versichert der Herr von Sind, daß das Pferd schon eine Zeitlang ohne angesteckt zu werden unter rotzigen Pferden stehen könne.

Will

Will man die Lattwerge zur Heilung des schon wirklich vorhandenen Rotzes gebrauchen — ich erinnere aber noch ein Mahl, daß man nicht erwarten müsse, daß der Rotz jederzeit und ganz unfehlbar dadurch geheilt werde — so gibt man dem Pferde die Arzney täglich drey Mahl, Morgens, Mittags und Abends in eben der Menge bis zur völligen Heilung. Dabey gibt man zum Futter Weizenkleye mit Gerstenmehle und nur wenig Hafer vermischt und mit Wasser angefeuchtet, aber ja nichts Grünes; zum Tranke laues Wasser mit etwas Gerstenmehle und Honig. Wenn die Lattwerge zu wirken anfängt, so fließt durch den Harn eine große Menge von einem zähen Schleime ab, der Rotz aus der Nase fließt zwar stärker, allein er wird immer dünner und vermindert sich auch nachher in der Menge; die Knoten an den Kanaschen werden weicher und verschwinden nach und nach.

Da der Herr von Sind die Bestandtheile seiner Lattwerge nicht hat bekannt machen wollen, so ist kein anderer Rath, wenn man Gebrauch davon machen will, als daß man sie da kauft, wo man sie echt haben kann. Gesetzt man könnte sie nicht haben, so wäre mein Rath, unter die Lattwerge N. 29. vier Loth Goldschwefel vom Spießglase (sulphur antimonii auratum) wohl unterzumischen und dieses dann eben so zu gebrauchen.

Der Herr Stallmeister Elderhörst zu Zelle erzählt in seiner vortrefflichen Abhandlung über die Druse und den Roß der Pferde (Nachrichten der königlich. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle 1. B. 605. S. II. B. 121. S.) vielversprechende Versuche über den Gebrauch des versüßten Queckſilbers gegen den Roß; Das Verfahren bey dem Gebrauche deſſelben iſt folgendes: Nach einer vorgängigen ſparſamen Fütterung gibt man die Pille N. 30. ein. So lange das Pferd darnach laxirt, hält man es warm, und gibt ihm nur ein dünnes Kleyenfutter. Alle zehn, zwölf oder vierzehn Tage wird der Gebrauch dieſes Purgiermittels wiederhohlt; in der Zwiſchenzeit aber bedient man ſich der beiden Mittel N. 31. und N. 32., die man die Tage ausſetzt, da das Pferd die Pille N. 30. bekömmt. Die Lattwerge N. 31. wird alle Morgen in der Größe eines Hünereyes auf die Zunge geſtrichen, und dabey Morgens und Abends von dem Tranke N. 32. gegeben. Dabey muß das Pferd ordentliches nahrhaftes Futter und mäßige Bewegung haben.

Es wird in der eben angeführten vortrefflichen Abhandlung verſichert, daß nach dem vier bis ſechs Wochen langen Gebrauche dieſer Mittel öfters eine merkliche Beſſerung erfolge, und dann wird es erlaubt, oder vielmehr angerathen, grün zu füttern.

Herr

Herr Sander in Hannover, hat die Belladonna mit gutem Anscheine von Hülfe gegen den Rotz gebraucht. Man sehe das 45. Stück des hannöv. Magaz. 1770.

Daß der Rotz wirklich ansteckend sey, kann gar nicht mehr bezweifelt werden, ungeachtet Robertson, Kersting, Camper und noch andere das Gegentheil behaupten, und sich auf ihre Erfahrungen berufen. Die ansteckende Eigenschaft des Rotzes beweisen nicht nur hundertfältige Erfahrungen, sondern nun auch die mit Rotzmaterie angestellte Einimpfung, welche bey gesunden Pferden diese Krankheit hervorbrachte, wodurch nun aller Zweifel gehoben ist. Wenn ein rotziges Pferd ein gesundes anstecken soll, so muß ersteres die Krankheit in einem gewissen Grade haben, das Rotzgift muß seine völlige Reife, die gehörige Stärke oder Schärfe erlangt haben, und das anzusteckende gesunde Pferd muß eine gewisse Disposition, eine Empfänglichkeit für das Rotzgift haben. Die gegentheiligen Versuche der obigen wackern Männer mögen hierin ihren Grund haben, daß diese Bedingnisse fehlten.

Der Wurm der Pferde.

Bey den Franzosen le farcin; eine Krankheit, die mit dem Rotze in Ansehung der Ursachen

sachen fast ganz übereinzukommen scheint. Oefters ist der Wurm mit dem Rotze zugleich vorhanden, oder der Rotz kömmt bald hinterher; innerlich sind die Eingeweide bey den mit dem Wurme behafteten Pferden fast gänzlich eben so beschaffen, wie man sie bey den rotzigen findet.

Auf der Haut der Pferde, die diese böse Krankheit haben, finden sich an verschiedenen Stellen braunrothe Beulen, wie eine halbe Haselnuß groß, die nach einiger Zeit aufbrechen und ein röthliches, zähes, scharfes und stinkendes Wasser fließen lassen. Dabey ist das Thier mager, matt und traurig. Die Glieder sind hin und wieder von den Beulen dergestalt geschwollen, daß die Bewegung darunter leidet; der Appetit ist geschwächt. Uebrigens ist der Wurm auch eine ansteckende Krankheit.

Vorzüglich schlimm ist es, wenn der Wurm zugleich mit dem Rotze vergesellschaftet ist. Wenn aber die Beulen der Haut, nachdem sie aufgebrochen sind, inwendig das natürliche Ansehen vom Fleische haben, und wenn das herausfließende Wasser mehr eine weiße oder gelbliche Materie ist, auch nicht zu übel riecht, so kann man mehr Hoffnung zur Heilung des Wurmes fassen, der übrigens eigentlich nur Eine, nicht mehrere Arten von Krankheiten ist, ungeachtet man in verschiedenen Roßarzneybüchern

mancher-

mancherley Eintheilungen und Benennungen dafür antrifft.

Wenn man den Wurm gründlich heilen will, so muß man die Mittel dagegen gebrauchen, die gegen den Rotz dienlich sind, und man muß sie auch auf eben die Weise gebrauchen. Aeußerlich lege man ja keinen Arsenik auf; will man äußerlich was auflegen, so kann man sich der Salbe N. 7. oder der ägyptischen Salbe bedienen. Das Brennen des Wurmes ist ebenfalls abzurathen.

Der Grind oder die Räude.

Der Grind, die Krätze oder die Räude (la dartre, la gale) ist eine weniger bösartige Krankheit der Haut als der Wurm, die sich in Blattern und Knöpfen auf der Oberfläche des Körpers zeigt und alle Arten von Vieh befallen kann. Sie ist ebenfalls ansteckend und das davon befallene Vieh muß also bey Zeiten von dem übrigen abgesondert werden.

Bey dem Pferde heißt der Grind auch die Schabe. Nachdem dieser Grind mehr oder weniger trocken ist, heißt er der mehlartige oder fließende Grind. Bey dem trocknen oder mehlartigen Grinde ist die Haut fast ganz trocken, aber sie löst sich gleichsam in kleine Schuppen oder in ein Pulver auf; bey dem fließenden ist

sie mit kleinen Blattern oder Geschwüren besetzt, aus denen ein scharfes fressendes Wasser hervordringt; bisweilen fressen auch diese Geschwüre tiefer in die Haut und das darunter liegende Fleisch. Unreinlichkeit und schlechtes Futter veranlassen diese Krankheit.

Wenn der Grind bey einem Pferde nicht in einem zu hohen Grade vorhanden ist, so ist es genug, die Haut nur mit der Salbe N. 10. fleißig zu schmieren. Bey einem bösartigen kann man acht oder vierzehn Tage lang die Lattwerge N. 11. täglich zwey Mahl zur Größe einer Wallnuß eingeben, und allenfalls unter die Salbe N. 6. sechs Loth rothen Präcipitat mischen.

Oft geschieht es, daß bey dem Gebrauche sowohl innerlicher als äußerlicher Mittel der Grind sich zwar mindert, die Pferde aber doch immer schwach und elend bleiben, und daß das auch mit großer Begierde aufgefressene gute Futter gar nicht gedeihet. Nach den Erfahrungen des Hrn. Professor Megele zu Mainz, in welcher Gegend er vor einigen Jahren die Räude unter den Militär- und Bürgerpferden vielfältig beobachtete und curirte, und wovon er 1796 eine Abhandlung herausgab, sind mehrentheils Würmer hieran Schuld, gegen welche er den Kaminruß als das wirksamste Mittel empfiehlt. Einige Tage lang läßt er auf dem

Futter

Futter und im Getränke Küchensalz geben, dann alle drey Stunden eine Pille aus einem Loth glänzenden Kaminruß, zu Pulver gestoßen, mit so viel Trachant- oder Mehlschleim vermischt, als dazu nöthig ist.

Bey dem Rindviehe ist die Räude ebenfalls entweder trocken oder fließend. Die erstere nennt man auch Zitter oder Geflecht. Man kann entweder die Salbe N. 6. zum Schmieren dagegen gebrauchen, oder auch den Leib des räudigen Viehes täglich ein Paar Mahl mit Lauge abwaschen, worin schwarze Seife aufgelöst worden, oder auch nur mit Harne. Innerlich gibt man öfters den Purgiertrank N. 23. Wenn die Thiere vollblütig sind, so kann ein Aderlaß den Anfang der Heilung machen. Von Willburg laxirt das Rindvieh mit Leberaloe, und läßt hernach alle Morgen und Abend einen Eßlöffel voll von einem Pulver in Wasser einschütten, das aus einem halben Pfunde Schwefelblumen und vier Loth Salpeter besteht. Wenn sich aber das Uebel sehr hartnäckig zeigen sollte, so mischt man diesem Mittel noch vier Loth fein gepülvertes Spiesglanz bey, und läßt es eben so geben.

Gegen die Räude der Schafe gebrauchen die Schäfer meistens Tabacksalben, oder sie waschen die Schafe mit Tabacksbrühen. Wirksamer ist, auch bey der hartnäckigsten Räude

hinreichend, die Salbe N. 33. Innerlich leistet folgende Lecke gute Dienste. Enzianwurzel, Kardobenediktenkraut, Wermuth, von jedem ein halbes Pfund, und 8 Loth Schwefel werden zu Pulver gemacht, und dann ein Pfund Salz dazu gemischt, wovon man einem räudigen Schafe täglich etliche Loth eingibt oder lecken läßt, bis die Gesundheit erfolgt. Sollte aber diese Heilart nicht zureichend seyn, so werden die räudigen Schafe innerlich und äußerlich eben so behandelt wie das Rindvieh; nur versteht sich, daß man ihnen die Arzneyen in verminderter Dosis reicht. Trächtigen Schafen darf man nur im Nothfalle Salz und Schwefel geben, weil sie leicht darnach verwerfen.

Wenn die Augenlieder und Nasenlöcher von der Räude sehr angegriffen sind, so ist eine Blindheit und Zusammenwachsung der Nase zu befürchten. Dieses kann aber verhütet werden, wenn man besagte Stellen des Tages einige Mahl mit süßem Milchrahme bestreicht.

Räudige Thiere müssen sogleich von den gesunden abgesondert werden, sonst verbreitet sich das Uebel durch Ansteckung auf alle Stücke; auch in die Stallungen und auf die Weiden, wo räudige Thiere, besonders Schafe, gewesen sind, darf man keine gesunde Thiere bringen, bis erst Alles wieder möglichst gereinigt ist.

Die

Die Finnen der Schweine sind kleine Knoten wie Erbsen im Fleische derselben. Daß ein Schwein Finnen habe, erkennt man daran, daß sich unter der Zunge weiße Blattern einfinden und die Stimme des Schweines heiserig wird. Die Finnen sind wahre Blasenwürmer, welches erst 1784 vom Pastor Goeze*) entdeckt wurde; daher sie auch keine eigentliche, Fleisch und Säfte verderbende, schädliche Krankheit, sondern eine unschädliche Wurmökonomie sind.

Gegen die Finnen werden eine Menge Mittel gepriesen, wovon man aber noch keines ganz bewährt gefunden hat. Wie ein alter erfahrner Oekonom den Pastor Goeze versicherte, sollen sie vergehen, wenn man in dem Futter einige Mahl einen Brand von Eichenholze ablöscht. Uebergestreuete Asche soll eben die Dienste thun. Goeze findet hierin nichts unwahrscheinliches, und erklärt sich S. 34. die Sache so. Von dem Ablöschen des Brandes, und der Asche entsteht eine Lauge, die mit dem Futter in die Säfte des Thiers übergeht. Die Säfte bekommen nur eine laugenartige und beizende Kraft, die Wurmblasen zu zerfressen. Ist die Wurmblase zerstört, so verliert der

*) Neueste Entdeckung, daß die Finnen im Schweinefleisch keine Drüsenkrankheit, sondern wahre Blasenwürmer sind. Halle, 1784.

Wurm den wesentlichsten Theil seiner Erhaltung und Bestehungsart; besonders in der Feuchtigkeit derselben sich geschmeidig zu erhalten und sich in dieselbe zu seiner Sicherheit einzuziehen. Er muß nothwendig sterben und vergehen. Die Fleischzellen, worin er gewohnt hat verwachsen Das Thier wird auf solche Art von den Finnen befreyet.

Von einem andern sehr erfahrnen Oekonomen, einem königl. preussischen Amtsrath, erfuhr er, daß die Finnen sicher vergingen, wenn die Schweine mit Linsen oder Erbsen gefüttert würden. Daß ein Schwein wirklich Finnen habe, könne man unten an der Zunge wahrnehmen, wo sich die Finnen immer am ersten zeigten. Nach Goeze's Erklärung sollen in Linsen und Erbsen alkalische Salze stecken, welche eben die Dienste leisteten als laugenartige Säfte, die Wurmblasen zu zerfressen.

Ungeziefer und Läuse, die sich in den Haaren der kränklichen und schwächlichen Thiere am leichtesten und häufigsten ansammeln, können am geschwindesten vertrieben und getödtet werden, wenn man das davon behaftete Vieh bisweilen mit der Salbe N. 10. schmiert, oder ihm nur einen Strick um den Hals bindet, der mit dieser Salbe beschmiert worden. Man gebraucht auch wohl ein Waschwasser dagegen, aus Taback im Wasser abgekocht.

Fünf-

Fünfter Abschnitt.

Von den Verletzungen der Empfindungen und der Bewegungswerkzeuge des Körpers.

Die Krankheiten, von welchen im gegenwärtigen Abschnitte gehandelt werden wird, gehören unter die allerschwereſten, und erfordern eine sehr genaue Aufmerksamkeit des Arztes; und öfters sind auch die allerbeſten und wirksamſten Mittel bey ihnen umsonst angewandt. Gewöhnlicher Weise haben sie ihren Sitz in den Nerven und dem Gehirne, und eines Theils sind wir von der innern Einrichtung dieser Werkzeuge noch zu wenig unterrichtet, andern Theils aber vermögen unsere Arzneyen nicht viel darin auszurichten; so daß wir uns nicht zu wundern haben, wenn uns hier in den allermehreſten Fällen unsere Einsichten verlassen und die Arzneymittel umsonst gegeben werden.

Indeſſen würde man sehr irren, wenn man sich überreden lassen wollte, als wenn die eigentliche Ursache dieser Krankheiten jederzeit in den Nerven und dem Gehirne zu suchen

suchen wäre. Eine zu große Schärfe in den Säften, Verstopfungen in andern Theilen des Körpers, insbesondere in den Eingeweiden des Hinterleibes, Würmer, welche an den empfindlichen Häuten der Gedärme nagen, können bisweilen in weitentlegenen Theilen des Körpers ansehnliche und schädliche Veränderungen, die Werkzeuge der Empfindung und Bewegung betreffend, verursachen, wovon in diesem Abschnitte verschiedene Beyspiele vorkommen werden. Alsdann muß der Arzt hierauf auch vornehmlich seine Aufmerksamkeit richten und den verborgenen Feind in seinem Lager aufsuchen und angreifen.

Der Koller.

Unter dem Koller versteht man eine gewisse Verletzung der Sinne bey dem Thiere, die sich bald auf diese, bald auf jene Art äußert. Man theilt ihn gemeiniglich in den stillen und den wüthenden Koller ein.

Bey dem stillen Koller sind die Thiere ganz dumm und unempfindlich. Wenn sie eben davon befallen sind, so stehen sie wo und wie man sie hinstellt. Man kann einem kollerischen Pferde die Füße kreuzweise übereinander stellen, ohne daß es sie wieder in die ordentliche Lage bringt; und da ein Pferd sonst

nicht

nicht leidet, daß man ihm die Ohren inwendig viel berührt, so kann man einem kollerischen Pferde hingegen den Finger ganz tief ins Ohr stecken, ohne daß es sich darum bekümmert. Es nimmt sein Futter nicht begierig zu sich, sondern es faßt bisweilen ein Maul voll davon, hält es, ohne es zu zerkauen, eine Zeitlang im Maule, und läßt es darauf wieder heraus fallen; oder es zerkauet und verschlingt es ganz langsam. Ein kollerisches Thier befindet sich immer in einer gewissen Schwermüthigkeit und Furchtsamkeit, es läßt bisweilen den Kopf hangen, es verdrehet die Augen oder sieht starr auf einen Fleck, es ist zur Arbeit träge und ungeschickt, achtet weder die Aufmunterungen der Zunge, noch die Strafen; im Gehen hebt es die Füße so hoch, als wenn es immer befürchtete, anzustoßen, bisweilen macht es Sätze oder geht in die Queer; es legt sich nicht nieder, als wenn es äußerst müde ist.

Bey dem rasenden Koller, der öfters mit jenem vergesellschaftet ist, wüthet das Thier bisweilen auf eine entsetzliche Weise. Es reißt die Ketten oder Stricke, womit es angebunden ist, entzwey, läuft mit dem Kopfe gegen die Wände oder andere harte Körper, es klettert an den Wänden in die Höhe, es schnaubt und nimmt mehrere dergleichen gewaltsame Bewegungen vor.

vor. Wenn der Anfall vorbey ist, so wird das Thier wieder stille, es ist aber sehr matt und unempfindlich, und bricht in einen starken Schweiß aus. Oefters erleidet das Thier nur im Stalle den stillen Koller, wenn es aber zur Arbeit gebraucht oder warm wird, so bricht der rasende Koller aus. Der sogenannte Sonnenkoller scheint keine besondere Art auszumachen.

Wenn der Koller seine größte Höhe erreicht hat, so kömmt ein Fieber hinzu, das Thier zehrt ab, bekömmt öfters Convulsionen und stirbt endlich in einem solchen Anfalle.

Die Ursachen des Kollers können sehr mannigfaltig seyn, und sind dabey öfters ungemein schwer zu ergründen. Oft kann der Fehler im Gehirne selbst und in den Nerven stecken; so fand der Herr Stallmeister Ayrer zu Göttingen, in dem Gehirne eines kollerischen Ochsen eine Wasserblase, welche vermuthlich die Ursache des Kollers war. Oefters findet man auch das Gehirn bey kollerischen Thieren nach dem Tode entzündet, und die kleinen Gefäße von Blute angetrieben, oder andere Verletzungen in diesem edeln Theile. Eben so oft aber kann auch eine Schärfe der Säfte, eine Verstopfung in verschiedenen Eingeweiden, in der Leber, der Milz und andern in dieser Gegend des Hinterleibes gelegenen Theilen, in welchen das Geblüt leicht stockt, den Koller bewirken; so wie

nicht

nicht selten ein Fehler in diesen Theilen bey den Menschen die Schwermuth und Tollheit verursacht. Endlich kann auch eine große Schwäche im ganzen Körper die Ursache des Kollers, zumahl der dummen oder stillen Art seyn. In einem jeden besondern Falle aber auszumachen, was die Ursache des Kollers bey einem gewissen Stück Vieh sey, das ist äußerst schwer und öfters ganz unmöglich.

Bey einigen Thieren scheint der Körper eine natürliche Anlage zum Koller zu haben und das Uebel ihnen angeerbt zu seyn. Sonst kann eine übertriebene Arbeit, die die Thiere zu stark angreift, zumahl bey heißem Wetter, zu viel Ruhe, zu häufige Begattungen, schlechtes Futter, und alles, was den Körper außerordentlich schwächt, den Koller veranlassen.

Der Koller gehört unter diejenigen Krankheiten, welche dem Arzte ungemein viel zu schaffen machen, der sie zu heilen unternimmt. Wenn dieses Uebel schon zu einiger Stärke angewachsen ist, so ist meistens alles, was man dagegen versucht, umsonst; zumahl da man selten weiß, ob die Krankheit in dem Gehirne und den Nerven, oder in dem Hinterleibe ihren Sitz habe.

Die Mittel, die man in einer leichtern Gattung von Koller noch mit einiger Hoffnung

nung eines guten Erfolges etwa versuchen kann, müssen von der Art seyn, daß sie in beiden Fällen, der Koller mag seinen Sitz im Kopfe oder im Hinterleibe haben, das Uebel bestreiten. Reichliche Aderlässe, um die Menge des zum Kopfe fließenden Geblütes zu vermindern, oder auch die Verstopfungen in den Eingeweiden zu heben, müssen den Anfang der Heilung machen. Die sogenannte Licht- oder Kollerader zu öffnen, kann hier wohl von keinem besondern Nutzen seyn; man wird aus der Lungader, von welcher jene nur ein kleiner Zweig ist, weit bequemer die nöthige Menge Blut ablaufen lassen können. Dabey können kühlende, das zu heftig bewegte Geblüt beruhigende und eröffnende Arzneyen mit Nutzen verordnet werden. Man kann z. B. den Trank N. 34. wohl umgerüttelt in zwey Hälften getheilt täglich zwey Mahl eingeben; oder von der Lattwerge N. 35. täglich zwey bis drey Mahl einer starken Wallnuß groß. Dabey werden nicht zu selten gegebene, öffnende und gelinde abführende Klystiere nicht unrecht angebracht seyn.

Nach Hrn. Wolstein sind hier die besten Mittel: kühle Ställe, Purganzen, die den Bauchfluß lange unterhalten; und ein Eyterband, welches von der Wurzel der Nase bis zum Haarschopf reicht. Wenn diese Mittel

in

in Zeit von zwanzig Tagen die Kranken nicht heiter machen, muß man den Thieren das Leben nehmen, denn sie werden nicht mehr besser, und er hat vollkommen recht.

In Ansehung der Nahrungsmittel muß man dem Viehe Hafer und Heu nur sehr sparsam, und dagegen im Sommer zerschnittene frische Salatblätter, Cichorienwurzeln nebst dem Kraute, Pfaffenröhrchen (Taraxacum), Sauerampfer u. d. gl. Kräuter mehr, mit Kleye vermischt, zum Futter vorgeben.

Wenn man verspürt, daß sich das Thier nach diesen Mitteln etwas besser befindet und das Uebel nachläßt, so kann man nach einiger Zeit, um den Körper zu stärken, täglich ein oder zwey Mahl anderthalb Loth Stahlfeil, oder, wenn man die Kosten nicht scheuet, eben so viel gepülverte Fieberrinde mit Wasser eingeben, oder mit Honig in eine Lattwerge verwandeln, und sich das Thier mäßig dabey bewegen lassen.

Bisweilen ist der Koller nichts als eine wahre Hirnwuth (phrenitis), und mit einem starken Fieber vergesellschaftet. Er hält alsdann nicht lange an, sondern läßt entweder bald wieder nach, oder tödtet das Vieh in einer sehr kurzen Zeit. Man muß in diesem Falle genug

Blut lassen, und am Halse ein Paar Haarseile oder Leder stecken. Innerlich kann man alle drey Stunden ein Loth gereinigten Salpeter mit Wasser eingeben.

Bey dem kollerigen Rindviehe gilt allerwärts eben dasselbe Verfahren.

Diejenigen Schafe, welche man in den Gegenden um Göttingen Seegler nennt, gehören auch hierher. Diese Krankheit, welche auch Schwindel, Drehen, Irregehen genannt wird, bricht vornehmlich im Frühjahre bey ihnen aus, und kann ihnen den Sommer über selbst tödtlich werden; gemeiniglich dauert sie acht bis zwölf Wochen und ist bey den jungen Schafen am gewöhnlichsten, bey den ältern aber viel seltener. Wenn die Schafe davon befallen werden, so verlieren sie ihre Munterkeit, taumeln hin und her, laufen mit dem Kopfe gegen alles, und geben ihre Unruhe, die bisweilen zu einer ordentlichen Wuth steigt, auf mancherley Weise zu erkennen. Das Futter schmeckt ihnen nicht mehr wie vorher, und bisweilen fangen sie an, aus der Nase zu bluten.

Hr. Strunz in Wienerischneustadt hat die neue und wichtige Entdeckung gemacht, daß die Spinnfliege vorzüglich die jungen Lämmer verfolgt; daß sie bey diesen Thieren nicht die Nasenlöcher, sondern die weiche Hirndecke, die

Fonta-

Fontanelle, aufsucht; daß sie da die äußere Decke durchschneidet, die Eyer in die Wunde bringt; daß die Natur allda diese Brut mit einer Haut oder Blase umhüllet, die blutiges Wasser enthält; daß sich in diesem Neste die Würmer entwickeln, und den Thieren die Krankheit erregen, die man das Drehen der Schafe oder den Schwindel nennt; daß Tabacksblätter, zu feinem Pulver gerieben, durch ein Rohr in die Nase geblasen, diese Insekten tödte; daß endlich ein Anstrich von Pech, oder ein Pflaster auf die Fontanelle den Stich der Fliege verhindere und diesem Uebel vorbauen könnte *).

Hr. Oekonomieinspektor Gestritz räth, um die Drehkrankheit der jährigen Schafe zu verhüten, denselben die Wolle des Kopfs nicht abzuscheeren. Der seit sechs Jahren (1798 wurde dieses bekannt gemacht) auf Graf Schönbergs Gute in Wiedenau mit diesem Verfahren gemachte Versuch, gab die gute Erfahrung, daß bey einer ansehnlichen Heerde kein einziger Jährling als Umgänger sich vorfand. Wenn die Krankheit erwachsene Schafe befällt, werden sie sicher geheilt, wenn man ihm Morgens und Abends, einer großen Erbse dick, Teufelsdreck eingibt, wo sie dann in acht bis zwölf

*) Das Buch von innerlichen Krankheiten der Füllen, von J. S. Wolstein. S. 248.

Tagen genesen, nach des Hrn. Prediger Meß Erfahrung. Wird der Kopf nicht abgeschoren, so kann die Spinnfliege um so weniger ihre Eyer in die Haut legen, welches also mit der Entdeckung des Hrn. Strunz völlig übereinstimmt; die Wolle leistet hier, was bey jenem das Pflaster thut.

Man kann auch das davon befallene Vieh bey Zeiten schlachten, ehe es zu mager wird, und das Fleisch ohne Bedenken genießen.

Die Wuth.

Die Wuth (la rage) entsteht, wenn ein Thier von einem tollen Hunde, Wolfe oder anderem von dieser Krankheit befallenen Thiere gebissen worden. Es wird eine Zeitlang darauf traurig, unruhig und zuletzt sinnenlos, es hat starre Augen und ein schäumendes Maul, es fliehet die Gesellschaft, erleidet gewaltige Zuckungen, scheuet das Wasser und alles Flüssige, und stirbt. Beißt es wieder andere Thiere oder Menschen, so werden auch diese von der Krankheit angesteckt.

Das Tollkraut (Belladonna) ist vielleicht eines von den besten Mitteln, die man gegen die Wuth geben kann, ehe sie ausbricht, wenn ein Stück Vieh von einem tollen Hunde oder einem andern wüthenden Thiere gebissen ist.

Man

Man kann dem größern und erwachsenen Viehe entweder die Blätter zu einem Lothe, oder die Wurzel zu drey Quentchen; den Schafen, Ziegen und Schweinen die Blätter zu einem Quentchen, die Wurzel aber zu vierzig Gran auf ein Mahl Morgens nüchtern eingeben, und das Vieh dann acht Stunden lang fasten lassen. Von diesem Mittel wird es sehr stark angegriffen werden, daher es dasselbe auch nur einen Tag um den andern, oder alle drey Tage, und überhaupt nur fünf bis sechs Mahl bekömmt.

Man kann auch die Pillen versuchen und an den Zwischentagen eingeben, die der unsterbliche Werlhof bey diesem Unglücke zum Gebrauche empfohlen hat. Die Vorschrift dazu findet man unter N. 36. Des Abends nach dem letzten Futter werden davon dem größern Viehe dreyßig, dem kleinern sieben Stück gegeben, und dieses letztere ist auch die Dosis für einen Menschen.

Uebrigens muß sogleich nach dem Bisse die Wunde ausgeschnitten oder gebrannt werden, um wo möglich noch zu verhüten, daß das Gift nicht zum Geblüte gelange; und das ist auch das beste und wichtigste, was man bey dieser schrecklichen Krankheit thun kann. Auf die Wirkung innerlicher Arzneyen darf man sich ja nicht verlassen, denn es gibt noch zur Zeit kein erprobtes Mittel bey dieser fürchterlichen Krank-

heit. Am klügsten ist es gehandelt, solche Thiere, die von einem wüthigen Thiere gebissen worden, sogleich tödten und sammt der Haut an einem abgelegenen Orte tief verscharren zu lassen, weil gar zu viele Gefahr, sowohl für Menschen, als anderes Vieh, damit verknüpft ist; schon der bloße Speichel von einem wüthigen Thiere verursacht die Wuth bey Menschen und Thieren, wenn solcher nur an die Haut kömmt, wo eine dünne Epidermis ist, oder wo auch nur die geringste Verwundung ist.

Der Schlagfluß.

Der Schlagfluß (l'apoplexie) ist eine plötzliche Beraubung der Empfindungen und des Bewegungsvermögens, entweder im ganzen Körper oder in einem großen Theile desselben. Ungeachtet diese Krankheit wirklich bey dem Viehe selten ist, und sich lange nicht so oft ereignet als bey dem Menschen, vielleicht weil die Thiere nicht so vielen und heftigen Gemüthsbewegungen ausgesetzt sind wie jene; so trägt sie sich doch bisweilen bey demselben zu. Das Thier, das vom Schlage getroffen wird, fällt auf ein Mahl wie todt nieder, zumahl wenn der ganze Körper davon befallen wird, und stirbt mehrentheils bald darauf.

Eine

Eine starke übertriebene Arbeit und heftige Bewegung des Körpers kann bey den Thieren die Veranlassung zu dieser Krankheit seyn, indem dabey das Geblüt in einer zu großen Menge nach dem Kopfe zugetrieben wird, und entweder, nachdem es einige Gefäße darin zersprengt hat, oder auch ohnedem vermittelst einer gewaltsamen Ausdehnung der Gefäße so sehr auf die feinen Fasern des Gehirnes drückt, daß dadurch eine solche Zerstörung in der Gesundheit des Thieres angerichtet wird. Eben so erfolgt ein Schlagfluß in den hintern Theilen des Körpers, wenn bey einer gewaltsamen Bewegung desselben, die Wirbelbeine verrenkt und das in der Höhlung desselben liegende Rückenmark gequetscht oder abgerissen wird.

Wenn der Schlagfluß aus einer von diesen beiden Ursachen entstanden ist, so ist wohl alles, was man dagegen versuchen möchte, vergeblich. In dem ersten Falle ließe sich bisweilen noch etwas ausrichten durch starkes Aderlassen an den Halsadern, reitzende Klystiere, fleißiges Reiben mit Strohwischen, und Umschläge auf den Kopf von kaltem Wasser, Weinessig, Salpeter und Salmiak. Im Getränke gibt man häufig Salpeter. Dieses wäre die Behandlung im Blutschlagfluß. Der wässerige oder Schleimschlagfluß ist bey Thieren noch seltener, und alle Hülfe dabey vergeblich.

Die fallende Sucht.

Die fallende Sucht, das Unglück oder die schwere Noth (l'épilepsie, le mal-caduc) unterscheidet sich darin vom Schlagflusse — in beiden Krankheiten fällt das Thier sinnenlos zu Boden — daß bey dem Schlage mit dem Verluste der Empfindung auch alle Bewegungen aufhören, da hingegen bey der fallenden Sucht ein oder die andern Muskeln des Körpers einen heftigen Krampf erleiden und verschiedene Glieder davon steif und mit Zuckungen befallen werden. Es ist auch nicht so gewöhnlich, daß das Thier in dem epileptischen Zufalle bleibt oder eine Lähmung an einem oder dem andern Theile des Körpers davon zurück behält, wie meistens immer bey dem Schlage geschieht, sondern wenn sich die Empfindung wieder herstellt und die krampfhaften Bewegungen nachlassen, so bleibt nur eine größere oder geringere Mattigkeit in dem Körper darnach zurück, nachdem der Anfall mehr oder weniger heftig war.

Ein Thier, das von dieser Krankheit befallen wird, fängt an schwindlig zu werden und hin und her zu schwanken, bald darauf fällt es nieder, schlägt mit den Beinen und dem Kopfe gegen den Boden, verdrehet die

Augen

Augen im Kopfe und schäumt mit dem Maule. Nach einer längern oder kürzern Zeit erhohlt es sich wieder; und so dauert auch die Zeit zwischen den Anfällen bey einigen länger, bey andern kürzer.

Ueberhaupt ist diese Krankheit bey dem Vieh seltener, als bey dem Menschen, vielleicht aus eben der Ursache, die ich bey dem Schlagflusse angemerkt habe. Die Ursachen aber von dem Zufalle selbst können theils in den Nerven des Körpers, theils in einem Verderben der Säfte und auch in andern Dingen, z. B. in Würmern der Gedärme und des Magens, liegen. Oft ist es auch ein Erbfehler. Uebrigens befinden sich die Thiere, die dieser Krankheit unterworfen sind, meistentheils sonst ganz wohl, nur pflegen sie schwermüthig zu seyn.

Um das Thier, das von der Epilepsie befallen ist, wieder aufzuwecken, kann man es am Kopfe mit kaltem Wasser begießen, und Wein in die Nasenlöcher spritzen. Zu verhüten, daß der Anfall nicht wiederkomme und also das Thier aus dem Grunde davon zu heilen, das hat größere Schwierigkeiten, weil es jederzeit äußerst schwer bleiben wird, unter den vielen Ursachen, die dieses Uebel hervorbringen können, die gegenwärtige zu finden. Ist die Krankheit ein Erbfehler, so ist Alles

vergebens; liegt die Ursache in Würmern, so treibt man sie ab; kömmt sie von einer Schärfe in den Säften her, so braucht man die dagegen dienlichen Mittel und führt die Schärfe ab. Wenn das Alles aber geschehen ist, und die fallende Sucht noch fortdauert, so ist entweder die Ursache noch nicht gehoben; oder die Gewohnheit wirkt auf die Nerven fort, und man versucht nun die specifischen Arzneyen gegen diese Krankheit. Dippels thierisches Oel (Oleum animale Dippelii) zum halben Quentchen wird empfohlen, oder gepülverte Pomeranzenblätter oder gemeiner Baldrian täglich zu anderthalb bis zwey Loth.

Die Hirschkrankheit des Pferdes.

Die Hirschkrankheit, Klemme oder Maulsperre (le mal de cerf) ist eine Krankheit, welche den Vorderleib oder auch einen größern Theil des Körpers der Pferde befällt und in einem heftigen Krampfe dieser Theile besteht.

Sie unterscheidet sich von den vorigen Zufällen vornehmlich darin, daß sich das Thier seiner bewußt bleibt, und daß sie nach und nach von einem Theile des Körpers zum andern weiter fortgeht.

Die

Die Hirschkrankheit fängt damit an, daß die Muskeln, welche die untere Kinnlade gegen die obere bewegen, durch einen Krampf dergestalt angezogen werden, daß das Thier auf keine Weise das Maul zu öffnen im Stande ist. Bald darauf befällt dieser Krampf auch die Muskeln des Halses, so daß das Thier auch den Kopf und den Hals nicht mehr bewegen kann. Das Pferd sieht dabey starr und ängstlich aus und hält die Augen starr im Kopfe, der Hals ist steif und hart anzufühlen, die ganze Haut liegt fest auf dem Leibe, das Athemhohlen wird schwer, und das Pferd nimmt weder Speise noch Trank zu sich, weil es das Maul nicht öffnen kann. Bisweilen geht der Krampf noch weiter und nimmt nicht allein den ganzen Vorderleib, sondern auch wohl den mittlern Theil, ja selbst den ganzen Körper ein, und das Pferd steht alsdann, als wenn es aus Stein ausgehauen wäre.

Diese Krankheit kann auf eine gedoppelte Art entstehen. Einmahl muß das Maul bey einem Thiere fest verschlossen werden, wenn Muskeln, welche es öffnen, gelähmt werden und ihre Wirksamkeit verlieren; denn alsdann werden die, welche das Maul verschließen, desto stärker wirken. Die zweyte Art, welche vielleicht die gewöhnlichste ist, besteht darin, daß ein Krampf die Muskeln des Vorderleibes

nach

nach und nach so stark spannt und anzieht, daß das Thier sie nicht nach seinem Willen nachzulassen vermögend ist. Die Ursachen dieses Krampfes können zu scharfe Säfte, welche die Fasern zu stark reißen und prickeln, und eine unordentliche Wirkung der Nerven auf die Muskeln seyn.

Eine schlechte und ungesunde Nahrung, wenn z. B. ein warm gerittenes Pferd sogleich in kaltes Wasser geführt oder dem kalten Winde ausgesetzt wird; heftige Leidenschaften, starke Schmerzen, können die Veranlassung zu diesem Uebel seyn.

Die Hirschkrankheit ist allemahl eine gefährliche Krankheit, zumahl wenn sie schon weit um sich gegriffen hat. Sie erfordert schleunige Hülfe, da sie nicht lange anhält, sondern gemeiniglich bald tödtet, wenn der Krampf auch die Lungen befällt, wobey das Athemhohlen sehr schwer wird, bis das Thier niederfällt. Am neunten Tage pflegt sich diese Krankheit entweder zum Guten oder Schlimmen zu ändern; wenn aber noch vorher ein Fieber hinzu tritt, so nimmt sie meistentheils ein gutes Ende.

Man folge ja dem Rathe der Unwissenheit nicht, welche wollen, daß man dem Pferde in dieser Krankheit das Maul mit Gewalt auf-

aufbrechen soll, wobey sie sich noch dazu wohl gar abergläubischer Mittel bedienen. Die Absicht des Arztes muß vielmehr seyn, den Krampf, den die Muskeln erleiden, wirklich zu heben, wozu die Gewalt nichts hilft.

Man kann mit einer reichlichen Aderlaß den Anfang der Heilung machen, um den Einfluß des Geblütes in die kranken Theile in etwas zu mindern. Dabey gibt man täglich ein Paar Klystiere, so lange als die Krankheit anhält, wozu man die Verordnung N. 13. mit 4 Loth Metallsafran vermischt gebrauchen kann. Kann man dem Pferde noch einige Arzneyen durch das Maul beybringen, so gebe man ihm von dem Tranke N. 37. alle zwey Stunden ein halbes Quartier ein.

Aeußerlich schmiert man den vom Krampfe befallenen Vorderleib mit der Salbe N. 38. und reibt sie mit der Hand wohl ein. Wenn der Krampf schon weit um sich gegriffen hat, so kocht man sechs Hände voll Kamillen und eben so viel Majoran in zwölf Quartier Wasser eine Zeitlang und stellt es dann warm unter den Leib des Pferdes, der mit Decken ganz behangen ist; damit der Dunst davon an das Pferd schlage. Wenn dieses Wasser kalt zu werden anfängt, so wirft man große heiß gemachte Kieselsteine hinein. Nachdem das Pferd eine bis anderthalb Stunden in

diesem

diesem Dampfbade gestanden hat, so werden die Decken bald darauf abgenommen und die Haut mit Stroh so lange gerieben, bis sie trocken ist, und darauf werden die Decken wieder übergehangen. So verfährt man täglich zwey Mahl, Morgens und Nachmittags, und reibt alsdann gleich die vorher verordnete Salbe ein.

Um das Pferd immer in einer gemäßigten Ausdünstung zu erhalten, woran bey dieser Krankheit ungemein viel gelegen ist, muß es nicht nur beständig mit warmen Decken wohl behangen werden, sondern die Streu muß ihm auch bis unter den Bauch gehen. Nahrungsmittel wird das Pferd von selbst nicht zu sich nehmen können; man kann ihm einen Eimer mit nicht zu kaltem Wasser, worunter Gerstenmehl und Honig gerührt ist, vorhalten, um es wenigstens dadurch zu erfrischen; und damit dem Körper die Nahrung nicht gänzlich abgehe, so ist es nöthig nährende Klystiere aus Mehltränken oder Milch mit Eyern u. d. gl. zu gebrauchen.

Die Blindheit.

Blind kann ein Thier auf mancherley Weise werden; mehrere Ursachen können machen, daß es den Gebrauch seiner Augen verliert. Hier haben

haben wir es nur mit den Beschädigungen des Auges zu thun, welche aus innerlichen Ursachen entstehen; von den äußerlichen Verletzungen dieses Theils ist schon vorher gehandelt worden.

Was ich hier von den Augenzufällen zu sagen habe, das geht insbesondere das Pferd an; eines Theils, weil es bey diesem Thiere mehr als bey dem übrigen Viehe darauf ankömmt, ob es sehen kann oder nicht: und andern Theils, weil das Pferd vorzüglich leicht schwachen Augen und der völligen Blindheit ausgesetzt ist.

Gemeiniglich belegt man alle die geringern Zufälle, welche das Auge eines Pferdes befallen, wenn sie aus innerlichen Ursachen entstanden sind, mit dem Nahmen eines Flusses (fluxion); die Augen und die Augenlieder sind dabey etwas entzündet, und es fließt beständig ein Wasser heraus; diese Flüsse arten aber in längerer oder kürzerer Zeit gemeiniglich in eine wahre Blindheit aus. Deßwegen hat man auch bey dem Einkaufe eines Pferdes um soviel mehr nöthig, auf die Augen aufmerksam zu seyn und acht zu geben, ob das Pferd zu Augenzufällen geneigt sey. Ein in diesem Betrachte gutes Pferd muß einen kleinen magern Kopf haben, die Augen müssen hell und klar aussehen; der Stern muß sich, wenn man das Pferd aus einem dunkeln Ort an einen

hellen

hellen führt, lebhaft und schnell zusammenziehen; von außen dürfen die Augen nicht fließen, noch zu naß seyn. Indessen muß man doch auch gestehen, daß bisweilen die besten Augen unvermuthet blind werden, und daß andere Pferde, die wirklich schlechte und fehlerhafte Augen haben, ihr Gesicht immerfort behalten. Bey dem Wechsel der Zähne, insbesondere aber bey dem Hervorbrechen der Haken, sind die jungen Pferde vorzüglich in Gefahr blind zu werden, oder sie haben wenigstens flüssige Augen.

Man muß bey flüssigen Augen dahin bedacht seyn, die nach den Augen zu stark zufließenden Säfte davon abzuleiten, damit das Uebel nicht Ueberhand nehme und noch schlimmer werde. Ich halte mich in dieser Absicht mit dem Herrn von Sind an die Niesmittel. Man kann einem Pferde, das mit Flüssen an den Augen behaftet ist, einige Tage hintereinander alle Morgen etwas Schnupftaback, dem man ein klein wenig Pfeffer zugesetzt hat, vermittelst eines Federkiels in beide Nasenlöcher blasen. Der Herr von Sind bedient sich eines andern Niespulvers, das aus Euphorbiengummi, welches in Majoranwasser gewaschen worden, trocknem Betonienkraute, Eichenmistel, spanischem Tabacke und Salmiak zusammengesetzt ist. Bey dem Gebrauche des Niespulvers fließt das Wasser aus der Nase

und

und den Augen stärker als sonst ab, und die Augen werden erleichtert. Die Niesmittel sind wirklich gut; allein der Gebrauch des goulardischen Bleywassers, oder des Bleyessigs mit vier Mahl so viel Wasser verdünnt, thut zugleich herrliche Wirkung, wenn man die Augen damit befeuchtet, oder auch doppelt gefaltene leinene Tücher damit befeuchtet und auflegt. Ist die Entzündung stark, so sind wiederhohlte Aderlässe und Klystiere nöthig. Bloße Schwäche ohne Entzündung wird durch anhaltenden Gebrauch der Branntweinsaufschläge gehoben.

Durch das Abbinden einer Ader am Kopfe, durch Fontanellen oder Wurzelstecken und durch das Ausschneiden der sogenannten Mausrichter man nichts gegen die Flüsse der Augen aus; man macht vielmehr durch diese Operationen das Pferd nur um desto früher blind.

Den Fluß, der die Augen der Pferde abwechselnd befällt und dann nach vier, fünf oder mehrern Tagen wieder vergeht, nennt man den Mondfluß oder die Mondblindheit (fluxion lunatique; er befällt bald ein Auge allein, bald beide zugleich; er kömmt auch bald nach einer längern bald nach einer kürzern Zeit wieder, und richtet sich eben nicht dabey nach dem Mondwechsel. Meistentheils wird das Pferd nach einigen Anfällen davon

ganz blind. Oefters ist es ein Erbfehler, jederzeit aber ein schlimmer Zufall.

Bisweilen ist die Ursache der Blindheit eine Undurchsichtigkeit der Hornhaut, die man leicht von außen an dem Auge bemerken kann; oder die Feuchtigkeiten des Auges werden auch in einem größern oder geringern Grade trübe und undurchsichtig. In diesen Fällen ist wohl eben keine Hoffnung zur Heilung der Blindheit da.

Manchmal erzeugt sich aber auch auf der Hornhaut oben eine dünne undurchsichtige Haut, welche das Thier blind macht. Man nennt sie ein Fell auf dem Auge oder einen Nagel (dragon, perle), und will sie öfters mit Aesvenfette wegbeitzen; allein weil das Auge nicht gern fettige Schmierigkeiten verträgt: so verschlimmert man das Uebel nur durch den Gebrauch dieses Mittels. Besser ist es, etwas ganz fein gepülverten Zucker, armenischen Bolus und Weinsteinrahm, zu gleichen Theilen vermischt, Morgens und Abends in das Auge auf das Fell zu blasen oder lieber mit dem Finger hineinzubringen; vortrefflich ist auch folgende Salbe nach Hrn. Hofrath Jungs*) Angabe: Man nehme Brandsalbe (Vnguent. nutrit.) ein Quentchen, und lasse zehn Gran vom feinsten versüßten Queckſilber sehr lang und fein

*) Lehrbuch der Viehartneykunde, zweyter Theil Seite 248.

fein darunter reiben; von dieser Salbe wischt man alle Morgen und Abend einer Erbsen dick ins gefleckte Auge. Diese Mittel muß man so lange fortsetzen, bis der Flecken verschwunden ist. Helfen diese Mittel nicht, so schneidet man das Fell mit den gehörigen Werkzeugen behutsam ab. Ich darf es wohl nicht erst erinnern, daß bey allen solchen Operationen am Auge der Kopf des Thieres hinlänglich befestigt werden muß, damit es ihn gar nicht bewegen und also am Auge dabey verletzt werden könne.

Bisweilen wächst auch aus dem innern oder größern Augenwinkel eine andere Haut hervor, die einen Theil des Auges bedeckt und folglich das Sehen verhindert, aber nicht mit der Hornhaut selbst zusammenhängt (l'onglée). Auch diese muß ausschnitten werden. Man bringt ein dünnes Blech zwischen die Haut und das Auge, sticht dann mit einer Nähnadel, in die ein Faden gefädelt worden, durch die Haut, zieht sie vermittelst des Fadens in die Höhle und schneidet sie darauf aus. Ist man sonst vorsichtig genug, so braucht man eben das Blech nicht nothwendig. Bey dem Rindviehe nennt man dieses Fell den Hauk oder Haug, und schneidet es eben so aus.

Es gibt nach Hrn Jung eigentlich dreyerley Gattungen des Staars. Die erste ist der graue Staar (la cataracte, la taye), wenn

die Krystalllinse mit oder ohne ihre Kapsel verdunkelt wird; das Schwarze im Auge (pupilla) sieht in diesem Falle graulich aus. Dieser Staar läßt sich durch Niederdrücken mit der Staarnadel (per depressionem) heilen; besser und zuverlässiger aber geschieht dies durchs Ausziehen (per extractionem), wenn man mit einem bequemen Messerchen an einer Seite die Hornhaut durchsticht, die Spitze zwischen dem Stern und dieser Haut behutsam durchführt, dann gegen über am Rande derselben die Spitze wieder herausdrückt, nun nachschiebt, und so die Hornhaut halb mondförmig untenher abschneidet, dann mit der Staarnadel in die Pupille fährt, da über der Staar her einige Ritzen macht, so die Kapsel zerreißt, und nun gelind die Linse herausdrückt.

Nach dieser Operation wird das Auge verbunden, und täglich zwey Mahl mit der goulardschen Bleywasser befeuchtet; dabey muß man aber das Aderlassen, Klystieren und eine gute Diät nicht versäumen. Es gehört zu dieser Operation eine vorzügliche Uebung, die man erst nach und nach erlangt; Hr. Jung kann hier aus vieler Erfahrung reden, denn er hat seit zehn Jahren über hundert Menschen auf diese Weise operirt, und ist vorzüglich glücklich gewesen.

Die zweyte Gattung ist der schwarze Staar; er entsteht, wenn der Sehnerv nebst der Netzhaut die Eindrücke des Lichts nicht empfindet. Man erkennt ihn an einer sehr weiten und gegen das Licht unempfindlichen Pupille, wenn sie sich im Finstern nicht erweitert und im Licht nicht zusammenzieht; man kann dieses sogleich entdecken, wenn man eine Hand über das Auge hält, und im hellen Lichte plötzlich wegthut, zieht sich dann die Pupille nicht zusammen, so ist der schwarze Staar da.

Starke Verhitzung und allzu schwere Arbeit, Absetzung einer Krankheitsmaterie auf die Sehnerven können den schwarzen Staar verursachen. Will man ihn curiren, so muß man ihm gleich im Entstehen begegnen, denn er wird bald ganz unheilbar; Haarseile an der Brust, Abführungen, Aderlassen und dergleichen Mittel sind hier brauchbar.

Die dritte Art des Staars ist ganz unheilbar; sie ist die Verbindung der vorigen beiden Gattungen mit einander; die Pupille ist sehr weit und unbeweglich, zugleich die Linse verdunkelt, und endlich wird auch der Glaskörper trübe. Wenn man in die weite Pupille hineinsieht, so sieht das innere Auge grüngelblich aus, daher wird dieser Staar der grüne oder gelbe genannt. Der graue Staar heißt Cataracta; der schwarze anfänglich Amaurosis

im Fortgange Gutta Serena, der gelbe endlich Glaucoma.

Herr von Sind berühmt sich mit Unrecht, im Jahre 1775 der erste gewesen zu seyn, der den Catarakt der Pferde mit der Nadel, eben wie man bey den Menschen zu thun pflegt, geheilet habe. Er scheint Alles dasjenige, was schon C. Ruini im Jahr 1618, und also 157 Jahre zuvor, davon gesagt hat, nicht gewußt zu haben.

Schweres Gehör und Taubheit.

Bey den Pferden ist es insbesondere unangenehm und schädlich, wenn das Gehör bey ihnen entweder geschwächt oder auch gänzlich unterdrückt ist; denn taube oder schwer hörende Pferde sind gemeiniglich scheu, und setzen ihre Reiter in Lebensgefahr.

Eine Beschädigung der innern Gehörwerkzeuge, eine Unempfindlichkeit der Nerven, welche zu den Ohren gehen, ein Fluß in den Ohren, Ohrenschmalz, welches sich in großer Menge angesammelt und den Gehörgang verstopft hat, können das Gehör schwer machen oder auch eine gänzliche und wahre Taubheit verursachen.

In den erstern Fällen ist nicht viel Hoffnung zur Heilung; bey einem Flusse kann man

man sich den Gebrauch eines Haarseiles am Halse oder einer Fontanelle empfohlen seyn lassen; wenn aber die Ohren von außen durch Ohrenschmalz verstopft sind, so muß man dieses herausbringen, und es zu dem Ende allenfalls erst, wenn es verhärtet ist, durch Mandelöl, das man in die Ohren hinein tröpfelt, erweichen.

Sechster Abschnitt.

Von den Krankheiten der Werkzeuge des Athemhohlens.

Der Schnupfen oder Strengel.

Es scheint mir, als ob verschiedene Schriftsteller in der Pferdearzneykunst, vielleicht selbst einige der geschicktesten, den Schnupfen oder Strengel mit der Druse vermischt und für einerley Krankheit angesehen hätten, zwischen denen doch ein nicht unerheblicher Unterschied zu machen ist. Dieser Ursache ist es vielleicht zuzuschreiben, daß einige nicht sehr sich auf die Druse schickende Arzneyen doch bisweilen da-

gegen verordnet werden, die vielmehr gegen den Strengel dienlich sind.

Der wahre Unterschied zwischen beiden Krankheiten, der Druse, von welcher vorher geredet worden, und dem Schnupfen (la rhûme), bestehet darin, daß bey der erstern Krankheit die ganze Masse des Geblütes verunreiniget worden, bey der letztern hingegen mehr die Schleimhaut der Nase, der Gaumen, die Luftröhre und die Werkzeuge des Athemhohlens überhaupt leiden. Es sammelt sich nach vorgängiger Erkältung in diesen Theilen ein zäher Schleim an, der nach und nach durch das Maul und die Nase ausgeworfen wird; und deßwegen hat der Schnupfen äußerliche Aehnlichkeit mit der Druse; ja bisweilen sind sie beide fast nicht von einander zu unterscheiden; allein man wird auch alsdann keinen Schaden stiften, wenn man eben die Arzneyen gegen diesen Schnupfen verordnet, welche vorher gegen die einfache und ordentliche Druse empfohlen worden. Man kann auch noch ein Niespulver, z. B. nur gemeinen Schnupftaback bey dem Schnupfen in die Nase blasen, um dadurch den Ausfluß des Schleimes zu befördern.

Uebrigens ist der Schnupfen allen Arten von Vieh gemein: der sogenannte Rotz der Schafe scheint auch nichts anders als ein schwe-

schwerer Schnupfen zu seyn, bey dem diesen Thieren der Kopf und die Nase sehr angeschwollen zu seyn pflegt.

Hr. Sagar hat in einer eigenen Schrift*) einen mit mehrern schlimmen Zufällen vergesellschafteten Schnupfen der Schafe beschrieben, an dem in einer Gegend von Mähren wenigstens 20000 Stück von diesem Viehe im Jahre 1765 gefallen sind. Er fand in der Nase der Schafe Würmer, vermuthlich die, welche von einer gewissen Fliege (Oestrus Ouis Linn.) erzeugt werden; das kann ich ihm aber gar nicht glauben, daß diese Würmer das ganze größere und kleinere Gehirn der Schafe mit sammt dem Rückenmarke sollten gefressen haben, wie er erzählt.

Ein mit einem stärkern Fieber vergesellschafteter Schnupfen bekömmt bey den Pferden gemeinsalich den Nahmen der Strenge oder des Strengels (la morsondure). Diese Krankheit ist durch die Zufälle sowohl, als durch die kürzere Dauer von der wahren und falschen Drusse leicht zu unterscheiden. Meistens entsteht sie nach einer Erhitzung des Körpers. Die Kennzeichen davon sind ein heftiges Fieber mit einem geschwinden und erhabenen Pulse, entzündeten Augen, beschwerlichen und übelriechen-

*) Io. Bapt. Mich. Sagar Libellus de morbo singulari ouium anni 1765. Vindobon. 1765. 8.

den Athem, Husten wobey ein Schleim ausgeworfen wird, aufgebürsteten Haaren und einer dicht auf dem Körper liegenden Haut. Das Pferd läßt den Kopf hangen und ist traurig, der Harn ist helle und roth, der Mist zuerst hart, nachher aber wird er weicher. Die Lust zum Futter und Tranke ist meistens ziemlich niedergeschlagen. Daß viele Gefahr bey der Krankheit sey, erkennt man daran, wenn die Kräfte des Thiers sehr geschwächt sind, wenn der Puls schwächer und ungleich, oder aussetzend, und der Mist ganz dünne wird, wenn das Flankenschlagen, Verzuckungen, Ohnmachten und ein starker Schweiß hinzukommen.

Man muß bey dieser Krankheit eine sparsame Diät verordnen, wie bey einem jeden Fieber von Wichtigkeit. Gut ist es, wenn das Thier Buttermilch dabey trinken will, oder man kann wenigstens Säuren unter den Trank mischen. Gleich zum Anfange der Heilung öffnet man eine oder beide Lungenadern, und läßt eine hinlängliche Menge Blut ablaufen; dabey gebraucht man täglich ein bis zwey Mahl das Klystier N. 13. Innerlich gibt man alle Tage zwey bis drey Mahl ein Loth Salpeter. Auch ein starkziehendes Haarseil oder Lappen an der Brust, ist dabey sehr dienlich.

Bisweilen tritt zu der Strenge das sogenannte Fettschmelzen, eine Art von Durchlauf,

von

von der ich nachher reden werde, und das ist sehr gefährlich. Dann muß man um so viel mehr das Klystier N. 13. und zwar oft genug gebrauchen, und jedesmahl ein Paar Loth Metallsafran, wie auch funfzig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur (Laudanum liquidum Sydenhami) hinzusetzen.

Die Kehlsucht oder Bräune.

Diese Krankheit, welche die Franzosen l'étranguillon, l'angine, l'esquinancie oder la squinancie nennen, ist bey dem Viehe nicht weniger bedenklich und erfordert eben so wohl schleunige Hülfe als bey dem Menschen. Sie besteht in einer Entzündung der Theile des Gaumens und der Muskeln, welche dem Luftröhrenkopfe zugehören. Wegen der Geschwulst, die damit verbunden ist, hohlt das Thier nicht nur sehr beschwerlich Athem, wobey es den Kopf in die Höhe hält und die Zunge bisweilen aus dem Maule ausstreckt, sondern das Fressen wird auch dadurch verhindert und schmerzhaft gemacht, und bey dem Trinken fließt das Wasser öfters wieder durch die Nase aus. Mehrentheils kann man die Geschwulst der Theile schon äußerlich bey diesem Zufalle bemerken, die sich bisweilen ganz bis an die Augen hinauf erstreckt. Sehr selten ist die Krankheit ohne ein starkes Fieber.

Eine

Eine plötzliche Erkältung nach einer starken Erhitzung, oder ein Trunk kaltes Wasser ist mehrentheils die Veranlassung dazu, daß das Geblüt in den zum Schlucken und Athemhohlen bestimmten Theilen stockt, und dadurch die Entzündung und Kehlsucht zuwege bringt.

Unter den Schweinen ist diese Krankheit öfters grassirend und außerordentlich heftig, und reißt manches Jahr eine große Menge davon hin. Die Zunge wird diesen Thieren dabey gemeiniglich ganz blau oder schwarz, und nach dem Tode ist der Körper hin und wieder purpurfarbig gefleckt.

Der Aderlaß darf bey dieser Krankheit nicht unterlassen werden, wenn sie nur von einiger Beträchtlichkeit ist; ja sie muß, wenn die Entzündung nicht nachlassen will, bisweilen selbst einigemahl hintereinander wiederhohlt werden. Dabey dienen täglich ein Paar Klystiere, und innerlich kann man ein Loth gereinigten Salpeter, täglich zwey bis drey Mahl, mit Wasser eingeben. Anstatt der Gurgelwasser, die man bey dem Menschen gegen diese Krankheit zu verordnen pflegt, muß man bey dem Viehe, weil sie da nicht Statt finden, Einspritzungen gebrauchen. Man kann einen Eßlöffel voll zerstoßenen Leinsamen in einem halben Quartiere Wasser kochen, durch ein Tuch gießen, und zu dem abgekochten Wasser eben so viel Milch mischen.

mischen. Alsdann nimmt man eine Spritze, die die gehörige Größe hat, daß sie nicht zu wenig von dem Wasser fasse und auch bis an die kranken Theile reiche, und spritzt öfters des Tages über von diesem Wasser warm gegen den geschwollenen Schlund und Gaumen, in welcher Absicht es gut ist, wenn die Spritze vorn an der Oeffnung einen Knopf mit mehrern Löchern hat, damit sich das Wasser desto besser nach allen Seiten ausbreite. Der Kopf muß dem Thiere dabey nicht in die Höhe, sondern nur geradeaus gehalten werden, so wird das Wasser wieder zum Maule ausfließen.

Wenn die Geschwulst auch äußerlich am Halse sichtbar seyn sollte, so kann man einen erweichenden Umschlag aus Leinsamen, Pappelkraute und Kamillen mit Wasser kochen, und ihn öfters am Tage warm über die geschwollenen Theile umschlagen. Sollte sich darnach Eyter in der Geschwulst erzeugen und sich der Schaden auf der Haut zur Oeffnung anschicken, so kann man ihn behutsam öffnen, und alsdann desto eher die gänzliche Heilung von der Krankheit selbst erwarten.

Eine heftige Bräune, die 1762 unter dem Viehe in einigen Provinzen Frankreichs gewüthet hat, beschreibt Herr Bourgelat ausführlich in seinen Anmerkungen über Barberets Werk, auf der 97 und folg. Seite.

Der

Der Husten und Dampf.

Der Husten (la toux) besteht in einer schnellen und heftigen Zusammenziehung der Lunge und der Brust, vermittelst welcher die Luft plötzlich und mit Gewalt ausgestoßen wird. Meistentheils ist ein zäher Schleim, scharfe Säfte, oder sonst etwas Widernatürliches, das sich in der Lunge oder in der Luftröhre befindet, die Ursache davon, indem es die Lungen zu dieser gewaltsamen Zusammenziehung reitzt.

Der Husten kann also entstehen, wenn von der Druse, der Strenge, oder einer ähnlichen Krankheit noch etwas in den Lungen zurückbleibt, wenn die Lungen in Vereyterung übergehen, wenn nach einer Erkältung, oder aus andern Ursachen die Säfte in den feinen Gefäßen der Lunge stocken. Nach der größern oder geringern Menge und Schärfe der stockenden Materie, kann der Husten heftiger oder gelinder, und entweder mit oder ohne einen Auswurf der Materie seyn.

Die Arzneyen, die man gegen den Husten verordnet, müssen die in den Lungen stockende Materie auflösen und ausführen. Die damit öfters verbundene Krankheit, z. B. Entzündung in diesen oder jenen Theilen, erfordert ihre eigene Hülfsmittel, sonst aber wird der Auswurf der stockenden Materie durch diejenigen

Mittel

Mittel befördert, welche man gemeiniglich Brustmittel nennt. Der Honig ist ein wirksames Mittel dieser Art, den man in den meisten Fällen nur mit einigen erwärmenden Arzneyen vermischen darf, um den Husten zu heben. Man kann z. B. die Lattwerge N. 29 gebrauchen, und auch unter das Wasser zum Trinken, welches immer laulich seyn muß, Honig genug mischen. Dieß ist insbesondere bey einem trocknen Husten gut, bey dem das Thier nicht auswirft. Erfordert die größere Zähigkeit der Säfte, welche den Husten verursachen, noch stärkere Mittel, so kann man sich insbesondere den ausgepreßten Saft von weißen Zwiebeln empfohlen seyn lassen, den man mit Honig zusammen kochen kann.

Ein Husten, der zugleich mit einem beschwerlichen Athemhohlen verknüpft ist, wird gemeiniglich bey dem Pferde der Dampf, die Dämpfigkeit, Herzschlächtigkeit, Haarschlächtigkeit oder Hartschlächtigkeit (la pouſſe, courbature) genannt. Der Athem ist dabey kurz, man hört das Pferd Athem hohlen, und wenn es sich bewegt oder arbeitet, so empfindet es so viel Beschwerde davon, daß es beynahe ersticken möchte. Das Athemhohlen ist auch bey dieser Krankheit unterbrochen das Thier athmet ein, noch ehe es die Luft ganz wieder ausgestoßen hat. Der Husten ist nicht

immer

immer in einem gleich hohen Grade mit der Dämpfigkeit verbunden; ein Pferd kann sehr dämpfig seyn und äußerst beschwerlich Athem hohlen, und dennoch wenig oder gar nicht husten. Oefters bemerkt man bey dem Dampfe die vorher bey einer andern Gelegenheit beschriebene Schnur.

Der Dampf rührt gewöhnlicher Weise von einer Verschleimung her, welche sich in den Lungen angesammelt hat. Diese kann durch eine bloße Vollblütigkeit, durch eine feuchte Luft, durch eine Erkältung, oder durch schlechte Nahrungsmittel verursacht werden. Pferde aus den wärmern Ländern werden vorzüglich leicht dämpfig, wenn sie in kältere Gegenden gebracht werden. Auch altes, verdorbenes oder staubiges Heu macht die Pferde dämpfig. Aeltere Pferde bekommen diese Krankheit leichter als die jüngern. Herr de Garsault versichert aus langer Erfahrung gewiß zu seyn, daß die Dämpfigkeit nicht unter die Erbkrankheiten gehöre, wie viele behaupten.

Man muß einem dämpfigen Pferde vorzüglich gutes Futter geben, das von allem Staube sorgfältig gereinigt worden. Das Heu, das ja nicht verdorben seyn darf, kann man zur Hälfte mit Stroh vermischen; grünes Futter ist mehr ab, als anzurathen, da es die Säfte vielleicht noch mehr verschleimt. Der Stall, worin ein

dämpfi-

dämpfiges Pferd steht, muß ja nicht zu kalt und luftig, noch weniger aber feucht seyn; und überhaupt muß man das Pferd sorgfältig vor allen Erkältungen und dem kalten Trinken in Acht nehmen. Unter das Wasser zum Trinken mischt man ordentliches gewöhnliches Honig, oder das mit Meerzwiebelessig zubereitete (Oxymel squilliticum).

Die Lattwerge N. 29., drey Mahl des Tages zur Größe eines kleinen Hühnereyes gegeben, wird von vorzüglich guter Wirkung zur Heilung des Dampfes seyn; sollte aber die Krankheit sehr heftig seyn, so kann man Ein Pfund ausgepreßten Zwiebelsaft mit dem Honige abkochen, den man zur Verfertigung dieser Lattwerge nimmt. Bey großer Vollblütigkeit ist auch ein Aderlaß gut. Purgirmittel sind nicht bey dem Dampfe anzurathen, hingegen ist der öftere Gebrauch gelinder Klystiere sehr dienlich.

Bisweilen rührt auch der Husten oder der Dampf nicht sowohl von einem in den Werkzeugen des Athemhohlens stockenden Schleime her, als vielmehr von einem Krampfe, der diese Theile befallen hat. Alsdann helfen die eben empfohlenen Mittel nichts, und man muß vielmehr zur Aderlaß und zum Salpeter seine Zuflucht nehmen.

Entzündung der Lunge und der benachbarten Theile der Brust.

Die Entzündung der Lunge und der Brustmuskeln (la pleurésie, peripneumonie) ist eine von den gefährlichsten Krankheiten des Viehes; sie gehört unter die eine kürzere Zeit dauernden Krankheiten, und wird von dem größten Haufen der Viehärzte gemeiniglich verkannt. Von einigen Pferdeärzten wird sie bey dem Pferde mit dem Nahmen der Hartschlächtigkeit besonders belegt. Oefters wird sie den Thieren nur deßwegen tödtlich, weil man ihre Gegenwart nicht bey Zeiten wahrgenommen hat. In der Grafschaft Burgund ist sie unter dem Rindviehe sehr gewöhnlich.

Eine übermäßige Erhitzung und eine unmittelbar darauf folgende Erkältung ist fast immer die hervorbringende Ursache derselben. Das höchst unsinnige Verfahren einiger Leute mit den Pferden, diese Thiere in einen außerordentlichen Schweiß zu setzen, kann sehr leicht Anlaß dazu geben.

Diese Krankheit ist jederzeit mit einem starken Fieber verbunden; der Puls ist hart und geschwind, das Maul trocken, die Augen glänzend und roth, das Thier hohlt geschwind und ängstlich Athem und schlägt mit dem Bauche, es verräth dabey den großen Schmerz, den es in

in der Brust empfindet, ziemlich deutlich. Der Harn ist roth und klar, der Mist trocken. Das Pferd legt sich bey dieser Krankheit gar nicht nieder.

Schleunige Hülfe muß man bey der Entzündung in der Brust verschaffen, oder man wird gar keine zu schaffen im Stande seyn. Man muß sogleich an beiden Lungenadern Blut lassen, und zwar ziemlich reichlich; ja man muß sogar den Aderlaß noch öfter wiederhohlen, wenn der erste nicht genug hilft. Das aus der Ader fließende Blut wird dann dicke und schwarz seyn, und nachher, wenn es kalt wird und gestanden hat, eine dicke weiße und zähe Rinde bekommen.

Man gibt gleich nach dem ersten Aderlasse das Klystier N. 13., und wiederhohlt den Gebrauch desselben hernach alle Tage drey Mahl. Alle vier Stunden gibt man innerlich ein Loth Salpeter, in Wasser zerlassen, ein, und so bald wie möglich, setzt man auf jede Seite der Brust ein Haarseil, das man durch etwas in die Wunde gestreuetes spanisches Fliegenpulver um desto geschwinder zur Vereyterung bringt. Unter den Trank wird Honigessig (Oxymel simplex) gemischt. Das Futter muß wie sonst bey einem schweren Fieber seyn, sparsam, aber gut und leicht zu verdauen; das Thier muß in einem warmen Stalle stehen und eine starke Streu haben.

Die Entzündung der Lungen und der benachbarten Theile der Brust endigt sich entweder mit der völligen Wiederstellung des Thieres — und dann muß man noch eine Zeitlang das Thier in Ansehung des Futters behutsam warten, und es insbesondere vor Erhitzung und schleuniger Erkältung in Acht nehmen — oder es erfolgt in kurzer Zeit der Tod, oder es entsteht auch eine Vereyterung der Lungen und die Lungensucht darnach.

Die Lungensucht oder Lungenfäule.

Die Lungensucht (la phthisie) ist ein langsames, auszehrendes Fieber, das mit einer Vereyterung der Lungen verbunden ist. Der fieberhafte, aber dabey nicht heftige Puls und der trockene bräunliche Mist verräth das Fieber, bey welchem das Thier immer mehr vom Körper abzehrt und an Kräften abnimmt. Die Ohren sind bey dieser Krankheit ganz welk, das Thier hustet, und wirft eine übelriechende, öfters blutige Materie aus, es hohlt dabey ganz kurz Athem. Die Haut liegt fest auf dem Leibe an, und die Haare sind aufgebürstet und verfärbt, die Augen sind traurig; nimmt die Krankheit noch mehr Ueberhand, und nähert sie sich dem Ende, so kömmt ein Durchlauf hinzu, das Thier bekömmt geschwollene Füße und stirbt.

Die

Die Vereyterung der Lungen entsteht zwar aus einer vorgängigen Entzündung derselben; allein ein Thier kann auch die wahre Lungensucht bekommen und daran sterben, ohne die vorher beschriebene hitzige Krankheit gehabt zu haben. Eine Strenge oder eine Dämpfigkeit, denen man nicht zu rechter Zeit die gehörigen Mittel entgegen gesetzt hat, kann endlich in eine wahre Vereyterung der Lungen übergehen.

Es ist eben nicht viel gegen die Lungensucht auszurichten, zumahl wenn es schon etwas weit damit gekommen ist. Ein Paar starkziehende Haarseile auf der Brust gehören vielleicht noch unter die wirksamsten Mittel dagegen. Innerlich kann man alle Tage einige Quartiere von einem abgekochten Tranke von Klettenwurzeln und Huflattigblättern mit Honig vermischt eingeben.

Wenn man noch kein Fieber bey dieser Krankheit verspürt, wenn der Auswurf mehr schleimig als eyterig ist, und das Vieh noch hinlängliche Kräfte hat, so kann man einen Versuch zur Heilung machen, die in diesem Falle durch folgende Mittel sehr oft glücklich gelungen ist, wie Hr. von Willburg versichert. Man soll täglich drey Mahl einen guten Eßlöffel voll von folgender Lattwerge mit Wasser verdünnt eingeben: Man nehme Alant und Veilwurzel, von jedem vier Loth, gemeines Gummi und Milchzucker, von jedem zwey Loth,

Judenpech ein Loth, mache alles zu Pulver, und mische dann so viel reinen Honig dazu, daß es eine Lattwerge gibt. Auf diese Medicin gibt man jedesmahl einen Schoppen von folgendem Getränke zu saufen: Man nimmt ein Pfund Waizenkleye und vier Eßlöffel voll Honig, kocht beides eine halbe Stunde lang mit sechs Maß Wasser. Nebst diesem braucht man täglich ein Mahl folgenden Dampf: Man nehme getrocknete Hollunderblüthen und Johanneskraut, von jedem eine kleine Handvoll, dann Terpentinöl zwey Loth, gieße ein Maß siedheißes Wasser darauf, und lasse den aufsteigenden Dampf ins Maul und Nase des Thieres gehen; welches um so besser angeht, wenn man den Kopf des Viehes mit einem Tuche bedeckt. Dieses Gemisch wird nicht täglich erneuert, sondern man erwärmt es nur mit einem glühenden Stein, den man hinein wirft; wenn es aber acht Tage so gebraucht worden, müssen die Species alsdann erneuert werden. Die Lattwerge hatte sichtbar bessern Erfolg, wenn Judenpech zugesetzt war. Um den Milchzucker zu verfertigen, kocht man zwey Maß Molke von süßer Kuhmilch in einer Pfanne bey gelindem Feuer so lange, bis alle Feuchtigkeit davon gänzlich abgeräuchert, und die rückständige Masse in einer gelbbraunen Gestalt ganz trocken erscheint, welches der Milchzucker ist.

Sieben-

Siebenter Abschnitt.

Von den Krankheiten der Werkzeuge der Verdauung.

Die Freßkrankheit.

Die Freßkrankheit oder der Hundshunger (la faim canine) besteht in einer unmäßigen Begierde zu einer größern Menge Speisen, als zur Unterhaltung des Lebens und zur Ernährung des Körpers erfordert wird. Selten geschieht es, daß das Thier dabey sein Futter bald, nachdem es dasselbe zu sich genommen hat, unverdauet wieder durch den Mastdarm von sich gibt.

Die Ursachen dieses übermäßigen Hungers können in einer zu großen Schärfe desjenigen Saftes liegen, welcher in dem Magen abgesondert wird und die Verdauung der Speisen befördert. Ist dieser Saft zu scharf, so geschieht nicht allein die Verdauung sehr bald, sondern der Saft reißt auch die Häute des Magens nach der Verdauung zu sehr, und so entsteht der Hundshunger gleich wieder. Aber auch Würmer in dem Magen, die aus dem Futter des Thieres ihre Nahrung ziehen und den Ma-

gen selbst anfressen, können den Hundshunger verursachen.

Wenn der Trieb zum Fressen nicht gar zu groß ist, und das Thier sich im Uebrigen wohl dabey befindet und zunimmt, so ist der Zustand eben nicht als eine Krankheit anzusehen und erfordert keine Arzneyen. Man lasse nur dabey das Thier auch hinlänglich arbeiten. Wenn es aber bey dem übermäßigen Hunger dennoch abnimmt und matt wird, so ist es an dem eigentlichen Hundshunger krank und man muß dem Fehler Einhalt zu thun suchen.

Finden sich die Kennzeichen von Würmern bey dem Hundshunger, so muß man die diesen entgegengesetzten Mittel dagegen gebrauchen. Ist aber die gar zu große Schärfe des Magensaftes vielmehr als die Ursache der Krankheit anzusehen, so muß man diese durch erdichte Dinge und Stahlarzneyen zu heben suchen, die man mit Magenarzneyen versetzen kann, um dem Magen seine ordentliche Stärke zur Verdauung wieder zu geben. Man kann z. B. von den Pulvern N. 39. Morgens und Abends jedesmahl Eins mit einem Glase Wasser eingeben. Es ist auch gar nicht undienlich, ein Purgirmittel, z. B. das N. 40., bey der Freßkrankheit zu geben, um die im Magen vorhandene Schärfe abzuführen.

Die

Die unterdrückte Luſt zum Futter.

Das Vieh kann aus vielerley Urſachen die Luſt zum Freſſen verlieren, oder, wie man es nennt, aufſtößig werden, wovon eine jede ihre eigenen Arzneymittel erfordert. Das wiederkäuende Vieh hört auch alsdann auf wiederzukäuen, und man ſagt von ihm, es habe den Indrunk verloren.

Ein Fehler an den Theilen des Maules kann den Thieren das Zerkauen oder das Niederſchlucken der Speiſe beſchwerlich und ſchmerzhaft machen und es folglich am Freſſen verhindern. In dieſem Falle wird man bemerken, daß ſich das Thier öfters zum Freſſen begibt, aber gleich beym Anfange die Speiſe liegen läßt. So bald man dieſes wahrnimmt, muß man alle Theile des Maules ſorgfältig unterſuchen, um den Fehler zu entdecken, der das Thier am Freſſen hindert, und ihm abzuhelfen ſuchen.

Wenn die Speicheldrüſen oder ihre Gänge verſtopft oder verſchleimt ſind, und nicht die gehörige Menge Speichel dem Munde zuführen, ſo hat das Thier ebenfalls wenig Begierde zum Futter. Man wird dieſen Umſtand an einer Trockniß des Mundes erkennen, und dagegen ſpeichelerweckende Arzneyen gebrauchen. Man kann z. B. zerſtoßenen Galgant, oder Bertramwurzel, oder Teufelsdreck mit etwas Salz

in ein leinenes Tuch binden, und es dem Pferde, an einer Trense befestigt, ins Maul geben, oder man kann auch nur ein Stück grünes Weidenholz dem Viehe ins Maul bringen und um den Kopfe fest binden, damit es daran kaue. Man sehe meinen theoretischen Unterricht in der Vieharzneykunst, auf der 345. und folg. Seite.

Es kann auch der Mangel des Magensaftes, der die Thiere sonst zum Futter reitzt, oder Schleim, der sich in dem Magen angesammelt hat, die Ursache dieses Fehlers seyn. Den erstern Fehler sucht man wieder durch magenstärkende Arzneyen, z. B. N. 41. zu verbessern, und wenn sich der Schleim zu sehr in dem Magen angehäuft hat, so muß man ihn erst aufzulösen und dann abzuführen bemühet seyn. Das erstere geschieht durch ein loth Wermuthsalz (sal ablinthii), das man Morgens und Abends mit Wasser eingibt; in der letztern Absicht kann man ein gelindes Purgiermittel geben, nachdem man das Wermuthsalz etwa acht Tage lang gebraucht hat, z. B. das N. 40. früh Morgens mit Wasser eingeben. Man beobachte aber dabey die Vorsicht, die bey der Verordnung der Purgiermittel in dem theoretischen Unterricht in der Vieharzneykunst 307. S. gelehrt worden ist.

Oefters

Oefters gebraucht man gegen die Auflöſſigkeit des Viehes auch Schwefel und rohes Spiesglanz, von jedem ein Loth. Wenn man dem Viehe fleißig Salz zu lecken gibt, ſo verhütet man auch, daß es die Luſt zum Freſſen nicht leicht verliert und auch gut verdauet; und Luſt zum Futter und gute Verdauung ſind faſt immer mit einander verbunden, ſo wie im Gegentheil niedergeſchlagener Appetit und ſchwache Verdauungskräfte auch meiſtens bey einander ſind.

Nach einer außerordentlich ſchweren Arbeit verlieren die Pferde oder Zugochſen auch die Luſt zum Futter, aber dann darf man ihnen keines der angezeigten Mittel eingeben, ſondern ſie nur ausruhen und ſich von ſelbſt wieder erhohlen laſſen.

In dem erſten Magen oder dem Panzen des wiederkauenden Viehes finden ſich bisweilen Haarkugeln, die manchmahl von anſehnlicher Größe ſind. Sie ballen ſich in dem Magen aus den Haaren, die das Vieh mit der ſcharfen Zunge einander ableckt und aus andern Materien zuſammen; wenn ſie ſehr groß ſind, ſo können ſie auch die Verdauung und folglich auch die Luſt zum Freſſen verhindern. Sie laſſen ſich nicht auflöſen; Purganzen können etwas helfen. Wenn man die Stellen, welche das Vieh gewöhnlich

lecket,

leckt, mit bittern Mitteln bestreicht, auch die Thiere oft striegelt, kann man diesem Uebel vorbauen.

Bisweilen ist der Mangel an Appetit nur ein Vorbote einer nächst bevorstehenden Krankheit, auf deren übrige sich nach und nach einfindende Kennzeichen man wohl zu merken hat, damit man nicht durch den übereilten Gebrauch unrechter Mittel schade.

Die Cardialgie, Magenkrampf, Magenweh.

Unter diesem Namen, der den wenigsten Viehärzten bekannt seyn wird, muß ich von einer Krankheit handeln, der sie bey dem Pferde den sonderbaren Nahmen der Geschwulst am Herzen (l'anticoeur, l'avant-coeur) geben, und von der sie sich auch ganz unrechte Begriffe machen. Es sollen sich ihrer Meynung nach allerhand, ich weiß nicht, was für Säfte im Herzbeutel ansammeln, und äußerlich auf der Brust eine Geschwulst verursachen. Dieses sowohl, als die Heilungsart, welche unsere Schriftsteller dagegen verordnen, und die darin besteht, daß vorn auf der Brust ein künstliches Geschwür erweckt werden soll, muß einem jeden, der sich mit der Einrichtung des thierischen Körpers ordentlich

ordentlich bekannt gemacht hat und die Vieharzneykunst auf eine vernünftige Weise treibt, höchst sonderbar und unbegreiflich vorkommen. Ich muß hierin vielmehr dem denkenden und erfahrungsvollen Herrn von Sind folgen, welcher in seinem Unterrichte in den Wissenschaften eines Stallmeisters 303. S. an die Stelle dieser vorgeblichen Geschwulst am Herzen die Cardialgie setzt; eine Krankheit, die aber weder im Herzen noch auch vorn an der Brust ihren wahren Sitz hat.

Indessen will ich eben nicht behaupten, daß alle und jede Schriftsteller unter dem Nahmen der Geschwulst am Herzen diese Cardialgie beschrieben haben. Vielleicht haben einige auch andere Krankheiten, die sie nicht recht erkannten, z. B. eine Brustwassersucht, oder eine Wassersucht des Herzbeutels, gegen die nun wohl eben nicht viel auszurichten steht, vielleicht auch wohl eine Entzündung in den Lungen oder dem Innern der Brust mit diesem Namen belegt; und in diesem letztern Falle wäre es dienlich, ein Haarseil vorn an der Brust zu setzen, wie man gemeiniglich in den Pferdarzneybüchern gegen die Geschwulst am Herzen verordnet findet.

Die Cardialgie besteht in einem heftigen Schmerzen, den das Thier an der vordern Mündung des Magens erleidet. Weil die Mün-

Mündung des Magens nahe hinter dem Herzen liegt, und das Thier durch die ihm gewöhnlichen Zeichen zu erkennen gibt, daß es daselbst Schmerzen empfinde, so hat man sich vielleicht deßwegen überredet, daß das Herz selbst bey dieser Krankheit leide. Außer diesen Merkmahlen des Schmerzens in der Gegend, wo sich das Brustbein endigt, ist das Thier bey dieser Krankheit ungemein traurig und matt, und fällt auch wohl in Ohnmachten nieder; das Athemhohlen geschieht mit Beschwerden, die Ohren und die Nase sind ihm kalt und der übrige ganze Körper bricht in einen kalten Angstschweiß aus. Bisweilen wirft sich auch das Thier vor Schmerzen ganz unsinnig nieder.

Die Ursachen dieser Krankheit können allerhand scharfe Körper seyn, die dem Thiere mit der Speise in den Magen gelangt sind, Glas, Nadeln, oder auch Gift, das mit dem Futter vermengt gewesen ist; ja auch die Würmer in dem Magen können dieses Uebel hervorbringen. So gehören auch verhaltene Winde und Verstopfungen, und die Schärfe einer in dem Magen ausgegossenen Galle unter die hervorbringenden Ursachen der Cardialgie; desgleichen Erkältung des Magens durch kalten Trank bey Erhitzung, durch zu starke Dosen des Salpeters, den man vorher nicht aufgelöset hat.

Nach-

Nachdem die Krankheit mehr oder weniger heftig und anhaltend, und nachdem sie aus diesen oder jenen Ursachen entstanden ist, nachdem ist sie auch mehr oder weniger gefährlich. Wenn sich schon ein starkes Fieber dazu gesellt hat, so ist sie am bedenklichsten.

Der Arzt muß wohl untersuchen, aus was für Ursachen die Cardialgie entstanden ist und darnach seine Hülfsmittel einrichten. Als allgemeine Mittel, die jederzeit dabey dienlich seyn werden, empfehle ich vornehmlich nicht zu sparsam gegebene gelinde Klystiere, z. B. das N. 1. oder N. 13. und wenn die Krankheit sehr heftig ist, ein Aderlaß; und einen Aufguß von Kamillen häufig lauwarm gegeben.

Hat man Grund zu vermuthen, daß das Thier Gift bekommen habe, so muß man die dagegen dienenden Arzneyen gebrauchen; oder Wurmarzneyen, wenn man aus den vorhandenen Umständen schließt, daß die Ursache der Krankheit in Würmern bestehe. Verhaltene Winde, die man am öftern Knurren im Leibe und am Aufstoßen erkennt, erfordern windtreibende Mittel, z. B. N. 41.

Wenn man dem Miste rohe Galle oder andere scharfe Säfte beygemischt findet, so muß man dagegen erdichte, die Schärfe in sich nehmende Arzneyen verordnen, z. B. präparirte

rirte Austerschaalen zu einem Lothe täglich drey Mahl, denen man auch ein Loth Salpeter zusetzen kann.

Während der ganzen Krankheit und auch noch die erste Zeit nach der Heilung derselben muß das Thier im Futter sparsam gehalten und wohl gewartet werden.

Wenn ein Thier sehr gefräßig ist und zumahl eine Zeitlang das Futter hat entbehren müssen; oder wenn die Leute aus Faulheit dem Viehe auf Ein Mahl das Futter geben, das es auf mehrere Mahle hätte bekommen müssen, so überladet es sich auch wohl den Magen, wodurch die Verdauung verhindert, und dem Thiere allerley Beschwerden zugezogen werden.

Das schwere und fette Rindvieh ist diesem Zufalle vorzüglich ausgesetzt, wenn es zu viel gefressen hat, insbesondere grünes, fettes und geiles Futter, frischen rothen Klee, zumahl wenn es bald darauf säuft, junges grünes Getreide, oder auch wenn es zu früh auf die noch vom Thaue nasse Weide geführt worden.

Das Thier erleidet in diesem Fall große Beängstigungen und steht wie dumm, das Athemhohlen leidet, es bricht ein kalter Schweiß aus und der Leib schwillt wohl gar gewaltig auf; daher es auch das Aufblähen genennt wird. Der Tod kann sogar plötzlich auf diese Ueberladung des Magens erfolgen.

Bey

Bey dem Pferde nennt man diesen Zufall irriger Weise die Freßrähe; mit der eigentlichen Rähe hat er gar nichts gemein.

Da die Brechmittel nicht gebraucht werden können, den Magen leer zu machen, so müssen häufige Klystiere machen, daß die übermäßige Menge Futter desto eher in die Gedärme übergeht. Schweres Rindvieh umwindet man in einigen Gegenden, wenn es aufläuft, mit langen Tüchern. Bisweilen ist es nöthig, um dem Thiere schnelle Hülfe zu schaffen, den Mist mit der Hand aus dem Mastdarme hohlen zu lassen, wobey viele Winde abzugehen pflegen und das Thier sogleich Linderung bekömmt.

Im Fuldischen wird bey dem Aufblähen des Rindviehs durch ungeschickte Kleefütterung folgendes Mittel mit größrem Nutzen gebraucht: Nimm ein Quentchen Agleisamen (Semen aquilegiae), stoße solchen und mische ihn unter frische Butter, dann ein Stück Brot, laß zwanzig bis dreyßig Tropfen Steinöl darauf fallen, streiche hernach die mit dem Samen vermischte Butter auf dieses Brot, und stecke es dem aufgeblähten Thiere ein.

Damit Jedermann diesen nützlichen Samen genau kennen lernt, und sich solchen ziehen kann, will ich hier solchen beschreiben

und angeben, wie er muß gezogen werden. Linne' hat vier Arten der Aglei beschrieben; hier ist die Rede von der gemeinen Art, welche auch Glockenblume heißt, mit gekümmten Honigbehältnissen; die Blumen sind glockenförmig, bald einfach, bald gefüllt, bald weiß, bald veilchenblau, bald blau, bald roth, auf allerley Art; man ziehet sie am besten aus dem Samen, der im August oder September reift, klein ist, und schwarz glänzend aussieht. Den zeitig gewonnenen Samen säet man im Herbste auf ein kleines Beet; im Frühjahre kann man die Pflanzen als Gartenzierde versetzen. Die Blume ist sehr honigreich und bey der Bienenzucht vortrefflich.

Herr Hofr. Jung empfiehlet S. 50. folgendes Mittel, wovon er augenblickliche Wirkung gesehen hat: Man schütte dem aufgebläheten Thiere ein Horn voll oder einen halben Schoppen recht starker durch ein Tuch geseichter Mistpfütze ein. Oder man zerlasse drey bis vier Löffel voll Schweineschmalz in einem halben Maß heißen Wassers, gebe dann alles zusammen laulich warm ein. Dieses Mittel braucht Hr. Geheimerath von Nimpsch mit dem besten Erfolge, und es hat ihm noch nie fehlgeschlagen. Die Mistpfütze reißt im höchsten Grade zur Ausleerung, und das letztere Mittel lindert die Krämpfe, beide wirken also auf ganz verschiedene Weise.

Zugleich

Zugleich muß man den Bauch auf allen Seiten mit einem Strohwisch reiben und streichen. Nachdem die Arzneyen eingegeben sind, führt man das Vieh im Anfange ganz langsam herum, nach und nach aber etwas hurtiger, und endlich in einem starken Trab. Wenn das erste Klystier nicht in einer halben Stunde Oeffnung schafft, muß dann gleich das zweyte beygebracht werden. Das wichtigste bey der ganzen Sache ist, daß man die innerlichen Mittel so schnell als möglich anzuwenden sucht, und falls sie nicht bald helfen, nimmt man den Bauchstich vor, welcher am allersichersten hilft.

Nach der Vorschrift der erfahrensten Männer hat man zu diesem Behuf ein Hand langes und einen kleinen Finger breites glattes, vorne zweyschneidiges, spitzes Stilet, welches in einer eisernen Scheide steckt, durch welche es vorn an der Spitze einen Zoll breit hervorragt. Die Scheide ist gegen die Spitze so abgeschliffen, daß sie ohne Mühe mit dem Stilet in den Leib hinein dringt; oben hat die Scheide einen Finger breiten Rand, mit welchem sie auf der Haut anliegt, wenn sie im Leibe steckt; übrigens ist sie allenthalben voll Löcher. Etwa zwey gute Hände vom Rückgrathe, so daß man ja nicht die Nieren verletzen könne, und eine Hand breit von dem

Hüftbeine, auf der linken Seite, in der sogenannten Hungergrube, setzt man das Stilet mit seiner Scheide senkrecht auf den aufgeblähten Bauch, stößt es in denselben ganz hinein, bis an den Rand der Scheide; diese läßt man alsdann stecken, das Stilet zieht man heraus. Durch die Scheide fährt nun die Luft heraus; man läßt sie also stecken, bis der Leib wieder ganz eingefallen, und die verschlossene Luft ganz heraus ist. Um die Wunde braucht man sich weiter nicht zu bekümmern; es ist genug, wenn man fleißig klystirt, acht Tage lang eine gute Diät hält, und falls man etwa eine Entzündung befürchtete, zur Ader läßt und Salpeter eingibt.

Die Gifte.

Ich habe schon in meinem theoretischen Unterrichte in der Vieharzneykunst S. 474. etwas von den Giften und dem Verfahren mit einem Thiere gesagt, das Gift bekommen hat; hier erfordert es die Absicht meines Buches, mich noch etwas umständlicher darüber auszulassen.

Es geschieht bisweilen, daß etwas Ratzenpulver, womit man Mäuse und Ratzen hat tödten wollen, durch einen Zufall unter das Futter oder in die Krippe des Viehes geräth; und

und so in den Magen desselben gelangt. Meistentheils bemerkt man es zu spät, wenn keine Zeit mehr zur Hülfe da ist, an der Angst und den Schmerzen, die das Thier erleidet, an dem Aufschwellen des Körpers, dem Flankenschlagen und den Zuckungen, die sich darauf bey dem Viehe einfinden. Sieht man aber früh genug, was geschehen ist; so gießt man dem größern Vieh sogleich zwey Pfund, dem kleinern ein halbes Pfund Baumöl ein, und gebraucht immer fort Klystiere aus halb Milch und halb Oel mit etwas Salz.

Unter den schädlichen Kräutern ist meistens das eine der einen Art Vieh, das andere einer andern Art ein Gift. Folgende sind die bey uns gewöhnlichen Arten von giftigen Kräutern, die das Vieh bisweilen fressen kann; verschiedene andere giftige Pflanzen rührt das Vieh niemahls an. Diejenigen meiner Leser, welche Botanik verstehen, werden diese Kräuter am besten nach den linneischen Nahmen kennen; die übrigen müssen sich dieselben von Jemanden zeigen lassen.

1) *Pinguicula vulgaris* soll den Schafen schädlich seyn. Sie wächst im moorichten Gegenden.

2) *Myosotis Scorpioides*, wenn sie an Gewässern oder an feuchten Stellen wächst, ist

sie den Schafen ein Gift; die im Trocknen aufgeschossene fressen die Schafe gar nicht.

3) *Phellandrium aquaticum*. Es wächst in Sümpfen, Graben und Teichen und ist dem Pferde ein starkes Gift, insbesondere, wie man sagt, wenn es trocken ist. Dieses Thier soll nach dem Genusse desselben wie vom Schlage gerührt werden. Linne behauptet, daß diese üble Wirkung von einem gewissen Insecte (Curculio Phellandrii) herrühre, das in den Stengeln dieser Pflanze wohnt. Dem Rindviehe schadet dieß Kraut nicht.

4) *Cicuta virosa* wächst ebenfalls auf feuchtem Boden und an den Ufern der Gewässer. Dem Rindviehe und den Schafen ist sie ein Gift, die Ziegen fressen sie ohne Schaden.

5) *Drosera*, ein Geschlecht, das in moorichten Gegenden wächst und den Schafen schädlich seyn soll.

6) *Anthericum ossifragum*. Dieses Kraut, welches in sumpfigem Boden wächst, soll den Schafen und dem Rindviehe, die es fressen, die Knochen erweichen.

7) *Juncus pilosus*, soll den Schafen schaden.

8) *Andromeda polifolia* ebenfalls.

9) *Aco-*

9) *Aconitum Napellus* ist dem Rindviehe, Schafen, Ziegen und Schweinen ein Gift. Die Pferde fressen es nicht frisch, wohl aber getrocknet, und dann schadet es ihnen nicht.

10) *Anemone nemorosa* wächst auf schattigen Wiesen und verursacht dem Rindviehe und den Schafen, die es fressen, die Ruhr.

11) *Ranunculus Flammula* ein scharfes und den Schafen, so wie auch anderem Viehe schädliches Gewächs.

12) *Mercurialis perennis* ein Gift für die Schafe.

13) *Equisetum*, das Geschlecht des Schafthenes; alle Arten davon, vornehmlich die, welche an feuchten Orten wachsen, sind den Schafen schädlich und machen, daß sie verwerfen. Auch dem Rindviehe schadet das *Equisetum aruense:* das *fluuiatile* getrocknet soll ihm hingegen nicht schädlich seyn, sondern vielmehr den Kühen die Milch vermehren. Das Pferd frißt einige Arten aus diesem Geschlechte gern.

In den wenigsten Fällen, wenn ein Stück Vieh eine solche giftige Pflanze gefressen hat, wird man wissen, was für eine es gewesen ist, und man wird also auch nicht ein gewisses Gegengift ihr entgegen setzen können. Indessen

ist es nützlich, diese Gifte zu kennen, damit man um desto eher im Stande sey zu verhüten, daß das Vieh nicht davon fresse.

Hühnermist ist kein Gift für Pferde, wie Manche glauben; er kann höchstens etwas Leibwehe und Durchfall verursachen, wogegen Klystiere und Laxirmittel hinlänglich sind. Daß verschluckte Federn dem Pferde nicht schaden, wie man gemeiniglich sich einbildet, das habe ich schon aus Versuchen in meinem theoretischen Unterrichte S. 475. bewiesen.

Ein zu heftiges oder einem Thiere in einer zu großen Menge gegebenes Purgiermittel kann mit Recht als eine Art von Gift angesehen werden, und erfordert hier in sofern unsere Aufmerksamkeit. Es erfolgt darauf ein zu starker Abgang des Mistes, Hitze, Beängstigung, Flankenschlagen, Verzuckungen und selbst der Tod. Oefters geht nach einem zu starken Purgiermittel lange nicht so viel Mist ab, als nach dem Gebrauche eines gelindern: es ist ein außerordentlich schädliches Vorurtheil, daß für das Vieh so starke Portionen von Purgiermitteln verschrieben werden müßten, wie die meisten Viehärzte thun; schwächere reinigen die Gedärme mehr und weit sicherer. Was die besten Schriftsteller in unserer Wissenschaft von dem großen Schaden sagen, den die Purgiermittel in dem Körper des Pferdes und anderer

anderer Arten Vieh anrichten, das hat man vornehmlich von zu starken Mitteln dieser Art zu verstehen; denn ordentliche, mäßig wirkende Purgiermittel schaden nicht allein nicht, sondern sie sind auch selbst in der Viehargneykunst unentbehrlich.

Wenn aber ein Thier ein zu starkes Purgirmittel bekommen hat, so muß man nur zu machen suchen, daß es bald wieder fortgeht, und in dieser Absicht öftere erweichende Klystiere geben, nur Wasser, das mit Kamillen abgekocht und mit Oel vermischt ist, alle vier Stunden durch den Mastdarm eingespritzt. Sollten die Gedärme gar zu heftig durch das Purgirmittel angegriffen werden, und zu viel Schleim oder gar Blut mit dem Miste abgehen, so ist es sehr gut, den Klystiren jedesmahl dreyßig bis vierzig Tropfen Laudanum liquidum Sydenhami zuzusetzen. Wenn ein gar zu heftiges Fieber durch das starke Purgirmittel erweckt worden ist, so ist es auch nöthig ein Aderlaß anzustellen, um der sonst zu befürchtenden Entzündung des Magens und der Gedärme zuvorzukommen.

Wenn von ungefähr ein lebendiger Blutigel mit dem Getränke in den Magen gekommen ist, so ist das Beste, was man dagegen geben kann, eine starke Portion Salz in Wasser aufgelöst. Hierdurch wird das Thier ge-

tödtet, und dann kann es durch ein gelindes Purgirmittel ausgetrieben werden.

Wenn ein Stück Vieh von einem giftigen Thiere, einem Scorpione oder einer Viper gestochen worden, so salbt man die Wunde fleißig mit Baumöle, und gibt innerlich ein bis zwey Loth Theriak ein.

Die Würmer.

In dem Magen und den Gedärmen des Viehes finden sich verschiedene Arten von Insecten und Gewürmen, welche daselbst durch ihr Nagen und Bohren dem Viehe Schmerzen verursachen, theils aber auch den für das Vieh bestimmten Nahrungssaft verzehren und zu ihrer Nahrung anwenden.

Man erkennt ihre Gegenwart daran, daß das Thier öfters Bauchschmerzen erleidet, als wenn es die Darmgicht hätte, wobey dennoch Mist und Harn ordentlich abgeht. Es beißt sich hier oder da am Hinterleibe, oder schlägt mit dem Fuße darnach; es wird bey dem besten Futter mager; es ist traurig, sieht immer nach dem Hinterleibe und hat ein rauhes aufgebürstetes Haar. Manchmahl verursachen die Würmer eine ordentliche und heftige Darmgicht, ja bisweilen zernagen sie den Magen und die Gedärme dergestalt, daß starke Entzündungen und

der

der Brand hinzuschlagen, und das Thier davon stirbt. Man kann bisweilen die Würmer in dem Miste des Viehes finden, oder sie im Mastdarme liegen sehen, wenn das Thier ihn öffnet um zu misten, und ihre Gegenwart im Körper auch daran erkennen. Ueberhaupt aber sind die meisten Kennzeichen, woraus man schließt, daß ein Thier Würmer im Leibe habe, ziemlich zweydeutig und ungewiß.

Junge Thiere und solche, deren Gesundheitszustand nicht sehr dauerhaft ist, sind den Würmern weit mehr ausgesetzt, als die ältern und gesündern.

Die besten Mittel gegen die Würmer im Körper sind die Queckſilberarzneyen; versüßtes Queckſilber, mineraliſcher Aethiops, Waſſer, das mit Queckſilber eine Zeitlang gekocht worden, und mehr dergleichen Dinge. Man kann z. B. einem größern Thiere, bey dem man Würmer vermuthet, das Mittel N. 42. geben. Dieſes Pulver wird mit Waſſer zuſammen gerührt und einige Morgen hinter einander dem nüchternen Thiere durch ein Horn eingegoſſen, wobey es ein ſparſames Futter bekömmt. Der mineraliſche Aethiops tödtet die Würmer, und die Aloe führt ſie hernach ab.

Weil ſich die Würmer leicht in dem Körper des jungen Viehes anſammeln, ſo thut man wohl,

wohl, wenn man ihm alle Herbste und Frühlinge drey Tage hinter einander des Morgens ein halbes oder ganzes Loth mineralischen Aethiops eingibt, oder angefeuchtet auf das Futter streuet. Man kann auch bey Zufällen, bey den man die Gegenwart der Würmer vermuthet, ohne davon gewiß zu seyn, die Heilungsart immer mit darauf einrichten, und allen übrigen schicklichen Arzneyen mineralischen Aethiops zusetzen.

Herr Professor Megele zieht den Kaminruß allen andern Wurmmitteln als das wirksamste vor, wie schon oben bey der Räude der Pferde gesagt worden, wo man nachsehen kann, wie solcher verordnet wird. Mehrere Wurmmittel findet man in meinen theoretischen Unterricht S. 316., welche alle sehr wirksam sind; mischt man etliche von solchen zusammen, so hat man eine Arzney, die unfehlbar wirkt, es mag eine Art Würmer in den Thieren seyn, welche es wolle, z. B. wie Kersting solche zusammenmischt, nähmlich sechs Hände voll Rheinfarnkraut, vier Loth Wurmsamen, und sechs Loth mineralischen Mohr werden gepülvert und mit einer hinlänglichen Menge Honig zur Lattwerge gemacht, wovon einem Pferde Morgens und Abends ein Eßlöffel voll auf die Zunge gestrichen wird. Kersting empfiehlt diese Arzney als ein Specifi-

cum

cum gegen alle Arten von Würmern. Er läßt solche zehn bis vierzehn Tage fortgeben, und dann das Pferd mit Pillen laxiren, aus fünf Quentchen Leberaloe und einem Loth Weinsteinrahm mit Honig zu Pillen gemacht.

Es gibt vielerley Arten Würmer bey den Thieren. Die Pferdebremse, *Oestrus haemorrhoidalis*, legt ihre Eyer auf der Weide in den Mastdarm des Pferdes, wenn dieses den Mist von sich gibt, oder wenn sie sonst dazu gelangen kann; aus den Eyern entstehen Würmer, die sich hernach bloß in dem Mastdarme aufhalten, und sich an den Seiten des Darmes, vermittelst der kleinen Stacheln, die sie an allen Abschnitten oder Gelenken des Körpers haben, anhangen, wodurch dem Pferde außerordentliche Schmerzen verursacht werden. Wenn der Wurm ausgewachsen ist, so begibt er sich durch den Hintern heraus und verwandelt sich in eben eine solche Fliege, als die war, welche ihn erzeugte. Klystiere aus purem Baum- oder Leinöl, oder aus Wasser, worin Queckſilber gekocht worden, sind in diesem Falle nützlich. In den Magen und Gedärmen der Thiere halten sich verschiedene Arten von Würmern auf, worauf man bey der Cur eben nicht zu achten hat; doch erreicht man seine Absicht um so gewisser, wenn man einige Wurmmittel zusammenmischt, wie schon vorhin angemerkt worden.

Auch

Auch außer den Gedärmen finden sich einige Würmer in dem Innern des Körpers bey dem Viehe. Dergleichen sind:

Oestrus nasalis, eine Bremse, die durch die Nase des Pferdes kriecht und ihre Eyer in den Rachen dieses Thieres legt, woraus hernach die Würmer auskommen, die sich daselbst bisweilen finden. Man kann, um sie zu vertreiben, das Maul und den Rachen mit Salz auswaschen.

Oestrus ouis, Schafbremse. Sie legt ihre Eyer auf eben die Art in die Nase der Schafe und Ziegen, und die daraus entstehenden Würmer plagen dann diese Thiere sehr. Die Spinnfliege legt ihre Eyer in die weiche Hirndecke der Lämmer, und die daraus entstehenden Würmer verursachen das Drehen, wovon schon oben geredet worden.

Fasciola hepatica, die Egel, ein gelblich grauer Wurm, der die Gallengefäße der Leber in den Schafen, dem Rindviehe und den Eseln bewohnt; bey den Ziegen ist dieser Wurm nicht so gewöhnlich. Vermuthlich kömmt er mit dem Wasser in den Magen dieser Thiere, und begibt sich nach und nach in die Leber hinein, weil er das Bittere der Galle sehr liebt. Wenn sich zuviel davon ansammeln, so können die Schafe die Wassersucht darnach bekommen und

daran

daran sterben. Die Schafe die auf sumpfigem Boden gehen, bekommen sie am leichtesten. Man muß daher, um die Ansammlung dieser Würmer zu verhüten, die Schafe nur auf trockne Weiden treiben und ihnen übrigens fleißig Salz zu lecken geben. Vielleicht hilft dieses auch gegen die schon vorhandenen Egeln.

Taenia hydatigena, ein vom Hrn. Pallas beschriebenes Thier, das sich in einer Wasserblase bey dem wasersüchtigen wiederkäuenden Viehe, wie auch bey den an der Wassersucht kranken Schweinen in dem zelligen Gewebe des Darmfelles, in dem Netze und an andern Orten des Hinterleibes findet.

Man will auch noch an andern Orten des Körpers Würmer bey dem Viehe bemerkt haben, in den Harngängen, den Lungen, der Milz, in den Hörnern, den Adern u. s. w.

Es gibt noch vielerley Insecten, welche das Vieh äußerlich zu plagen pflegen, wovon ich nur die Viehbremse, *Oestrus bouis*, anführen will, die ihre Eyer in die Haut des Rindviehes, und zwar vorzüglich des jüngern legt. Die daraus entstehenden Würmer oder so genannten Engerlinge bleiben in der Wunde stecken und bringen darin ein Geschwür hervor, in welchem sie den Winter durch leben bis sie ausgewachsen sind, worauf sie sich im Sommer heraus

heraus begeben und sich in der Erde wieder in eine Fliege verwandeln. Die Haut des geschlachteten Rindviehes ist bisweilen ganz davon durchlöchert und voller Narben. Wenn man die Beulen auf der Haut mit Salzwasser wäscht, so sollen diese Engerlinge dadurch heraus getrieben werden; im Uebrigen sind sie aber dem Rindviehe gar nicht schädlich.

Manche Insecten verursachen aber auch durch ihren Stich schlimme Krankheiten, wie schon im theoretischen Unterricht in der Vieharzneykunst S. 282. gezeigt worden, wo man auch ein sehr wirksames Mittel zur Abhaltung solcher Insecten findet. Es wird auch gerathen, die Haut des Viehes mit Wasser zu waschen, worin Tannzapfen, Wermuth, oder die grünen Schalen von Wallnüssen, oder das Laub des Wallnußbaumes abgekocht worden, weil dadurch dergleichen Stechfliegen von ihm abgehalten werden. Die Fliegennetze schützen das Pferd nicht gänzlich dagegen.

Wir begehen öfters die Thorheit, dem Pferde das Werkzeug, wodurch es dergleichen Fliegen von seinem Körper abwehrt, den Schweif, abzuschlagen, weil wir ein solches geengländertes Pferd für schöner halten, als ein anderes natürlich schönes.

Die Dürrmaden des Rindviehes auf den Zungen sind keine rothe Würmchen, wofür sie die Land-

Landleute halten, sondern die Futterhaken, die durch eine Entzündung röther geworden, und sich durch die Geschwulst verlängert haben. Um diese vermeintlichen Würmchen wegzubringen, waschen sie die Zunge mit Essig, oder reiben sie mit Honig und einem Ziegelsteine rechtschaffen ab, welches auch allerdings nützlich ist, obschon keine Würmchen auf der Zunge sind.

Die Darmgicht.

Unter dem Nahmen Darmgicht, Darmstrenge oder Kolik (la colique, les tranchées) versteht man überhaupt alle Arten von Schmerzen in den Gedärmen, sie mögen nun mit mehr oder weniger heftigen Zufällen anderer Art vergesellschaftet, und aus diesen oder jenen Ursachen entstanden seyn.

Ein Thier, das die Darmgicht erleidet, wirft sich vor Heftigkeit der Schmerzen öfters zu Boden und wälzt sich auf der Erde herum, springt dann wieder auf, sieht mit dem Kopfe nach dem Hinterleibe, als dem Orte, wo es die Schmerzen erleidet, und hauet und schlägt mit den Füßen darnach hin. Die gewaltigen Bewegungen sowohl, die das Thier vornimmt, auch die Schmerzen in den Gedärmen selbst, erwecken dem Thiere einen starken Schweiß, und meistentheils zugleich ein heftiges Fieber

mit rothen entzündeten und traurigen Augen, einem trocknen Maule, abwechselnd bald kalten, bald heißen Ohren, Flankenschlagen und einem Fieberpulse, der bisweilen unordentlich und aussetzend ist. Ein Thier kann in einer sehr kurzen Zeit an der Darmgicht sterben, wenn sich die Zufälle nicht legen noch besänftigen lassen wollen, und diese Krankheit ist wirklich eine von den gefährlichsten, insbesondere bey den Pferden.

Die Ursachen, welche die Darmgicht hervorbringen, sind nicht jederzeit eben dieselben. Es können Würmer in den Gedärmen so stark nagen und saugen, daß dadurch die Kolikschmerzen hervorgebracht werden; oder eine Schärfe, die sich in den Gedärmen angesammelt hat, reißt dieselben und verursacht selbst eine Entzündung darin; oder die Gedärme sind dergestalt verstopft, daß sich die Winde und der Mist darin verhalten, und die Gedärme dadurch zu stark gespannt und unter großen Schmerzen aufgetrieben werden. Endlich kann aber auch eine Verstopfung des Harnes eine Darmgicht hervorbringen, indem die Blase von dem sich darin ansammelnden Harne aufgetrieben wird, die Gedärme drückt, und macht, daß Mist und Winde nicht durchgehen können; ja es geht auch wohl die Entzündung der Harnblase mit zu den Gedärmen über, und erweckt solchergestalt die Kolikschmerzen.

Die

Die Darmgicht ist eine Krankheit, bey der man nicht lange zaudern darf, wenn man Hülfe schaffen will. Man muß sich, selbst ehe man noch die eigentlichen Ursachen hat entdecken können, wodurch die Schmerzen und die Krankheit hervorgebracht worden, allgemeiner Hülfsmittel bedienen, um dem Thiere Linderung zu verschaffen. Dahin gehört vornehmlich, daß man an beiden Seiten des Halses zur Ader läßt und öfters das Klystier N. 13. gibt, dem man vier Loth Metallsafran und dreyßig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur zusetzt. Man wird zwar hierdurch vieles zur Beruhigung des Thieres beytragen, allein man muß doch auch dabey die nähern Ursachen der Kolikschmerzen zu entdecken bemüht seyn; und ihnen die eigentlichen Heilungsmittel entgegen setzen.

Daß die Darmgicht durch die in den Gedärmen nagenden Würmer hervorgebracht werde, kann man wenigstens mit einiger Gewißheit daran erkennen, daß das Thier abwechselnd eine etwas längere Zeit Ruhe hat als sonst, und dann auf ein Mahl wieder vor Schmerzen zu springen anfängt. Da die Würmer, zumahl in den Gedärmen des Pferdes ziemlich gewöhnlich sind, so ist es gut, fast allemahl bey der Darmgicht dieses Thieres darauf mit sein Augenmerk zu richten, und außer dem Aderlaß und den Klystieren ein Loth mineralischen

Aethiops, oder auch ein Paar Loth gepülverten Rheinfarnsamen (Semen Tanaceti) mit Wasser einzugeben. Einige Haushälter haben die Gewohnheit, ihren Pferden jährlich einige Mahl das Rheinfarnkraut frisch oder getrocknet, oder auch den Samen davon unter dem Futter zu geben, und sie verhüten hierdurch wirklich die Darmgicht unter ihren Pferden, und die Anhäufung der Würmer in den Gedärmen derselben.

Eine Darmgicht, die von einer Schärfe in den Gedärmen herrührt, kann man meistens daran erkennen, daß der abgehende Mist ein unnatürliches Ansehen hat, flüssig, grünlich, schwärzlich und stinkend, oder bey dem Pferde mit einer weißlichen Materie vermischt ist, die sich auf dem Boden bewegt als wenn sie gährte. Diese Schärfe besteht bisweilen aus verdorbener Speise, bisweilen aus einer fehlerhaften Galle oder andern Säften, die sich in den Gedärmen ansammeln und eine Schärfe annehmen. Oefters ist ein sehr heftiges Fieber mit dieser Darmgicht verbunden, und meistentheils ist auch ein Durchlauf dabey, oder er kömmt wenigstens hinter her. Man muß bey dieser Darmgicht, nachdem es die Heftigkeit des Fiebers verlangt, mehrere Mahle zur Ader lassen, die verordneten Klystiere sehr oft gebrauchen und innerlich alle vier Stunden ein Quentchen

Spiri-

Spiritus nitri dulcis mit zehn Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur in einem Glase Wasser eingießen. So bald die Schmerzen nachlassen, wird alle zwey Stunden ein Quentchen Weinsteinrahm mit einem Loth Salpeter in lauwarmen Wasser oder Getränk von Weizenkleye zerrührt, eingeschüttet, bis die Schärfe genug ausgeführt und das Fieber vermindert ist.

Eine Darmgicht, die aus verhaltenen Winden entsteht, oder eine Windkolik, ist daran kenntlich, daß der Leib meistens dabey aufgetrieben und verstopft ist; außerdem hört man auch gemeiniglich das Knurren der Winde in den Gedärmen. Die Pferde, welche die übele Gewohnheit haben, daß sie koppen oder aufsetzen, sind diesen Windkoliken vorzüglich ausgesetzt. Innerlich starke windtreibende Mittel zu geben, ist bedenklich; man kann die Krankheit wirklich dadurch vermehren; ein Paar Loth Theriak mit Wein kann man indessen ohne Bedenken eingeben, oder auch ein anderes gelindes windtreibendes Mittel. Außerdem, und dem Gebrauche des Aderlasses und der Klystiere, kann man das Thier sich gelinde bewegen lassen und es langsam spazieren führen. Auch ein solches Dampfbad ist dabey dienlich, wie vorher bey Gelegenheit der Hirschkrankheit der Pferde empfohlen worden. Uebrigens ist es

bey allen Verstopfungen besser, fleißig erweichende und gelinde abführende Klystiere zu geben, als den Mist mit der Hand aus dem Mastdarme heraushohlen zu lassen.

Manchmahl rührt diese Darmgicht von einer gänzlichen Verwickelung oder Verschiebung der Gedärme in einander her, und der Zufall ist so schlimm und gefährlich, daß nichts dagegen hilft. Der Mist dringt endlich sogar dem Thiere zum Maule heraus, und es ist das wahre Miserere (le convolvulus, miséréré) da, worauf der Tod bald zu folgen pflegt. Man kann indessen versuchen, ob man durch Klystiere mit Tabacksrauch noch Hülfe schaffen kann.

Von der Darmgicht, die aus einer Verstopfung des Harnes entsteht, wird sich weiter unten besser handeln lassen.

Die bey den Pferden so genannten Viefeln oder Feibeln (les avives) sind nichts anders als eine Kolik. Diese aber dadurch heilen wollen, daß man die unter den Ohren liegenden Speicheldrüsen (parotides) mit einer Zange quetscht, ist entsetzlich ungereimt. Die rothe Darmgicht, wovon die Schmiede so gern reden, ist ein Unding.

Der

Der Durchlauf.

Wenn einem Thiere der Mist zu oft abgeht, und dabey zu flüssig, oder auch mit allerhand unnatürlichen Materien, Blute, Schleime, Galle u. d. gl. vermischt ist, so hat es einen Durchlauf (dévoyement, diarrhée). Eigentlich aber benennt man denjenigen Zufall mit diesem Nahmen insbesondere, wenn ein Thier nur einen bloßen wässerigen Mist, mit dem keine fremden Materien vermischt sind, ohne daß es Schmerzen dabey empfindet, zu oft von sich gibt.

In einem solchen Durchlaufe endigen sich bisweilen einige Krankheiten auf eine heilsame Weise, indem die Unreinigkeiten dadurch aus dem Körper fortgehen, welche die Krankheiten hervorbrachten; oder es entsteht bisweilen auch ein Durchlauf von dieser Art, ohne daß eine andere Krankheit vorher gegangen ist, die ausgebrochen seyn würde, wenn nicht durch den Durchlauf das Schädliche aus dem Körper fortgegangen wäre. Der Arzt, der den Durchlauf in diesen Fällen unterdrücken und stopfen wollte, der würde also mehr Schaden als Vortheil stiften.

Wenn daher ein Thier einen bloßen einfachen Durchlauf hätte, wobey der Mist nur wässerig und dünne, und gar nicht mit Galle,

Blute, oder dergleichen vermischt wäre, und auch nicht faul röche; wenn keine Bauchschmerzen damit verknüpft wären, und sich das Thier im Uebrigen wohl befände, so kann man der Natur dadurch zu Hülfe kommen, daß man täglich drey Mahl ein halbes Loth Rhabarber mit Wasser eingibt.

Selten geschieht es, daß ein solcher Durchlauf zu lange anhält und zu einer Art von Gewohnheit wird, worauf mit der Länge der Zeit eine Ermattung und Schwäche des Thieres erfolgt. Sähe man aber, daß der Durchlauf gar nicht von selbst nachlassen wollte, und hätte der Mist außer der zu großen Flüssigkeit übrigens ein völlig natürliches Ansehen, so kann man sicher einige stopfende Mittel gebrauchen, z. B. innerlich N. 43. und wenn das noch nicht helfen will, auch außerdem Klystier N. 44.

Man kann auch gegen einen zu langen anhaltenden Durchlauf einen von frischen oder getrockneten Heidelbeeren abgekochten Trank, oder ein Paar Loth Theriak mit Weine eingeben, oder das Vieh Wasser trinken lassen, worin öfters glühendes Eisen abgelöscht worden.

Wenn bey dem Durchlaufe mit dem Miste allerley Unreinigkeiten abgehen und der Mist unnatürlich riecht, der Durchlauf aber übrigens mit keinen Bauchschmerzen oder andern Zeichen einer

einer andern Krankheit verknüpft ist — denn in diesen Fällen müßte man bey der Heilung vornehmlich mit auf die damit verbundene Krankheit sehen — so kann man ebenfalls die Rhabarber wie vorher, so lange gebrauchen, bis sich der Durchlauf von selbst stopft, wozu auch das Klystier N. 13. mit zwey Loth Metallsafran täglich zwey Mahl gegeben, außer der Rhabarber dienlich ist; oder wenn der Durchlauf nicht von selbst nachlassen will, der Mist aber wieder alles unnatürliche Ansehen außer der zu großen Flüssigkeit verloren hätte, so könnte man sich auch des Trankes N. 43. bedienen, ihn zu stopfen.

Wenn bey einem Durchlaufe Blut mit dem Miste abgeht, so heißt er die Ruhr (le flux dissenterique), und diese ist zugleich mit Schmerzen in den Gedärmen vergesellschaftet. Manchmahl geht aber auch bey der Ruhr oder einem schmerzhaften Durchlaufe anstatt des Blutes nur ein scharfer Schleim ab. Ueberhaupt entsteht die Ruhr aus einer Schärfe in den Gedärmen, welche dieselben anfrißt und die Schmerzen und den Blutfluß verursacht. Meistentheils ist auch ein beständiges Drängen und Trieb zum Misten dabey, und doch geht wenig oder eine Zeitlang gar nichts aus dem Körper ab; und dieses heißt der Afterzwang (le tenesme). Die Thiere pflegen

bey der Ruhr sehr matt und krank zu seyn; in manchen Jahren ist sie grassirend.

Man muß gegen die Ruhr vornehmlich Rhabarber eben so, wie vorher bey dem Durchlaufe gelehrt worden, gebrauchen, damit die Schärfe als die hervorbringende Ursache der Krankheit sobald wie möglich aus den Gedärmen fortgeschafft werde. Zusammenziehende Arzneyen dabey zu geben, wie einige verordnen, ist höchst widersinnig und gefährlich. Zur Linderung der Schmerzen kann man alle Tage ein Paar Klystiere aus einem halben Quartiere Milch mit einem halben Pfunde Baum-Rüb- oder Leinöl vermischt geben, wozu man zwanzig bis dreyßig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur setzen kann.

Die Ipekakuanhe ist gegen die Ruhr als ein sehr treffliches und sehr wirksames Mittel bewährt gefunden worden. Man kann sie innerlich täglich zwey Mahl zu einem Lothe gepülvert eingeben, und auch den Klystieren, die man sonst gebraucht, ein Paar Loth davon zusetzen.

Bisweilen jedoch selten geht dem Viehe anstatt des Mistes die fast ganz unverdauete Speise ab, und dieser Zufall heißt die Speiseruhr oder Lienterie. Es kann eine Schwäche des Magens Ursache davon seyn, und außer einem

einem sparsamen Futter, das überhaupt bey allen Krankheiten der Werkzeuge der Verdauung zu verordnen ist, kann man magenstärkende Arzneyen, z. B. N. 41. dagegen gebrauchen.

Noch seltener sind die Milchgefäße der Gedärme dergestalt verstopft, daß sie den Milchsaft aus den Speisen nicht aufnehmen und dem Blute zuführen können, daher der Milchsaft mit dem Miste vermischt abgeht und das Thier sehr matt und kraftlos und mager wird. Es kann auch diese Krankheit daher rühren, daß die Milchgefäße geschwächt sind; sie nehmen dann zwar den Milchsaft auf, aber sie können ihn nicht weiter zum Gebrauche fortschicken, sondern lassen ihn wieder fahren. Weil man selten wird entscheiden können, ob der Zufall einer Verstopfung oder einer Schwäche der Milchgefäße zuzuschreiben ist, so thut man wohl, wenn man die Arzneyen, die man dagegen verordnet, so einrichtet, daß sie in beiden Fällen nützlich seyn können, wie z. B. die Vorschrift N. 45. Man gibt davon täglich zwey Mahl so viel, als eine Wallnuß an Größe beträgt.

Eine gewisse schlimme Gattung vom Durchlaufe bey dem Pferde belegt man mit dem sehr unschicklichen Nahmen des Fettschmelzens (la gras-fondure), und bildet sich gemeiniglich

lich ein, daß das Fett bey dem Thiere nach einer starken Erhitzung des Körpers schmelze, und durch den Hintern mit dem Miste abgehe. Das ist aber alles falsch; was man hier für Fett ansieht, ist nichts weniger als Fett.

Zwar ist es wahr, daß das Fettschmelzen nach einer Erhitzung des Körpers entstehen kann, aber deßwegen folgt nicht, daß das Fett wirklich im Körper schmelze und den sonderbaren Weg zum Hintern heraus nehme. Die Erhitzung ist auch nicht die einzige Veranlassung zum Fettschmelzen, sondern eine Schärfe, die sich außerdem in den Gedärmen ansammelt, kann auch diese Krankheit hervorbringen. Wirklich ist sie nichts anders, als eine Ruhr, wobey dem Miste kein Blut, sondern ein weißer Schleim beygemischt ist.

Bey dem ersten Anfalle der Krankheit wird das Pferd traurig, und läßt Futter und Trank stehen; es zeigt durch sein öfteres Niederlegen und Aufstehen an, daß es Schmerzen im Hinterleibe erleide, noch mehr aber dadurch, daß es sich öfters nach dem Bauche umsieht. Der Mist ist anfänglich hart und mit einem weißen Häutchen überzogen, aber bald darauf folgt ein ordentlicher Durchlauf, wobey ein weißer Schleim fortgeht, der in einer gährenden Bewegung ist. Das Fieber

dabey

dabey ist meistentheils sehr stark, zumahl wenn das Fettschmelzen von einer Erhitzung herrührt.

Wegen des mit der Krankheit verbundenen Fiebers läßt man zur Ader und gebraucht Salpeter; im Uebrigen verfährt man wie bey einer andern Ruhr. Klystiere von warmen Kalbs- oder Hammelblute öfters gegeben, sind bey dem Fettschmelzen von vorzüglich guter Wirkung.

Verstopfung.

Wenn ein Thier eine Verstopfung (constipation) hat, ohne daß eine andere Krankheit, z. B. eine Darmgicht, damit verbunden ist, so kann man am geschwindesten durch eine Stechpille rathen, die man aus einem Stücke Seife eines Fingers lang und eines Daumens dick schneidet; oder man bringe ihm ein Talglicht durch den Hintern in den Mastdarm. Wenn die Stechpille stärker reitzen soll, so kann man sie mit Salzwasser oder Heringslake befeuchten, ehe man sie einbringt. Ein anderes Mittel gegen die Verstopfung ist ein Klystier, z. B. N. 1.; soll es stärker seyn, so setzt man drey bis vier Loth Metallsafran hinzu.

Ausfallen des Mastdarms oder Afters.

Der Mastdarm fällt den Thieren bisweilen bey einem anhaltenden Durchlaufe hervor,

vor, oder auch nach einer schweren Geburt. Man bestreicht die Hand mit Oele und bringt den Darm damit behutsam wieder hinein; damit er nicht wieder ausfalle, gebraucht man das Klystier N. 44. oder ein anderes zusammenziehendes. Sydenhams schmerzstillende Tinktur kann man aus dem Klystiere N. 44. weglassen, wenn man es zu dieser Absicht gebrauchen will.

Bisweilen kann man aber den Mastdarm nicht gleich wieder an seinen gehörigen Ort bringen, weil er geschwollen ist; und dann muß man ihn erst wieder mit erweichenden Mitteln bähen, wozu man laue Milch oder Wasser nehmen kann, worin Pappeln abgekocht worden. Wenn man hierauf den Mastdarm wieder eingebracht hat, so kann man zur Ader lassen, um der Entzündung zuvorzukommen, die etwa zu befürchten wäre.

Achter Abschnitt.

Von einigen andern Krankheiten der Eingeweide des Hinterleibes.

Verstopfungen in den Eingeweiden.

Das Geblüt, dessen Umlauf im Hinterleibe ruhig und vielleicht um ein Gutes langsamer geschieht als anderwärts im Körper, und ohnedem daselbst vorzüglich dick zu seyn pflegt, kann in den Gefäßen der Eingeweide, die in dieser hintersten Höhlung des Leibes liegen, um so viel leichter zur Anhäufung und in ein Stocken gebracht werden. Allein der Mangel an deutlichen und sichern Kennzeichen dieser Zufälle verhindert uns meistentheils, immer dieselben bey dem Viehe ordentlich zu erkennen. Es kann ein Thier eine ansehnliche Verstopfung in der Leber zum Exempel haben, mit allen den schlimmen Zufällen, die dieselbe begleiten, und ein geschickter Arzt entdeckt doch vielleicht nicht eher als nach dem Tode des Thieres mit völliger Gewißheit die eigentliche Natur der Krankheit.

Die Zufälle, welche mit dergleichen Verstopfungen in den Eingeweiden des Hinterleibes

leibes verknüpft zu seyn pflegen, sind gemeiniglich Schwäche im ganzen Körper, unterdrückte Verdauungskräfte, Magerkeit und Abzehrung, Wassersucht, Rauhigkeit und unnatürliches Ansehen des Haares, u. d. gl. Manchmahl ist das verstopfte Eingeweide so stark angeschwollen, daß man es äußerlich durch die Augen oder das Gefühl wahrnehmen kann. Könnte das Thier reden, so würde es sich öfters über ein Drücken oder einen stumpfen Schmerzen im Hinterleibe beklagen. Manchmahl entsteht auch aus dergleichen Verstopfungen eine Art von stillem Koller. Diese und mehr dergleichen Zufälle nähern das Thier meistens langsam seinem Tode, ohne daß man eben viel Hülfe dagegen schaffen kann, theils weil man selten ganz gewiß von der eigentlichen Natur der Krankheit unterrichtet ist, theils weil man auch eben nicht viel dazu thun kann, dergleichen Verstopfungen wieder zu heben.

Oeffnet man nach dem Tode des Thieres den Hinterleib desselben, so findet man die Eingeweide, welche den Sitz der Krankheit ausmachten, unnatürlich hart oder vergrößert, mit allerley harten Knoten oder auch mit Wasserblasen besetzt, und von einer unnatürlichen Farbe.

Manchmahl entstehen auch in einem oder dem andern Eingeweide des Hinterleibes ordentliche

liche Entzündungen, auf welche wahre Vereyterungen derselben erfolgen, die mit einem auszehrenden Fieber verbunden sind. Eine solche Vereyterung im Hinterleibe erweckt eben so eine wahre und fast gänzlich unheilbare Schwindsucht als die Vereyterungen der Lungen; bey allen solchen langsamen auszehrenden Fiebern ist nicht viel Hülfe zu schaffen möglich.

Die Wassersucht.

Eine Wassersucht (l'hydropisie) heißt eine jede Anhäufung eines Wassers in einem oder dem andern Theile des Körpers, sie sey nun in dem zellichten Gewebe, dem Sitze des Fettes, oder in der Höhlung des Bauches, oder im Hodenbeutel, oder in der Brust und dem Herzbeutel, oder auch im Kopfe selbst geschehen. Die gewöhnlichste Gattung davon ist die Bauchwassersucht, wo das Wasser in der Höhlung des Hinterleibes steckt.

Ein wassersüchtiges Thier ist traurig und matt, verliert die Lust zum Futter, hat einen schwachen Puls, und hohlt mit großer Beschwerde und unter Flankenschlagen Athem. Der ganze Körper, insbesondere aber die äußern Theile, Nase, Ohren und Füße sind kalt. Man bemerkt auch bald an den Theilen, worin sich das Wasser ansammelt, eine starke Ge-

schwulst, die manchmahl ansehnlich zunimmt. Hat sich das Wasser unter der Haut in die Fetthöhlen ergossen, so kann man mit den Fingern Gruben in die Geschwulst drücken, die nicht sogleich wieder vergehen, wenn man den Finger aufhebt, sondern eine Zeitlang zurückbleiben. Bey einer Brustwassersucht ist das Athemhohlen vorzüglich schwer; von der Geschwulst ist äußerlich wenig oder gar nichts dabey zu bemerken; oft ist auch ein Herzklopfen, starke Beängstigung und ein unordentlicher Puls damit verbunden. Hat sich das Wasser unter der Hirnschaale angesammelt, so erleidet das Thier eine Art von stillem Koller und eine Dummheit, und stirbt meistens, ehe man es weiß, was ihm eigentlich fehlt.

Die Ursachen der Wassersucht sind eine Schwäche im ganzen Körper und in den Theilen insbesondere, in welchen sich das Wasser ansammelt; Verstopfungen in den Eingeweiden des Hinterleibes, Würmer in der Leber oder an andern Orten des Körpers, z. B. die Leberwürmer oder Egeln bey den Schafen und die Taenia hydatigena. Zu viel oder zu wenig Bewegung, schlechte Nahrung und feuchte Luft veranlassen diese Krankheit insbesondere. Feuchte Weiden machen die Schafe vorzüglich leicht wassersüchtig, vornehmlich in nassen Jahren, und dann ist die Wassersucht öfters eine stark unter ihnen grassirende Krankheit.

Selten

Selten bemerkt man die Gegenwart dieser Krankheit bey dem Viehe so frühe, daß es noch Zeit ist, Hülfe zu schaffen. Zwar ist es meistentheils nicht schwer, das Wasser aus dem Körper fortzubringen; aber die Ursachen der Wassersucht selbst zu heben, zu machen, daß sie nicht wieder kömmt, das ist gemeiniglich nicht leicht zu bewerkstelligen. Bey der Bauchwassersucht kann man noch am ersten Hülfe erwarten.

Man muß bey der Wassersucht eines Theils das Wasser fortschaffen und ausführen, und andern Theils den Körper hinlänglich stärken. Harntreibende Mittel sind zu der ersten Absicht am schicklichsten, z. B. die Lattwerge N. 12. Morgens und Abends zur Größe eines Hühnereyes eingeben. Es geht auch gar wohl an, den Hinterleib mit einem gewissen Instrumente, das man einen Troicart nennt, zu durchbohren und das Wasser behutsam abzuzapfen, nur muß dieß nicht auf ein Mahl, sondern nach und nach geschehen, zumahl wenn der Hinterleib stark von Wasser ausgedehnt ist. Schaffen die harntreibenden Mittel das Wasser nicht genug weg, so versucht man starke Purganzen.

Aber weder die Mittel, welche das Wasser abführen, noch das Abzapfen selbst werden etwas helfen, wenn man nicht durch stärkende Mittel zugleich verhütet, daß sich nicht wieder

neues Wasser ansammelt. Zu dem Ende kann man bey dem Gebrauche der Lattwerge N. 12. täglich zwey Mahl anderthalb Loth Stahlfeil mit Wasser eingeben, oder ein Loth Fieberrinde, und den Gebrauch eines dieser beiden Mittel auch noch eine geraume Zeit fortsetzen, einige Wochen lang, wenn das Wasser durch die Lattwerge hinlänglich abgeführt worden ist; ja man kann dann die Fieberrinde oder die Stahlfeil täglich drey bis vier Mahl geben.

Leicht zu verdauendes Futter und eine mäßige Bewegung des Körpers sind bey der Wassersucht zugleich mit zu empfehlen.

Bey wassersüchtigen Schafen ist der fleißige Gebrauch der Salzlecken, unter welche man zerstoßene Lorbeeren setzen kann, ungemein dienlich. Hastfer räth zuerst ein Purgiermittel zu geben, z. B N. 46. (dieß ist eine Vorschrift von ihm selbst), und dann die Kugeln oder Pillen N. 47. Man gibt den Schafen nüchtern nach Verhältniß ihres Alters zwey bis drey Stück davon ein und läßt sie drey bis vier Stunden im Stalle darauf stehen; hernach werden sie ausgetrieben wenn es gut Wetter ist; sie müssen aber den Tag sehr vor Wasser gehütet werden. Wenn das Wetter trübe ist, so räth er an, die Schafe lieber im Stalle zu behalten und sie den folgenden Tag und die Nacht mit Strohe oder anderem trock-

nen

nen Futter zu speisen. Er versichert, daß diese Kugeln jährlich bey den Schäfereyen zu Höjentorp und Berga in Schweden gebraucht werden, und ein sicheres Mittel gegen die Wassersucht der Schafe sind. Hundert und achtzig solcher Kugeln sind für 60 alte Schafe oder für 80 bis 90 Lämmer zureichend.

Er erzählt auch aus einem andern Buche, daß jemand in der Provinz Kent in England ein starkes Decoct von dem Sedum acre LINN. gegen die Wassersucht der Schafe gebraucht habe, wovon er jedem Thiere ein Oefel eingegeben hat. Sie haben stark darnach purgiert, und sind fast allezeit sicher dadurch geheilt worden. Noch mehrere Mittel sehe man bey ihm selbst Seite 237.

Bey dem Rindviehe muß man die Wassersucht auf einen ähnlichen Fuß tractiren, und sie ist auch bey demselben in nassen Jahren am gewöhnlichsten.

Die Ziegen sind vorzüglich der Art von Wassersucht unterworfen, wobey sich das Wasser unter der Haut ansammelt. Man gebraucht zur Präservation sowohl als zur Heilung selbst fleißig Salzlecken; und wenn die Wassersucht schon vorhanden ist, so schneidet man an der Schulter ein wenig in die Haut, damit das Wasser abfließe, und gibt täglich ein Paar Mahl ein Loth gepülverte Lorbeeren.

Die Gelbsucht.

Die Gelbsucht (la jauniſſe) ist bey den Pferden eine Krankheit, die gar nicht mit der Gelbsucht der Menschen verwechselt werden darf; bey der auch der Arzt ganz anders verfahren muß. Die Gelbsucht der Pferde ist gar keine langwierige Krankheit, sondern vielmehr ein hitziges Gallenfieber.

Das Pferd hat nähmlich einen geschwinden Fieberpuls dabey, ist matt und traurig und sehr beängstigt, läßt den Kopf und die Ohren hangen, verliert die Lust zum Futter, hat ein heißes Maul, stinkenden Athem, aufgebürstete und verfärbte Haare, braunrothen Harn, welcher Leinwand gelb färbt, und harten grünbräunlichen Mist. Das vornehmste Kennzeichen der Krankheit ist eine gelbliche Farbe, die das Weiße im Auge, die Lippen und das Zahnfleisch annehmen.

Die Gelbsucht entsteht, wenn die Galle verhindert wird, sich ordentlich in die Gedärme zu ergießen. Sie tritt dann nach und nach wieder in das Geblüt über und bringt darin das Fieber und die Gelbsucht hervor. Alles was also die Ergießung der Galle in die Gedärme verhindern kann, z. B. Steine, die sich in der Gallenblase erzeugt haben, ein Krampf in den Gallengängen, eine starke

Erhitzung

Erhitzung des Körpers, kann die Gelbsucht veranlassen.

Man muß bey der Gelbsucht des Pferdes nicht allein die gestörte Ausleerung der Galle in die Gedärme wieder herzustellen bedacht seyn, sondern auch das damit verknüpfte Fieber dämpfen. Zu dem Ende läßt man reichlich zur Ader und gebraucht innerlich täglich zwey bis drey Mahl ein Loth Salpeter mit eben soviel Weinsteinrahm; wie auch alle Tage ein Paar Mahl das Klystier N. 1.

Die Rhabarber ist übrigens dasjenige Mittel, von dem man das meiste erwarten muß, um die eigentliche Ursache der Krankheit zu heben. Man kann sie Morgens vor dem ersten, und Abends nach dem letzten Futter zu anderthalb Loth eingeben, entweder mit Wasser, oder mit Honig in eine Lattwerge verwandelt. Das Futter und die übrige Wartung muß bey der Gelbsucht wie bey einem jeden starken Fieber eingerichtet werden.

Der Herr von Sind setzt auch dem Pferde bey der Gelbsucht einige Lappen oder Haarseile, und läßt sie wenigstens acht bis zehn Tage lang ziehen; er gebraucht auch ein Kaumittel dagegen.

Wenn das Pferd von der Krankheit hergestellt ist, so ist es sehr dienlich, noch eine

Zeitlang die Rhabarber zu gebrauchen, nachher aber acht bis vierzehn Tage täglich zwey Mahl anderthalb Loth Stahlfeil mit Wasser einzugeben, um die Eingeweide des Hinterleibes und den ganzen Körper wieder zu stärken.

Einige Pferdeärzte reden von einer Krankheit des Pferdes, die sie die spanische Kopfkrankheit (le mal d'Espagne) nennen: sie scheint nichts anders als diese hitzige Gelbsucht zu seyn.

Bey dem Rind- und Schafviehe, das von der Gelbsucht befallen ist, unterläßt man den Aderlaß und den Gebrauch des Salpeters; man verordnet vornehmlich Rhabarber und verfährt im Uebrigen zur Stärkung des Körpers wie eben bey der Wassersucht gelehrt worden; denn die Gelbsucht ist da nicht eine solche hitzige Krankheit, noch mit einem Fieber verbunden, wie bey dem Pferde. Wenn die wahre Gelbsucht ohne Fieber, mit den bey dem Menschen und andern Thieren dabey gewöhnlichen Zufällen, wirklich das Pferd befällt, so ist sie wenigstens eine äußerst seltene Krankheit, vielleicht weil das Pferd keine Gallenblase hat.

Hämorrhoiden oder das Rückenblut.

Die besten Schriftsteller über die Vieharzneykunde gestehen, daß sie nicht wissen, was

das

das eigentlich für eine Krankheit des Rindviehs und auch der Schafe sey, die man mit dem Nahmen des Rückenblutes oder Lendenblutes gemeiniglich zu belegen pflegt, wie auch Erfleben in der ersten Auflage dieses Buchs gesteht. Es geht bey dieser Krankheit viel Blut durch den After fort, welches auch in demselben gerinnt, und gewöhnlich von den Hirten, Schmieden, Wasenmeistern mit der Hand aus dem Mastdarme gehohlt wird. Das nennen diese Leute das Brechen des Rückenblutes. Dieses Verfahren ist durchaus schädlich, und daher allgemein abzurathen. Auch geben diese Leute dem Viehe in solchem Falle Wein ein, welches ebenfalls nachtheilig ist. Mit dem Weine wollen sie das Blut abtreiben; zum Glücke lassen sie dem kranken Thiere erst zur Ader; ohne diese würde ihnen der Schaden, den der Wein hier anrichtet, mehr und öfterer in die Augen fallen. Der Wein vermehrt Fieber, Entzündung und Blutfluß. Dieses Uebel findet sich in manchen Gegenden bey dem Rindviehe, und den Schafen sehr häufig, und rafft öfters von den letztern eine Menge weg, woran die ungeschickte Curart der Schäfer gewöhnlich Schuld ist.

Hr. Leibarzt Marcard erzählt in seiner Beschreibung von Pyrmont, II. Band. S. 49., daß er von den Landleuten oft eine

Krankheit des Hornviehes nennen gehört habe, die man in Niedersachsen das Rückenblut nennt, bey der man dem Viehe mit der Hand in den After greift, und zuweilen Fäuste voll Blut, gemeiniglich ohne Nutzen, heraushohlt; weil man nur das vergossene Blut wegnimmt, ohne auf den Grund des Uebels zu kommen. Kersting versicherte ihn auf sein Befragen deßhalb, er finde, sonderlich im Rindviehe, oft die Blutgefäße des Hinterleibes strotzend, und oft zerrissen, da dann das Vieh natürlicher Weise davon stirbt.

Ich habe das Rücken- oder Lendenblut bey Thieren beobachtet, und glaube solches mit allem Rechte zu den Hämorrhoidal-Krankheiten rechnen zu können. Wird es, wie diese, mit schicklichen Mitteln behandelt, so wird es leicht gehoben. Oft ist ein Entzündungsfieber damit verbunden; es dienen dann Aderlassen, erweichende, schleimichte, kühlende (ja nicht reitzende) Klystiere, alle zwey Stunden beygebracht, und häufig Salpeter in Getränken aufgelöst. Buttermilch ist ein sehr heilsames Getränke, wenn das kranke Rind des Tages einige Maß zu saufen bekömmt.

Ist das geronnene Blut durch Klystiere hinlänglich ausgeleert, und es äußert sich neuerdings beträchtlicher Blutabgang; so hilft nichts

schleu-

schleuniger, als einwickelnde, klebende Klystiere aus laulichtem Wasser, worin so viel Kirschengummi oder Tischlerleim aufgelöst wird, daß das Wasser merklich kleberig wird. Alle drey bis vier Stunden wird eins eingespritzt; auch öfterer, je nachdem die Wirkung und der Erfolg ist. Stopfendes, blähendes und sehr nahrhaftes Futter darf, so lange die Krankheit dauert, dem Thiere nicht gegeben werden. Das Beste ist dünnes, nicht sehr kaltes, Getränk häufig gegeben *).

Branntweinspülich kann diese Krankheit leicht verursachen, wenn es häufig gegeben wird. Schon im theoretischen Unterricht S. 287. habe ich die Beobachtung des Hrn. Leibarztes May hierüber angeführt. Fünfzig Schweizerkühe waren mehrere Tage nach einander mit Branntweinspülich getränkt worden, welches vermuthlich durch die Destillation nicht genug von den geistigen Theilen geläutert war; die Thiere bekamen alle davon einen blaurothen aufgeschwollenen entzündeten After, welcher so schmerzhaft war, daß sie den Schweif mehrere Zolle weit davon hielten, um nicht durch die Berührung den Schmerz zu vermehren. Wenn die Thiere misteten, ging jedesmahl Blut damit ab. Das Branntweinspülich wurde gleich verbo-

*) Beyträge zur practischen Vieharzneykunde, von A. A. Zwierlein. S. 68.

verboten; den Thieren wurde zur Ader gelassen; der After wurde mit einer Salbe aus Kalkwasser und Leinöl bestrichen; kühlende Getränke mit Salpeter vermischt gegeben, und so die Hämorrhoiden geheilt, die das erhitzende Branntweinspülich diesen Kühen zugezogen hatte.

Neunter Abschnitt.

Von den Krankheiten der Theile, welche den Harn absondern und ausführen.

Beschwerliches Harnen.

Die Ursachen, warum ein Thier den Harn mit Beschwerde von sich gibt, oder auch wohl gar nicht stallen kann, können von ganz verschiedener Art seyn.

Wenn die Nieren, das Werkzeug wodurch der Harn aus dem Geblüte abgesondert wird, von einer Entzündung oder einem Geschwüre angegriffen sind, so gibt das Thier nicht viel Harn von sich, der Harn riecht bisweilen selbst faul und übel und sieht rothbraun aus, oder er ist gar schon mit Eyter vermischt; es ist ein ansehn-

sehnliches Fieber mit der Krankheit verbunden, und die Gegend wo die Nieren liegen, oder die Lenden, sind dem Thiere schmerzhaft und der Hinterleib gleichsam steif. Besteht die Krankheit nur erst in einer Entzündung, ohne daß schon eine Vereyterung in den Nieren geschehen wäre, so kann man vielleicht noch durch Aderlässe und andere, den Entzündungen Einhalt thuende Mittel, z. B. Salpeter und Klystiere, Hülfe schaffen; ist die Vereyterung schon wirklich geschehen, so ist wohl eben nicht viel Hülfe mehr zu erwarten.

Auch Entzündungen in andern hierher gehörigen Theilen, z. B. der Harnblase, der Harngänge, verursachen ähnliche Zufälle und verlangen auch ähnliche Hülfsmittel. Wenn diese Entzündungen schon in Vereyterungen übergegangen sind, so findet nicht viel Hülfe mehr Statt. Am ersten kann man noch helfen, wenn die Vereyterung in der Harnröhre selbst geschieht. Man erkennet dieses daran, daß die Geburtsglieder auch äußerlich eine größere Hitze als natürlich leiden. Der Hr. von Sind gebraucht alsdann besonders zubereitete Wachskerzen. Das Emplastrum diachylon cum gummatibus wird über einem gelinden Feuer zerlassen und unter zehn Loth davon, ein Loth weißer Präcipitat gerührt, alsdann werden Wachskerzen von der Dicke eines Schwanfederkiels

kiels und eine gute Elle lang ganz damit überzogen. Diese Kerzen werden dem Pferde behutsam in die Harnröhre so weit hinein gesteckt, als man sie hineinbringen kann; die Vereyterung wird dadurch ordentlich unterhalten, und verhindert, daß keine Erhabenheiten aus dem Geschwüre hervor wachsen, die das Harnen nachher unmöglich machen würden; hernach aber gebraucht man Wachskerzen, die auf eben die Weise mit dem Emplastro de lapide calaminari überzogen worden sind, um das Geschwür zum Schlusse zu bringen und zu zuheilen. Beide müssen täglich einige Mahl herausgezogen werden, damit das Pferd stallen kann, hernach steckt man sie wieder hinein, nachdem man sie abgewischt hat.

Aber diese Zufälle sind seltner als der, da eine Verschleimung in den Harngängen macht, daß das Thier den Harn nicht von sich geben kann, ungeachtet es sich öfters dazu anschickt und die Ruthe aushängt. Die geringe Menge Harn, die das Thier bisweilen läßt, ist in diesem Falle ganz dick und schleimicht. Man muß alsdann einige Mahl hinter einander lindernde und erweichende Klystiere geben, dergleichen das N. 1. oder N. 13. ist, und zugleich öftere Einspritzungen in die Ruthe oder die Harnröhre gebrauchen, welche den Schleim zertheilen und auflösen, wozu man nur Kalkwasser gebrauchen kann, in dem venedische Seife aufgelöst worden.

Bis-

Bisweilen rührt die Verhaltung des Harnes nur von einem Krampfe, der die Gefäße der Nieren, die Harngänge, die Oeffnung des Blasenhalses oder die Harnröhre befallen hat. Ein solcher Krampf kann durch eine plötzliche Erkältung veranlaßt werden, die auf eine vorgängige Erhitzung erfolgt ist. In diesem Falle ist die geringe Menge Harn, die das Thier von sich gibt, ganz helle und klar. Außer dem öfters wiederhohlten Gebrauche des Klystiers N. 13., dem man jedesmahl dreyßig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur zusetzt, bedient man sich gegen solche krampfichte Zufälle der Althäensalbe, worunter der zehnte Theil Kampfer gemischt worden. Diese Salbe wird öfters auf die Gegend der Nieren und um die Geburtsglieder herum wohl eingerieben. Oefters ist auch ein gelindes erwärmendes Mittel, z. B. ein halbes bis ganzes Quartier weißer Wein auf ein Mahl eingegossen, zur Hebung des Uebels sicher und hinlänglich.

Endlich kann auch ein Stein, der in den Nieren, den Harngängen oder in der Harnblase steckt, die Verhaltung des Harnes verursachen. Dergleichen Steine erzeugen sich in den Nieren oder in der Harnblase aus den irdischen Theilchen, die der Harn in Menge enthält, und gelangen bisweilen zu einer ansehnlichen Größe. Außerdem, daß sie das Harnen sehr beschwerlich

machen

machen oder gänzlich verhindern, verursachen sie dem Thiere viele Schmerzen.

Man kann bey dem Pferde dergleichen Steine in der Blase, wo sie weit gewöhnlicher sind als in den Nieren, dadurch mit veranlassen, daß man das Pferd nicht zu gehöriger Zeit stallen läßt, sondern es zu lange Zeit hinter einander reitet ohne stille zu halten. Der Harn bleibt solchergestalt eine übermäßige Zeit in der Blase, und die irdischen Theilchen desselben setzen sich um so viel leichter in einen Stein zusammen.

Befindet sich ein Stein in den Harnwegen, so ist der Harn bisweilen mit einem Sande vermischt, manchmahl auch blutig. Durch ein gewisses Werkzeug, den Katheter, das man durch die Harnröhre in die Blase hineinbringt, kann man sich von der Gegenwart eines Steines in der Blase außer den vorigen Kennzeichen noch gewisser überführen und ihn fühlen.

Man kann versuchen, ob man die Steine etwa auflösen kann; Kalkwasser und venedische Seife sind sehr wirksam dazu. Innerlich kann man täglich einige Mahl ein Quartier Kalkwasser eingeben, worin ein bis zwey Loth venedische Seife aufgelöst worden; eben diese Vermischung spritzt man auch durch die Harnröhre täglich einige Mahl in die Blase ein, und

und führt das Pferd gleich darauf eine Zeitlang spatzieren, damit es dieses Wasser nicht gar zu bald wieder von sich geben könne. Man kann auch innerlich eingekochten Menschenharn versuchen mit venedischer Seife; man sehe meinen theoretischen Unterricht in der Vieharzneykunst, S 329. Ebendaselbst findet man mehrere Mittel gegen den Stein angeführt; die Bärentraubenblätter hat man vorzüglich wirksam befunden.

Der Herr von Sind hat auch bey dem Pferde die Operation unternommen, den Stein durch einen Schnitt aus der Blase herauszubringen. Wenn man sich von dem Verfahren bey dieser Operation näher unterrichten will, welche bey dem Pferde viel schwerer als bey dem Menschen zu verrichten ist, so sehe man dieses erfahrungsvollen Kenners Unterricht in den Wissenschaften eines Stallmeisters Seite 243. nach.

Diejenige Darmgicht, die mit einer Verhaltung des Harnes verbunden ist, ist eine der gefährlichsten; meistens entsteht sie aus einer Entzündung der Werkzeuge, welche den Harn absondern und ausleeren, die bis zu den Gedärmen übergeht; öfters ist sie mit dem Nieren- oder Blasensteine vergesellschaftet. Man muß sich durchaus aller innerlichen und harntreibenden Mittel dabey enthalten, denn die

Zufälle werden gewiß nur dadurch verschlimmert werden. Noch weit schlimmer ist es, den Harn mit der in den Mastdarm des Thieres gebrachten Hand aus der Blase auszudrücken.

Man muß reichlich und selbst mehrere Mahle dabey zur Ader lassen und beständig erweichende Klystiere gebrauchen. Man kann zu dem Klystiere N. 13. dreyßig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur und zwey Loth aufgelöste venedische Seife zusetzen. Durch die Harnröhre spritzt man fleißig Kalkwasser mit aufgelöster Seife ein.

Sonst bringt man auch die Pferde, bey denen der Harn verhalten ist, dadurch öfters leicht zum Stallen, daß man sie auf einen Schafstall führt. Die von dem Schafmiste aufsteigenden flüchtigen Theilchen bringen durch ihren Reitz diese Wirkung zuwege. Auf eine ähnliche Weise reitzt man das Pferd zum Harnen, wenn man das Glied mit starken Salzwasser bespritzt, oder man steckt bey den Stuten ein Stückchen Seife ungefähr sechs Zolle tief hinein.

Der innerliche Gebrauch starker harntreibender Arzneyen erfordert in allen den Fällen, wo das Harnen beschwerlich oder ganz verhindert ist, außerordentlich große Vorsicht, weil man großen Schaden dadurch stiften kann, wenn man dergleichen

gleichen zur Unzeit gebraucht. Finden sich an einem oder dem andern Theile, der zur Absonderung oder Ausführung des Harnes dient, Entzündungen, so kann man sie durch dergleichen hitzige Arzneyen vergrößern und die Krankheit immer schlimmer machen, ohne im geringsten zu helfen; und auch selbst in dem Falle, da die Harnwege nur verschleimt sind, kann man selbst darin Entzündungen hervorbringen, wenn man harntreibende hitzige Mittel gebraucht und der Harn doch wegen des Schleimes in den Gängen nicht durchkommen kann. Einen Krampf in diesen Theilen vergrößern sie, und machen ihn hartnäckiger; Steine, die in den Harngängen oder vor der Oeffnung der Blase stecken, zwängen sie noch schärfer ein, und verschlimmern also fast in allen Fällen das Uebel, das man dadurch heben wollte.

Der Lauterstall.

Der Lauterstall, die kalte Pisse oder Strahlpisse (le flux d'urine) ist eine Krankheit, die die Pferde bisweilen befällt, insbesondere wenn sie an fremde Orte kommen und Wasser trinken, an welches sie nicht gewöhnt sind, oder wenn sie dumpfigen Hafer fressen. Sie besteht darin, daß das Pferd das Wasser ganz hell und klar, wie es dasselbe getrunken hat, in kurzer Zeit wieder ausharnt, wobey es

immer wieder aufs Neue trinken will und großen Durst hat.

Wenn der Lauterstall ganz einfach und ohne Fieber und andere Zufälle ist, so hat er nicht viel zu sagen. Man darf nur in dem Wasser, das das Pferd trinken soll, Erlenblätter abkochen; will es dieses Wasser von selbst nicht trinken, so gießt man ihm bisweilen einige Quartiere davon ein. Wird die Krankheit hierdurch noch nicht gehoben, so gebraucht man ein kräftigeres, erwärmendes und stärkendes Mittel, N. 48. täglich zwey Mahl zur Größe eines Hünereyes.

Allein bisweilen ist der Lauterstall mit einem Fieber und einer großen Abmattung des Thieres verbunden. Dann muß man diese Mittel so lange aussetzen, bis man das Fieber durch Aderlassen, Klystiere, Salpeter und die gehörige Diät gehoben hat.

Robertson rühmt gegen den Lauterstall, als ein ungemein dienliches Mittel, Hafer- oder Rockenmehl in einem gar nicht fetten eisernen Geschirre braun geröstet und davon dem Pferde jedesmahl eine Hand voll unter das Saufen gethan. Er versichert, daß ihm dieses Mittel niemahls fehlgeschlagen sey.

Blut

Blut das mit dem Harne abgeht.

Bisweilen ist dem Harne Blut beygemischt, ein Zufall, der eben nicht viel taugt. Es kann die Ursache davon in einer sehr großen Vollblütigkeit des Thieres und in einer Schwäche der Werkzeuge liegen, welche den Harn absondern, und das Uebel durch eine zu große Erhitzung veranlaßt werden. Wenn man also bey dem Blutharnen die übrigen Merkmahle einer großen Vollblütigkeit und ein starkes Fieber wahrnimmt, so muß man darnach vornehmlich die Cur einrichten und hinreichend Blut lassen, wie auch Salpeter gebrauchen, um die zu heftige Bewegung des Geblütes wieder zu mäßigen. Gelinde zusammenziehende und stärkende Arzneyen können auch etwas zur Hebung des Uebels beytragen.

Allein manchmahl sind die Werkzeuge, die zur Absonderung und Ausleerung des Harnes dienen, beschädigt und mit einem Geschwüre besetzt; oder ein Stein, der irgendwo steckt, hat sie verletzt, und daher kömmt das Blut, das mit dem Harne abgeht. Wenn man dieses aus den übrigen Kennzeichen wahrnimmt, so richtet man darauf die Heilungsart ein.

Bisweilen frißt das Vieh auf den Weiden allerley Kräuter, die ihm ein Blutharnen zuwege bringen, mit welchem nicht viel Gefahr

verknüpft ist. Wenn sich also keine schwere Zufälle dabey einstellen, so ist öfters nur der Gebrauch eines schleimichten Getränkes aus weißer Stärke mit Wasser gekocht, oder aus Kirschengummi und Wasser, oder eines stärkenden zusammenziehenden Mittels, z. B. der Schafgarbe, Odermennig, Tormentill, Wasser worin glühendes Eisen abgelöscht worden, zur Heilung des Blutharnens zulänglich.

Zehnter Abschnitt.

Von den Krankheiten, welche die Erzeugung und Geburt angehen.

Die Unfruchtbarkeit.

Bey verschiedenen Thieren ist es uns gar nicht unangenehm, wenn sie unfruchtbar oder zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes ungeschickt sind, weil uns dieses nicht nur nicht hindert, den Gebrauch von diesem Viehe zu machen, zu welchem es bestimmt ist, sondern weil selbst dieser Fehler das Vieh zu verschiedenen Absichten geschickter und brauchbarer macht. Wir lassen selbst eine Menge Vieh durch eine eigene Operation, durch das Schneiden, verstümmeln und

und unfruchtbar machen, und zwar die Hengste und Bullen, damit sie etwas von ihrer natürlichen Wildheit verlieren und sicherer zu den für sie bestimmten Arbeiten gebraucht werden können; das übrige Vieh männlichen Geschlechts aber, dessen Fleisch wir essen, in der Absicht, daß es sich nicht durch Begattungen, oder auch nur durch einen heftigen Trieb dazu entkräfte, und vom Fleische zehre, oder damit es desto besser bey der Mast zunehme. Selbst bey den Säuen wird diese Operation vorgenommen. Uebrigens habe ich schon von der Operation selbst im vierten Abschnitte meines theoretischen Unterrichts in der Viehartzneykunst gehandelt.

Allein bisweilen hat ein Stück Vieh natürlicher Weise den Fehler an sich, daß es unfruchtbar ist, und dieß kann uns unangenehm seyn, wenn wir eben dieses Thier seiner vorzüglichen Bildung oder anderer guten Eigenschaften wegen zur Fortpflanzung seines Geschlechts brauchen zu können wünschen. Die Ursache der Unfruchtbarkeit kann dann in einer fehlerhaften Bildung der Zeugungswerkzeuge, in einer Schwäche des Körpers, in zu vielem Fette, das das Thier hat, in einer zu großen Geilheit, und noch in vielen andern uns bisweilen ganz unbekannten Ursachen liegen. Oefters wird man daher gar nicht im Stande seyn, dem Fehler abzuhelfen, wenn man z. B. die Ursachen

nicht ergründen kann, denen er zuzuschreiben ist, oder wenn er von einer fehlerhaften Bildung der Geburtstheile abhängt, die man nicht abzuändern im Stande ist.

Die Schwäche des Körpers hindert vornehmlich die Fruchtbarkeit und Fortpflanzung des Geschlechts, wenn sie aus einer zu frühzeitigen oder zu häufigen Begattung, zu der man das Thier zugelassen hat, entstanden ist. Manche lassen ihr Vieh nicht das gehörige Alter erreichen, ehe sie ihm die Begattung erlauben, um desto mehr Nutzen davon zu haben; oder sie lassen die Thiere sich so oft begatten als diese nur immer können. Dieser Geitz bestraft sich am Ende selbst; alles Vieh weiblichen Geschlechts, das man zu frühzeitig hat tragen lassen, wird dadurch um so viel schwächlicher, daß es selbst nicht so alt wird als es sonst würde geworden seyn; und Hengste, oder Bullen, oder anderes Vieh männlichen Geschlechts, hört immer um so viel früher auf zu zeugen, je früher es angefangen hat, und je weniger es bey diesem Geschäfte geschont worden ist. Ich geschweige, daß die Jungen, die von zu jungen Eltern erzeugt worden, allemahl um so viel schwächlicher und schlechter ausfallen. Stutten müssen von Rechtswegen selbst nicht alle Jahre tragen, sondern nur eins ums andere.

Das

Das einzige, wodurch man vielleicht noch solchen Thieren helfen kann, die durch eine zu frühzeitige oder zu öfters wiederhohlte Begattung entkräftet sind, ist eine auserlesene gute Nahrung, die immer das meiste wirken wird, wenn anders die Thiere nicht schon gänzlich verdorben sind. Vor dem Gebrauche aller starkreitzenden Mittel, welche öfters in dieser Absicht empfohlen werden, insbesondere der spanischen Fliegen, hüte man sich ja sorgfältig; sie thun allemahl den Thieren mehr Schaden als Vortheil.

Zu vieles Fett verhindert auch bisweilen die Stutten, daß sie nicht ansetzen können, wenn sie besprungen worden sind. Dann kann man am besten rathen, indem man sie nur bey etwas schlechtern Futter erhält, damit sie ihr zu vieles Fett verlieren.

Wenn ein Thier gar zu großen Gefallen an dem Geschäfte der Begattung hat, so kann es auch dadurch zur Fortpflanzung seines Geschlechtes ungeschickt werden. Es läßt dann öfters nach der Begattung den männlichen Samen wieder aus seinen Geburtsgliedern ausfließen, ohne davon wirklich befruchtet zu werden. Man führt die Stutten, die diesen Fehler an sich haben, gleich nach dem Sprunge eine Zeitlang nicht gar zu geschwinde spazieren, oder

reitet sie gelinde, so behalten sie den Samen leichter bey sich. Die Eselinnen pflegt man aus eben der Ursache gleich nach der Begattung tüchtig zu prügeln.

Es gibt Stutten, die dadurch zur Fortpflanzung ihres Geschlechts fast ganz unbrauchbar werden, daß sie zu empfindlich sind, und selbst dann, wenn sie voller Brunst sind, dennoch nach dem Hengste schlagen und den Sprung nicht erleiden wollen, wenn dieser die Handlung selbst verrichten will. Ich weiß nicht, ob man diesem Fehler abhelfen kann; das sicherste ist, die Stutte so zu befestigen und zu zwingen, daß sie den Hengst durchaus nicht zu verletzen im Stande ist, an dem öfters viel gelegen ist.

Es gibt auch Hengste, die den Sprung zu frühzeitig endigen, noch ehe sie den Samen von sich gegeben haben; und ich darf es wohl nicht erst erinnern, daß ein solcher Sprung durchaus nicht fruchten könne. Wenn man dieses merkt, so müssen sich ein Paar Knechte sogleich mit dem Rücken gegen den Hengst stemmen, so wie er auf der Stutte ist, und ihn nicht eher wieder herunter lassen, als bis er den Samen von sich gegeben hat, wobey er eine Bewegung mit dem Schweife machen wird.

Das

Das Verwerfen.

Ein Thier verwirft oder mißgebärt, wenn es die junge Frucht zu früh von sich gibt. Diese bleibt daher nicht beym Leben, sondern geht verloren, und die Mutter selbst läuft Gefahr, das Leben dabey einzubüßen.

Die Veranlassungen dazu sind Schwächungen des Körpers, schädliche Nahrung, Purgiermittel zur Unzeit gegeben oder andere starkwirkende Arzneyen, zu schwere Arbeit, die das trächtige Thier verrichten muß, Laufen, Springen, äußere Verletzungen, insbesondere Schläge und Stöße auf den Hinterleib. Bey oder nach verschiedenen schweren Krankheiten verwirft auch das trächtige Vieh; z. B. bey der Viehseuche; auch wenn es zu jung ist. Die Säue verwerfen leicht, wenn sie mit Branntweinswäsche gefüttert werden, oder viele Buchkerne fressen.

Man muß folglich bey dem trächtigen Viehe alles das sorgfältig zu vermeiden suchen, was das Verwerfen veranlassen kann. Die Stutten verwerfen insbesondere leicht in den drey ersten und drey letzten Monathen ihre Trächtigkeit; zur Vorsicht läßt man ihnen in dem dritten und neunten Monathe zur Ader.

Verwirft aber ein Thier wirklich aus dieser oder jener Ursache, so muß man es nachher ansehen,

ansehen, als wenn es eine ziemlich schwere Krankheit überstanden hätte. Man gibt ihm ein mäßiges und leicht zu verdauendes Futter, und wenn das Verwerfen so spät geschehen ist, daß sich die Milch schon in den Eytern abzusondern anfängt, so gibt man den Stutten zumahl nicht zu viel Futter, damit die Milch ihnen keine Beschwerden verursache.

Schwere Geburt.

Die Geburt wird bey dem Viehe meistens dadurch schwer, daß entweder die Geburtsglieder unförmlich gebildet sind, oder das junge Thier zu groß oder ungestalt ist, oder sich in einer unrechten Lage befindet, und deßwegen nicht wohl durch den für dasselbe bestimmten Weg an das Licht gelangen kann. Seltener sind Entkräftungen der Mutter Schuld daran.

Man befördert die Geburt durch allerley Mittel, von denen ich schon in meinem theoretischen Unterrichte in der Vieharzneykunst S. 249. geredet habe. Sollte sich das junge Thier in einer unnatürlichen Lage befinden, so muß man den Arm mit Oele bestreichen, ihn in die Geburtsglieder hinein bringen und das junge Thier zu recht legen, daß der Kopf voran kömmt; bisweilen ist es aber fast bequemer, die Frucht bey den Hinterfüßen zu fassen und so herauszuziehen.

Die

Die Geburtshülfe bey dem Viehe ist noch äußerst vernachlässiget und dennoch von großer Wichtigkeit; zumahl in Stuttereyen, wo die Füllen öfters viel werth sind, und wo man auch mit großer Sorgfalt für die Erhaltung der guten Stutten bedacht seyn muß.

Wenn nach einer schweren Geburt die Gebärmutter oder andere Theile vorfallen, so bringt man sie mit der mit Oele bestrichenen Hand behutsam wieder an ihren Ort, und bähet dann die Geburtsglieder mit zusammenziehenden Mitteln, z. B. mit Wasser, worin Tormentillwurzel abgekocht worden, damit sie an ihrem Orte bleiben.

Fehler der Milch.

Dieses sind Zufälle bey dem Milchviehe, wobey der gemeine Mann meistens Hexereyen als die Ursachen davon ansiehet, und nur abergläubische Mittel gebraucht. Was wollte ich darum thun, wenn ich bey dem Landmanne das Vorurtheil ausrotten könnte, daß sein Vieh bey diesen oder auch bey andern Zufällen bezaubert sey! alle Krankheiten entstehen aus natürlichen Ursachen und erfordern natürliche Heilungsmittel.

Einige Kühe und anderes Milchvieh geben zu wenig Milch, weil die Nahrung bey ihnen

ihnen mehr auf den ganzen Körper geht. In einigen Gegenden bedient man sich von dergleichen Kühen des sonderbaren Ausdruckes: die Milch gehe in die Hörner; aber mit den Hörnern hat dieser Fehler nichts zu thun. Am besten thut man, wenn man solche Kühe abschafft oder schlachtet.

Aber manchmahl gibt eine Kuh nur deßwegen zu wenig Milch, weil man sie nicht gut genug füttert. Arzneymittel braucht man dann gar nicht zu geben, sondern nur besseres und mehr Futter; so wird sich die Milch schon vermehren.

Auch durch die Nachlässigkeit der Leute, welche das Vieh melken, verliert dieses die Milch, wenn sie dasselbe nicht jedes Mahl rein ausmelken, worauf man immer sehen muß, daß es allezeit ohne Ausnahme geschehe. Oder der Trieb der Milch zu dem Euter ist nicht stark genug; hier sind Brennesseln vortrefflich, man muß das Thier mit diesem Kraut füttern, oder ihm des Winters dasselbe getrocknet, mit Honig zur Lattwerge gemacht, häufig eingeben.

Sonst wird in den Nachrichten der königl. großbrit. Landwirthschaftsgesellschaft 1 B. Seite 485. gerathen, den Kühen, welchen die Milch vergeht, die in einem Back-

Backofen gedörrten Zäpfchen von Haselstauden zu Pulver gerieben einige Mahle Morgens und Abends mit einem Stücke Salzbrote einzugeben.

Wenn das Milchvieh Blut mit der Milch gibt, so ist meistens eine Entzündung in den Eutern vorhanden. Der Landmann beschuldigt dann gemeiniglich die Hexen, oder auch wohl die Kröten, die den Kühen in den Ställen, wie man sagt, die Milch aussaugen und blutig machen sollen; allein ich zweifle sehr daran, ob die Kröten jemahls an den Kühen saugen. Man hat auch einige Kräuter in dem Verdachte, als ob sie die Milch blutig machten, wenn die Kühe sie fressen; aber die Sache wäre auch noch näher zu untersuchen. Wenn man an der Geschwulst, der Hitze und Röthe der Euter sieht, daß sie entzündet sind; so muß man Umschläge aus erweichenden Kräutern gebrauchen, oder auch nur die Euter mit ungesalzner Butter schmieren, und wenn die Entzündung zur Vereyterung kömmt, sich der gewöhnlichen Mittel bedienen. Außerdem dienen bey blutiger Milch zusammenziehende Kräuter, z. B. Tormentill, Odermennig, Täschelkraut, u. d. gl.

Manchmahl nimmt die Milch von den Kräutern, die das Vieh gefressen hat, einen fremden

fremden und widrigen Geschmack an; z. B. vom Allio vrsino, Teucrio Scordio, Erysimo Alliaria einen Knoblauchsgeruch und Geschmack. Der Boletus bouinus, eine Art Erdschwamm, gibt ebenfalls der Milch einen übeln Geschmack, wenn ihn die Kühe gefressen haben; die Milch wird auch darnach ganz lang und zähe. Zu Gothenburg in Schweden legt man, wie Linne' erzählt, die Drosera rotundifolia in das Seihetuch, durch welches man die Milch gießt, um ihr diese von den Pilzen erhaltene übele Eigenschaft wieder zu benehmen. Sonst verdirbt auch bisweilen die Milch nur in den Milchgefäßen, wenn diese nicht reinlich gehalten werden.

Einige

Einige Zusätze.

Von den so genannten Franzosen des Rindviehs.

Franzosen (man heißt sie an manchen Orten Rindshammen, an andern Finnen oder Unreinigkeit des Rindviehs) werden jene Geschwülste bey dem Rindviehe genannt, die beym Aufhauen in der Brusthöhle entdeckt werden, an der Rippenhaut oder an der Lunge. Diese Geschwülste, Knoten oder Klunkern, sind bald klein, bald groß, wie Erbsen, Bohnen, wälsche Nüsse; sind bald rund, bald länglich; bald sitzen sie einzeln, bald hängen mehrere an einander, und haben ungefähr die Gestalt einer Brombeere oder Weintraube. Es ist gleichviel, ob viele oder nur ein einziger solcher Knoten gefunden wird, um das Fleisch für unrein oder französisch zu erklären.

Diese Geschwülste sitzen nicht im Fleische selbst, sondern bloß auf der Haut, und können leicht abgenommen werden. Werden diese Geschwülste im Hinterleibe des Thieres gefunden, so werden sie nicht für Franzosen gehalten, falls solche nicht auch zugleich in der Brusthöhle be-

findlich sind; der Metzger schneidet sie dann ab und wirft sie weg, und er hält das Fleisch nicht für inficirt. Ist es nicht lächerlich und sonderbar, daß der nähmliche Knoten äußerst schädlich und unrein seyn soll, wenn er seinen Sitz in der Brusthöhle hat, und hingegen ganz unbedeutend und unschädlich, so bald er an den Eingeweiden und Häuten des Hinterleibes angetroffen wird? Das Thier mag übrigens noch so munter, gesund stark und fett, oder mager seyn, das ist ganz gleichgültig. Hat das Thier andere Fehler in der Lunge, Geschwüre, Eyterſammlungen, oder in einem andern Eingeweide, so werden diese weggeschnitten, und das Fleisch verkauft und ohne Furcht verspeiset; also nur die Geschwülste in der Brusthöhle, an der inwendigen Seite der Rippenhaut, an der vordern Seite des Zwergfells, oder an der äußern Haut der Lunge machen allein die Franzosen aus. So bestimmen die gesetzmäßigen Verordnungen für Metzger die Franzosen.

Die in solchen Geschwülsten enthaltene Materie scheint nichts anders als verdicktes Fett zu seyn; sie sehen von außen und innen gelb wie Unschlitt, sie geben nicht den geringsten widrigen Geruch von sich; sie enthalten nie Wasser, Blut oder Eyter in sich. Sie werden gewöhnlich nur bey dem fettesten Vieh angetrof-

getroffen, und sie scheinen bloß vom Ueberflusse des Fettes zu entstehen, das wegen zu großer Menge in den gewöhnlichen Behältern keinen Raum findet und also durchdringt und sich hier ansammelt. Ich ließ mir von einem Ochsen, der die Franzosen hatte, Fleisch sammt den Franzosengeschwülsten hohlen, und solches mit den Geschwülsten kochen, und das gab eine sehr kräftige fette Fleischbrühe, die mir überaus gut schmeckte.

Das Vieh, bey welchen nach dem Schlachten Franzosen gefunden werden, ist immer das schönste, fetteste und gesündeste, bey dem nicht das geringste Zeichen einer Krankheit bemerkt wird. Was ich hier von solchem Viehe, das mit Franzosen behaftet ist, und von den Franzosengeschwülsten gesagt habe, gründet sich auf meine eigene Beobachtungen; und alle Metzger in Brückenau und hiesigem Lande, die ich darum befragte, versicherten mich, daß sie dieses immer eben so bey dem französischen Viehe gefunden hätten.

Zwar behaupten viele Schriftsteller, Oekonomen, Bauern und Abdecker, daß die Franzosengeschwülste voll Blut, voll Eyter, voll stinkender Gauche seyen; daß die damit behafteten Thiere ganz mager und abgezehrt seyen; allein diese haben theils solche Thiere nicht selbst gesehen, sondern nur die Sache

von andern gehört oder es ältern Schriftstellern nachgesprochen, theils haben sie irriger Weise eine ganz andere Krankheit, wobey die Thiere abgezehret waren, Eyterbeulen hatten u. d. gl., für die Franzosen gehalten. Die angesehensten Aerzte, worunter auch Erxleben laut der ersten Auflage dieser Schrift ist, gestehen, daß sie nicht wissen, was dieses für eine Krankheit ist. Nach aller Wahrscheinlichkeit sind die Franzosen eine bloße Erfindung der Abdecker, die sich noch alle erdenkliche Mühe geben, diese als ein schlimmes ansteckendes Uebel, zu ihrem Vortheile und Schaden des Landmannes, unter dem großen Haufen zu verschreyen.

Zum Ueberfluß will ich noch die ganz überzeugenden Beobachtungen von Kersting hier beyfügen, die er in seinem Gutachten an die herzogl. meklenburg-strelizische Regierung über diesen Gegenstand anführte, und Herr Professor Graumann *) bekannt gemacht hat. — "Ein Bulle, sagt Kersting, hatte bey einer Heerde Kühe von seinem zweyten bis fünften Jahre als Zuchtbulle gedient. Dieser bekam durch eine Verwundung einen Stoß in den Bauch, weßwegen er sogleich geschlachtet wurde. Bey demselben befanden sich die

*) Abhandlung über die Franzosenkrankheit des Rindviehs und die Unschädlichkeit des Fleisches solcher Thiere. 1784. S. 87.

die vermeinten Franzosen, und wurde deshalb den Abdeckern theilhaftig. Von diesem Bullen habe ich eilf den letzten Sommer erzeugte Kälber, nähmlich vier Ochsen- und sieben Kuhkälber mit meinen Beobachtungen bis zum Schlachten verfolgt, und sie hatten insgesammt nicht die geringste Spur von den Franzosen;" und solcher Beobachtungen werden noch mehrere erzählt.

Die so genannten Franzosen sind also gar keine Krankheit, noch weniger die häßliche, sehr ansteckende Venusseuche, die nur ein Vorzug für ausschweifende Menschen bleibt. Man bedenke noch, wie sehr sich die Franzosen, wenn sie diesen Nahmen verdienten und venerischer Art wären, nach hundert und mehreren Jahren durch die Ansteckung hätten verbreiten müssen! Es würde kein Stück Rindvieh mehr anzutreffen seyn, das nicht damit behaftet wäre. Wäre nur eine einzige französische Kuh in einer Heerde, so würde diese den Zuchtochsen beym Belegen anstecken, und dieser würde dann die ganze Heerde wieder anstecken; die Kälber würden schon angesteckt zur Welt kommen oder durch die gesogene Milch angesteckt werden; und so würde sich die Krankheit in einem kurzen Zeitraume von Ort zu Ort allgemein verbreiten. Wir sehen aber, daß dieses nicht geschieht.

Das Vorurtheil von der Schädlichkeit des französisch befundenen Fleisches habe ich im Fuldischen 1786 ausgerottet, und wird solches nun wie jedes gute Fleisch verkauft und gespeiset. Seit einiger Zeit sind in verschiedenen Ländern neue Verordnungen erschienen, wodurch dessen Verkauf und Genuß gestattet wird; doch wird noch in vielen Ländern solches Fleisch verabscheuet, und fällt sammt Haut und Unschlitt dem Abdecker anheim. Wer über diesen Gegenstand umständlicher belehrt seyn will, lese die überaus vollständige, so eben angeführte Schrift von Hrn. Graumann, oder meine Beyträge zur practischen Vieharzneykunde.

Vom Rankkorne der Schweine.

Das Rankkorn oder Gerstenkorn soll bey den Schweinen eben das seyn, was die Plarre oder Blatter bey dem Rindviehe ist (S. 128). Es wächst ihm eine weiße Blatter in der Größe einer Erbse am Gaumen oder sonst im Maule, welche mit einem bösen und schnell Ueberhand nehmenden Fieber verbunden ist. Ein Schwein kann in vier und zwanzig Stunden daran sterben. Die Thiere versagen bey der Entstehung ihr Futter, wühlen sich mit dem Rüssel in Mist oder Gauche, haben trübe Augen, zittern mit Kopf und Füßen und grunzen

zen ängstlich; beym Fortgange der Krankheit entsteht eine Halsentzündung, die sich mit dem Brande endigt. Ob aber die Krankheit ansteckend ist, wie ich höre, das weiß ich nicht; sie befällt die Schweine vornehmlich im Sommer bey großer Hitze.

Man verfährt auf eine ähnliche Weise dabey wie bey der Plarre des Rindviehes und schneidet die Blatter so geschwind als möglich rein aus, und reibt die Wunde mit Essig und Salz aus. Manche rathen, das Schwein, so bald die Entzündung den Hals eingenommen hat, so gleich zu schlachten, um es noch in der Haushaltung nutzen zu können, weil diese Krankheit das Fleisch nicht unbrauchbar mache. Das scheint mir aber sehr gewagt, und ich kann nicht dazu rathen, weil ein bösartiges Fieber mit dem Rankkorne verbunden ist, welches jederzeit das Fleisch zum Genuß untauglich macht. Die verschiedenen Behauptungen von dieser Krankheit sind ein Beweis, daß solche noch nicht genug bekannt ist, wie auch folgende Krankheit der Schweine, daher ich beide auch auf ihrem alten Platze habe stehen lassen.

Von den Blattern oder Pocken der jungen Schweine.

Dieser krause, grau bräunliche Ausschlag befällt alle junge Schweinchen, meistens in den

ersten Wochen ihres Lebens, wo sie auch am leichtesten davon kommen, besonders wenn sie noch an der Mutter saugen. Er nimmt den ganzen Körper ein, und wird nicht mit Eyter gefüllt. Die Auge schwären dabey bisweilen auch zu. Die Thierchen sind meistens munter, fressen ihr Futter wie gewöhnlich, gedeyhen aber nicht und alle werden sehr mager. Nicht selten bekommen die Schweine diesen Ausschlag erst, wenn sie ein halbes oder dreyviertel Jahr alt sind, wo die Krankheit immer schlimmer ist und manche Schweine daran crepiren. Die Hauptsache bey diesem Ausschlag ist, daß man die Schweine nur nicht naß werden läßt und daher bey Regenwetter nicht austreibt, auch bey kalter Witterung nicht; sonst tritt er zurück, und die Schweine sterben. So bald sich der Ausschlag zeigt, geben die Leute ein Pulver aus haib Lorbeeren und halb Schwefel im Getränke ein, vierzehn Tage lang, aber nur wenig, auf drey Schweinchen von fünf bis sechs Wochen zusammen Morgens und Abends ein kleiner Griff mit fünf Fingerspitzen. Die ganze Krankheit dauert bis zur völligen Herstellung sechs bis acht Wochen, wo dann die Thiere wieder sehr zunehmen und wachsen. Am Ende wird der dürre Grind mit einem Kamme abgekämmt, aber sie dürfen ja nicht dabey geschmiert oder gewaschen werden, nicht ein Mahl mit lauem Wasser, und wenn sie auch in einer warmen

warmen Stube behalten werden, so bekömmt die Nässe doch übel und sie crepiren darauf.

Nachricht wegen der Gewichte an den Landmann.

Die Landleute haben nicht immer kleinere Gewichte bey der Hand, um die Arzneyen abzuwägen; ich will sie daher unterrichten, wie sie sich im Falle der Noth helfen können. Vorläufig erinnere ich, daß sie sich der kleinsten und leichtesten Wagen bedienen müssen, um kleine Portionen von Arzneyen abzuwägen.

Vier gewöhnliche churhannöverische Dreymariengroschenstücke, auf der einen Seite mit dem Rosse und auf der andern mit 12 einen Rthlr. bezeichnet, nebst zwey einzelnen Mariengroschenstücken, auf der einen Seite mit dem geschlungenen Nahmen G. R. und auf der andern mit 1 Mariengroschen bezeichnet, wägen zusammen genommen ein klein wenig mehr als ein Loth. Hätte man also kein Lothgewicht, so könnte man vier Dreymariengroschenstücke und zwey einzelne Mariengroschen zusammen genommen, als ein Lothgewicht gebrauchen. Eine Unze ist noch ein Mahl so schwer, oder zwey Loth. Um ein Quentchen zu erhalten, wägt man ein Loth Rockenkörner oder der-

gleichen ab, und theilt es erst in zwey gleiche Theile und dann einen Theil wieder in zwey Hälften, also das ganze Loth in vier gleiche Theile, denn ein Viertheil von einem Lothe ist ein Quentchen. Der sechzigste Theil eines Quentchens ist ein Gran, ungefähr so viel als ein Gerstenkorn wägt, aber wer kein so kleines Gewicht hat, der hat auch nicht leicht eine so feine Wage dergleichen Kleinigkeiten darauf abzuwägen, und muß also im Falle der Noth die Grane nach dem Augenmaße nehmen; aber nur mit Vorsicht, weil die Arzneyen, wovon man nur so wenig verordnet, leicht schaden, wenn man auch nur ein klein wenig zu viel davon nimmt.

Zusammensetzung
der
Arzneymittel
welche
in der Vieharzneykunst empfohlen
werden.

N. 1.

Man vermische vier Löffel voll Honig, eben so viel Rüb- oder Leinöl und eine Hand voll Salz mit einem halben Quartier Milch, und gebrauche es, wenn das Salz völlig aufgelöst ist, laulich warm als ein Klystier.

N. 2.

Man koche zwey Hände voll zerschnittene Krausemünze und eine Hand voll Fliederblumen in Weine, so viel als genug ist, zu der Dicke eines Breyumschlages.

N. 3.

Man nehme eine Handvoll Nachtschattenblätter, zwey Hände voll Kamillen und zwey Loth zerstoßenen Kümmel, und koche es in halb Wasser und halb Essig, so viel als genug ist, zu einem Breyumschlage.

N. 4.

Man zerstoße oder zermahle drey Hände voll Leinsamen, thue zwey kleine zerschnittene Zwiebeln darunter, und rühre es mit so viel Honig zusammen, daß es ein dicker Brey wird.

N. 5.

N. 5.

℞. Mercur. sublim. Drachm. iij.
Aloes Drachm. j.
Pulv. M. cum spir. vin. q. s.
F. globuli magnitud. pisi, siccentur.

das heißt:

Man nehme drey Quentchen Sublimat und ein Quentchen Aloe, stoße beides zu Pulver, vermische es wohl und mache es mit etwas Branntweine zu einem Teige an, woraus man Kügelchen in der Größe einer Erbse verfertiget und sie trocknet.

N. 6.

℞. Mercur. vivi Unc. vj.
Flor. sulph. Unc. iij.
M. exacte add.
Butyr. insulf. Unc. iv.
F. unguent.

das heißt:

Man reibe zwölf Loth Queckſilber und sechs Loth Schwefelblumen wohl untereinander, und mache alsdann mit acht Loth ungesalzener Butter oder Schweineschmalz eine Salbe daraus.

N. 7.

℞. Ol. laurin.
hyperic. ana Unc. v.

calef.

calef. ſuper ign. len. add.
Terebinth. Unc. iv.
Unguent. popul.
Vitriol. alb. pulveriſ. ana Unc. ij. ſem.
M. probe, remov. ab igne et poſtea add.
Borac. pulveriſ. Unc. j.
Virid. aeris ſubtil. pulv. Unc. j. ſem.
Mercur. praecip. rubr. Unc ſem.

das heißt:

Man laſſe in einem irdenen Geſchirre zehn Loth Leinöl und eben ſo viel Johannisöl über einem gelinden Feuer erwärmen, miſche alsdann acht Loth Terpentin, fünf Loth Pappelnſalbe und fünf Loth weißen Vitriol klein gepülvert darunter. Dann nehme man das Geſchirr vom Feuer, und wenn die Salbe faſt kalt iſt, ſo rühre man noch zwey Loth fein gepülverten Borax, drey Loth fein geriebenen Grünſpan und ein Loth rothen Präcipitat darunter.

N. 8.

Solleyſels Nußpflaſter.

Man nehme acht Tage vor oder nach dem Johannisfeſte Wallnüſſe, zerſtoße ſie in einem ſteinernen Mörſer ganz klein und reibe ſie durch ein Sieb, ſo, daß man das, was noch nicht

durch

durch das Sieb fällt, immer wieder aufs Neue zerstößt. Von diesen zerstoßenen Nüssen vermische man zwey Pfund mit einem Pfunde wohlgetrockneten Salze und anderthalb Loth gemeinen Terpentin, setze es in einem glasurten Topfe vierzehn Tage in den Keller und nachher koche man es unter beständigem Umrühren über dem Feuer zur Dicke eines Pflasters ein.

N. 9.

Man vermische ein Loth mineralischen Aethiops, einen Scrupel weißen Vitriol und zwölf Loth venedische Seife in einem Topfe unter einander, thue zwey Loth Kampferspiritus und ein halbes Loth Salmiakspiritus dazu, und rühre es über einem gelinden Kohlfeuer, ohne daß es kocht, zur Salbe.

N. 10.

Man tödte vier Loth Queckfilber mit etwas Terpentin, das heißt: man reibe das Queckfilber so lange mit dem Terpentin in einem steinernen Mörser, bis es sein glänzendes Ansehen verloren hat, und dann reibe man vier Loth Schweineschmalz darunter, so erhält man eine schwarze Salbe.

N. 11.

N. 11.

℞. Sem. petroselin. puveris. ℔ sem.
Croc. mart. aperit. Unc. iv.
Sulph. antim. aurat. Unc. j.
M. exacte c. Mell. q. s.
F. Electuar.

das heißt:

Man mische zerstoßenen Petersiliensamen ein halbes Pfund, eröffnenden Eisensafran ein Viertelpfund und goldgelben Spießglanzschwefel zwey Loth wohl untereinander und rühre es dann mit Honig, so viel als genug ist, zu einer Lattwerge, wovon man soviel als ein kleines Hühnerey beträgt, auf ein Mahl eingibt.

N. 12.

℞. Pulv. rad. squill. praeparat.
milleped. ana Unc. j. sem.
herb. hederae terr. Libr. sem.
M. c. mell. q. s. F. electuar.

das heißt:

Man nehme präparirte Meerzwiebel gepülvert, gepülverte Kellerwürmer, von jedem drey Loth, getrockneten Gundermann zu Pulver gerieben ein halbes Pfund, mische es wohl untereinander und mache daraus mit Honig, so viel als genug ist, eine Lattwerge.

N. 13.

Man koche eine Hand voll Kamillen in einem Quartier Wasser, seige es dann ab, und vermische einen guten Löffel voll Salz und vier Loth Leinöl oder Baumöl damit. Dieses gebrauche man laulich zu einem Klystiere.

N. 14.

℞. Unguent. de linaria Unc. ij.
Camphor. pulveris. Drachm. j.
M. D.

das heißt:

Man setze zu vier Loth Leinkrautsalbe ein Quentchen zerriebenen Kampfer und mische es wohl untereinander.

N. 15.

℞. Empl. de hyoscyamo Unc. iij.
F. c. Ol. laurin. q. s. unguentum crassius, cui adde
Mercur. praecip. rubr. Unc. j.
Canthar. pulv. Drachm. ij.
M. D.

das heißt:

Man vermische sechs Loth Bilsenkrautpflaster mit so viel Lorberöle, als genug ist, um eine etwas dicke Salbe daraus zu machen, und setze alsdann zwey Loth rothen Präcipitat und ein halb Loth spanische Fliegen hinzu.

N. 16.

N. 16.

Man nehme Geisbartwurzel, wilde Schwertlilienwurzel und getrocknetes Täschelkraut, von jedem acht Loth, Keuschlammsamen zwey Loth. Nachdem ein jedes fein gepülvert worden, läßt man zwölf Loth weißes Pech mit zwey Loth Terpentinöl über einem gelinden Feuer zusammen schmelzen und thut alsdann die vorigen Pulver darunter, die man wohl damit vermischt. Hierauf nimmt man das Gemische vom Feuer und setzt noch zwey Loth zusammen ziehenden Eisensafran und fünf Quentchen rohen Alaun hinzu, und rührt es, bis es kalt wird.

N. 17.

Man gieße auf vier Pfund Leinsamenmehl ein halb Quartier des stärksten Weingeistes und koche es über einem gelinden Feuer zu einem Breye. Dazu setze man ein Pfund Honig und rühre es über dem Feuer so lange, bis es dick wird, dann nehme man es herunter und vermische ein halb Pfund Schmalz oder Fett damit.

N. 18.

Man rühre zwey Pfund Bohnenmehl mit Leinöle, so viel als genug ist, zu einem dicken Breye, thue einen Löffel voll Weingeist dazu,

mische es wohl durch einander, und lasse es über dem Feuer bis zu einem dicken Breye einkochen.

N. 19.

Des Herrn von Sind Salbe gegen den angehenden Spatt.

Man nehme Rad. Petasitidis oder Pestilenzwurzel und Rad. Ruscі oder Mäusedornwurzel von jeder vier Loth, stoße sie fein zu Pulver, und reibe sie alsdann mit zwey Loth des besten Vitriolöles auf einem Reibesteine ganz fein, dann mische man zwey Loth frisch ausgepreßten Saft von dem großen Schöllkraute (Chelidonium maius) ein Quentchen ol. petrae oder Steinöl und eben so viel ol philosoph. wie auch ein halb Loth Salmiakspiritus darunter und rühre es wohl unter einander.

N. 20.

Des Herrn von Sind Hufsalbe.

Man nimmt im Frühjahre zwey Maß Weinrebensaft oder Thränen vom Weinstocke und kocht sie mit zwey Pfund frischen Hammeltalge, so lange bis der Saft ganz eingekocht ist, worauf man das Talg durchseihet. Alsdann zerstoßt man zwey Hände voll frisch einge-

eingesammelte Hollunderknöpfe in einem steinernen Mörser zu Breye, zerläßt das vorher zubereitete Talg in einem irdenen Geschirre und thut die zerstoßenen Hollunderknöpfe dazu, rührt es so lange über dem Feuer wohl durcheinander, bis der Talg davon grün wird, dann seihet man es wieder durch, setzt noch ein Mahl frische zerstoßene Hollunderknöpfe dazu und verfährt eben so, und zwar drey Mahl hintereinander. Hierauf preßt man aus zehn zerschnittenen weißen Zwiebeln in einem steinernen Mörser den Saft aus, setzt ihn zu dem Talge, wie auch vier Loth Salmiakspiritus und ein Viertelpfund weißes Wachs, und schmelzt dieses alles über einem gelinden Feuer unter beständigem Umrühren, jedoch ohne daß es kocht, zu einer Salbe. Hiermit bestreicht man alle acht Tage den Huf, besonders an der Krone.

Folgende einfachere Hufsalbe thut eben die Dienste:

Man nehme Wachs, Talg und Schweineschmalz; nachdem es zerschmolzen, mische man Althäensalbe und Baumöl, von jedem acht Loth, darunter.

N. 21.

Man weiche vier Loth Sennesblätter und zwey Loth Lerchenschwamm in siedheißem

Wasser ein; wenn es kalt ist, so rühre man es um und gieße das Wasser durch ein Tuch, welches man auf ein Mahl eingibt.

N. 22.

℞. Pulv. rad. Gentianae Unc. vj.
nitr. depur. Unc. ij.
M. c. mell. q. s.
F. electuar. D.

das heißt:

Man vermische zwölf Loth gepülverte Enzianwurzel und vier Loth gereinigten Salpeter mit so viel Honig als genug ist, um eine Lattwerge daraus zu machen.

N. 23.

Man nehme Sennesblätter vier Loth, Coloquinten ohne Kerne, ein halbes Loth, koche dieses in einem Quartier Wasser eine Stunde lang, gieße es durch ein Tuch und gebe es mit ein wenig Honig gemischt auf ein Mahl ein.

N. 24.

Nehmt Rautenblätter zwey Pfötchen, weicht sie in ein halbes Quartier rothen Wein ein,

ein, thut einige Pollen Knoblauch, etwas Wachholderbeeren und ein halb Loth Kampfer hinzu.

N. 25.

℞. Pulv. rad. Contrayeruae
Helen. ana Drachm. iij.
viper ſiccat. n. j.
Camph. Drachm. j.
Rob. juniperi q. ſ.
F. Bolus.

das heißt:

Nehmt gepülverte Contrayervawurzel und Alant, von jedem drey Quentchen, eine trockne gepülverte Viper, Kampfer ein Quentchen, und macht mit Wachholderbeerenmus, ſo viel als genug iſt, eine Pille daraus.

N. 26.

℞. Rad. Vincetox.
Imperator.
Helen.
Angelic. ana Unc. ſem.
Coqu. in Acet. roſat. Libr. ij.
ad diminut. part. tert. colat. add.
Orvietan. Unc. j.

das heißt:

Man nehme Schwalbenwurzel, Meiſterwurzel, Alant- und Angelikwurzel, von jeder

ein Loth, koche es in zwey Pfund Roseneſſig bis zur Verminderung des dritten Theils, seihe es durch, setze zwey Loth Orvietan dazu und gebe die Hälfte des Morgens nüchtern, und die andere Hälfte des Abends ein, worauf man die Thiere wohl zudeckt.

N. 27.

Man nehme einen Löffel voll Bleyeſſig (Acetum Litargyrii), und sechs Löffel voll Brunnenwasser und mische beides unter einander.

N. 28.

℞. Pulv. rad. scill. ppt.
hep. antimon.
sal mirab. Glaub. ana Unc. iv.
rad. angel. Libr. sem.
M. c. mell. q. s. F. elect.

das heißt:

Man rühre präparirte Meerzwiebelwurzel, Spiesglanzleber und Glaubers Wundersalz, von jedem acht Loth, und ein halbes Pfund gepülverte Angelikwurzel mit so viel Honig, als genug ist, zu einer Lattwerge zusammen.

N. 29.

N. 29.

℞. Pulv. bacc. junip.
rad. gentian. ana Libr. ſem.
galang. Unc. iv.
M. c. mell. q. ſ. F. elect.

das heißt:

Man miſche ein halbes Pfund zerſtoßene Wachholderbeeren, eben ſo viel Enzianwurzel und acht Loth Galgant mit ſoviel Honig als genug iſt zur Lattwerge.

N. 30.

Man mache aus Leberaloe anderthalb Loth, gereinigtem Weinſteine ein Loth, verſüßtem Queckſilber einem halben Quentchen und weißer Seife ſoviel als genug iſt, eine Pille.

N. 31.

Man nehme Enzianwurzel, Schwalbenwurzel von jedem acht Loth, Zaunrüben und Schierling von jedem ſechs Hände voll, rohes Spiesglanz ein Pfund, pülvere es und miſche es durch einander. Alsdann zerreibe man zwölf Loth Copaivabalſam mit dem Gelben von vier Eyern in einem ſteinernen Mörſer und rühre es unter das Pulver. Ferner gieße

man auf ein Loth Salmiak und vier Loth Pottasche ein halbes Maß Wasser *), wenn alles zerflossen ist, so gieße man es zu dem vorigen und mische soviel Weitzenkleye darunter, daß eine Lattwerge daraus entsteht.

N. 32.

Man nehme Franzosenholz vier Loth, Zaunrüben acht Loth, Cardobenedictenkraut, Schierling von jedem drey Hände voll und koche dieses in sechs Quartieren Wasser bey gelindem Feuer in einem zugedeckten Topfe. Wenn es erkaltet ist, gießt und preßt man den Trank durch ein Tuch.

N. 33.

Man nimmt Schwefelleber (hepar sulphuris) sechs Loth, und mischt soviel Honig dazu, als zu einer Salbe nöthig ist.

N. 34.

℞. Nitri depurat. Unc. ij.
Croc. mart. aperit. Unc. j.
Aqu. font. Unc. vj.

M.

das

*) Dann wird aber der Salmiak zerstört und in Küchensalz verwandelt.

das heißt:

Man mache aus vier Loth gereinigten Salpeter, zwey Loth eröffnenden Eisensafran und zwölf Loth Brunnenwasser durch einander gemischt einen Trank.

N. 35.

℞. Pulv. rad. rhabarb.
Sal. absinth.
ammon. depur. ana. Unc. iv.
sulph. ant. aurat. Unc. ij.
M. c. oximell. squillit. q. s.
F. elect.

das heißt:

Man mische Rhabarber gepülvert, Wermuthsalz und gereinigten Salmiak von jedem acht Loth, und Spießglanzschwefel vier Loth, mit Meerzwiebelhonig soviel als genug ist zur Dicke einer Lattwerge.

N. 36.

℞. Pulv. canthar. gr. j.
Mercur. dulc. r. ppt. et el. gr. j sem.
Camphor. scrup. sem.
M. f. c. mucilag. Gumm. tragacanth. pil. N. vij.
D. dos. XII.

N. 37.

N. 37.

℞. Succin. ppt
Conch. ppt.
Nitr. depur. ana. Unc. iij.
Tart. vitriol Unc. j. sem.
Aqu. commun. Lib. vj.
M. D.

das heißt:

Man nehme präparirten Bernstein, präparirte Austerschalen und gereinigten Salpeter von jedem sechs Loth, vitriolisirten Weinstein drey Loth, mit drey Quartieren Wasser. Vor der jedesmahligen Eingabe schüttelt man diesen Trank wohl durch einander.

N. 38.

℞. Vnguent. dialth. Libr. sem.
Ol. petr. Unc. iv.
Camph. pulv. Unc. ij.
M. D.

das heißt;

Ein halbes Pfund Althäensalbe, acht Loth Steinöl, und vier Loth gepülverten Kampfer unter einander gerührt.

N. 39.

℞. Conch. ppt. Unc. sem.
Limat. mart.
Rad. galang. ana. Drachm. ij,
F. pulv. D. dos. vj.

das

das ist:

Ein Loth präparirte Austerschalen, ein halbes Loth Stahlfeil und eben soviel gepülverte Galgantwurzel unter einander gerieben, und sechs solcher Portionen verfertiget.

N. 40.

℞. Aloes hepat. Unc. j.
Pulv. zingib. Drachm. j.

M. D.

das ist:

Zwey Loth Leberaloe mit einem Quentchen zerstoßenen Ingwer vermischt.

N. 41.

℞. Extract. absint. Unc. j.
Pulv. rad. Galang. Unc. sem.
Aqu. font. M. ij.

M. D. S. Täglich zwey Mahl ein halbes Quartier davon einzugeben, und vorher wohl umzuschütteln.

das ist:

Zwey Loth Wermuthextract in zwey Quartieren Wasser aufgelöst und ein Loth gepülverte Galantwurzel hinzu gethan.

N. 42.

N. 42.

℞. Aethiop. mineral. Unc. sem.
Aloes hepat. pulv. Unc. j.
M. D.

Ein Loth mineralischen Aethiops und zwey Loth Leberaloe gepülvert unter einander gemischt.

N. 43.

℞. Herb. Millefol. concis. M. vj.
Coqu. in aqu. font. Mens. Viij.
ad reman. Mens. vj.
Colat. add.
Vini rubr. Mens. j.
M. D.

das ist:

Sechs Hände voll zerschnittene Schafgarbe in acht Quartieren Wasser gekocht bis sechs Quartier noch davon übrig sind, alsdann das Wasser durchgeseihet und ein Quartier rothen Wein hinzu gesetzt und vermischt.

Morgens und Abends wird davon ein halbes Quartier eingegeben.

N. 44.

N. 44.

℞. Rad. Tormentill. concis. M. j.
Coqu. in Aqu. font. Mens. j.
Colat. add.
Laud. liquid. Sydenh. gtt. xxx.
M. D. pro clysmate.

Eine Hand voll Tormentillwurzel in einem Quartiere Wasser gekocht, alsdann das Wasser durchgeseihet und dreyßig Tropfen von Sydenhams schmerzstillender Tinctur darunter gemischt, und als ein Klystier gegeben.

N. 45.

℞. Pulv. cort. peruv. Unc. vj.
Sapon. venet. in liqu. terr. fol. tart. solut. Unc. iv.
M. c. mell. q. s. F. elect.

das heißt:

Zwölf Loth gepülverte Fieberrinde und acht Loth venedische Seife, die in dem Liquore terrae foliatae tartari aufgelöst worden, mit Honig so viel als genug ist, zu einer Lattwerge vermischt.

N. 46.

Man nehme rohes Spießglanz, ein Quentchen, pülvere und mache es mit Hafermehle und ein wenig Harne zu einem Teige an.

N. 47.

N. 47.

Man nehme trockne gepülverte oder zerhackte Wermuth, grüne Winterpeterſilie, gereiniget und wohl zerhackt, Neſſelſamen gepülvert, Alantwurzel oder Calmus gepülvert oder auf einer Reibe gerieben, von jedem einen Theil, Salz wohl zerſtoßen, zwey Theile, Hafermehl einen Theil oder ſoviel als zum Zuſammenkneten erforderlich iſt. Nachdem man dieſes mit fließendem Waſſer zu einem Teige zuſammengeknetet hat, ſo macht man Kugeln daraus, ſo groß als Wallnüſſe.

N. 48.

R. Pulv. rad. gentian. Unc. iv.
Zingib. Unc. j.

M. c. mell. q. ſ. F. Elect.

das heißt:

Acht Loth gepülverte Enzianwurzel und zwey Loth Ingwer mit Honig ſoviel als genug iſt zur Lattwerge gemacht.

Register.

Abgearbeitete Schenkel des Pferdes 251
Abgemattetes Pferd 248
After, Ausfallen deſſelben 365
Afterzwang 361
Angewachſenes Pferd 250
Anſteckende Krankheiten 131
Aufblähen oder Auflaufen 336. 337
Aufſtößigkeit 329
Aufwallen des Geblütes bey dem Pferde 129
Auge, Beſchädigungen deſſelben 16
Augenzufälle 303
Ausfallen des Maſtdarmes 365
Auskörhung 89
Austrocknen des Hufes 257
Beinbrüche 92
Beinfraß 22
Beinweiche 69
Beſchädigung an den Laden des Pferdes 15
Biß, giftiger 346
Blaſenſtein wird geſchnitten 385
Blatter des Rindviehes 128
Blattern an der Zunge oder im Maule 16
Blindheit 302
Blut wie es geſtillt wird 8
Blut mit dem Harne 389

Blut mit der Milch 399
Blutadergeschwulst 59
Blutigel, verschluckter 345
Blutspatt 60
Brand 31
Bräune 315
Brüche 51
Buglähmung 82
Cardialgie 332
Courbe 80
Dampf 318
Dämpfigkeit 319
Darmgicht 353
Darmgicht mit Verhaltung des Harnes 385
Darmgicht, rothe 358
Darmstrenge 353
Drehen der Schafe. Siehe Seegler.
Druse 260
Druse, die falsche 265
Dürrmaden des Rindviehes 352
Durchlauf 359
Egel in den Schafen 350
Einimpfung der Hornviehseuche 205
Einimpfung der Schafpocken 244
Eisen darf nicht heiß auf den Fuß gelegt werden 101. 108
Engerlinge 351
Entzündung 18
Entzündung der Harnwege 381
Entzündung der Lunge 322
Entzündung der Nieren 381
Epilepsie 296
Epizootische Krankheiten 131
Eyter setzt sich ins Haar 28
Eyterbeule 18
Fallende Sucht 296

Fäulung des Strahles 31
Federn verschluckte, schaden dem Pferde nicht 344
Fehler der Milch 397
Feibeln 358
Feigwarzen 38
Fell auf dem Auge 306
Fettschmelzen 363
Fick 32
Fieber 111
Finnen der Schweine 281
Fleckfieber der Pferde 246
Fluß auf dem Auge 303
Flußgalle 57
Franzosen des Rindviehes 401
Freßkrankheit 327
Freßräße 337
Frosch 43
Futter, unterdrückte Lust dazu 329
Gallen 44
Gebährmutter, Vorfallen derselben 397
Geburt, schwere 396
Geflecht 279
Gehör, schweres 310
Gelbsucht 374
Gerstenkorn der Schweine 406
Geschwür in den Harnwegen 381
Geschwulst am Herzen 332
Geschwulst am Hodenbeutel 51
Geschwulst am Nerven 62
Gifte 340
Gräte 37
Grassirende Krankheiten des Viehes 244
Grind 277
Haarkugel im Magen 331
Haarschlächtigkeit 319. 322
Hämorrhoiden. S. Rückenblut.

Halfterverwickelung 13
Harnen, beschwerliches 380
Harnwege, Entzündung derselben 381
Hartschlächtigkeit 319. 322
Hauk 307
Heften der Wunden 6
Heiliges Feuer der Schafe 247
Herzschlächtigkeit 319. 322
Hirschkrankheit 298
Hodenbeutel, Geschwulst davon 51
Horn des Hufes wächst nur an der Krone 101
Horndurchfaulen 28
Hornklüfte 100
Hornspalten 100
Hornspalten von der Mahkrankheit 100
Hornviehseuche, die wahre 140
Hornviehseuche von 1682. 225
Hornviehseuche von 1732. 228
Hüftenlähmung 86
Hünermist den ein Pferd gefressen 344
Huferschütterung 67. 252
Hundsbiß, eines tollen 292
Hundshunger 327
Husten 318
Indrunk, verlorner 329
Inoculation der Hornviehseuche 205. 398
Inoculation der Schafpocken 244
Irregehen der Schafe. S. Seegler.
Kalte Pisse 387
Kehlsucht 315
Klemme 298
Knochen, Verletzungen derselben 10
Knochenfraß 22
Köthe, Geschwür daran 31
Köthen, gerade stehen auf den 64

Kolik 353
Koller 284
Kopfkrankheit der Pferde 376
Krätze 277
Kreutzlähmung 86
Krote 32
Kugeln aus den Wunden zu bringen 7
Läuse des Viehes 282
Lahmgehen eines Pferdes, wie es zu untersuchen 87
Landseuchen des Viehes 130
Lauterstall 387
Leist 65
Lienterie 362
Lunge, Entzündung derselben 322
Lungensucht oder Lungenfäule 324
Mähler, blaue, auf dem Hufe 108
Mastdarm, Ausfallen desselben 365
Mauke 36
Maulsperre 298
Milch welche blutig ist 399
Milch, Fehler derselben 397
Milch geht in die Hörner 398
Milch welche verdirbt 400
Miserere 358
Mondblindheit 305
Mondfluß 305
Nagel auf dem Auge 306
Nasenpolyp 45
Nerv; das Pferd nervet sich 12
Nieren, Entzündung derselben 381
Nußpflaster, Sollenfels 33. 415
Ochsenhuf der Pferde und Maulthiere 106
Piephacken 57
Pisse, kalte 387
Plarre 128

Pocken der Schafe 235
Pocken der Schweine 407
Polyp 45
Quetschungen 9
Quetschung der Sohle 25
Räkrankheit 251
Räude 277
Rankkorn der Schweine 406
Rappe 33
Ratzenschwanz 38
Reifen um dem Knie 61
Rindshammen. S. Franzosen des Rindviehs 376
Rippe, zerbrochene 99
Rothlauf der Schafe 247
Rotz der Pferde 267
Rotz der Schafe 312
Rückenblut 404
Ruhr 361
Schafpocken 235
Schabe 277
Schieferzähne 69
Schlagfluß 294
Schlauch, Schaden daran 42
Schneiden des Viehes 387
Schnupfen 311
Schnur am Pferde 248. 250
Schwere Geburth 396
Schwere Noth 296
Schwindel der Schafe. S. Seegler
Seegler unter den Schafen 290
Sehnen, Beschädigungen derselben 10
Sohle, Ablösung derselben von den Wänden des Hufes 107
Sohlenquetschung 25
Sonnenkoller 286
Spanische Kopfkrankheit der Pferde 376

Spatt 74
Speckhals der Pferde 24
Speiseruhr 362
Staar 307
Staarstechen 308
Stein in den Harnwegen 383
Steindruse 267
Steingallen 64
Sterzseuche 127
Sterzwurm 127
Stich, giftiger 346
Stollenbeule 54
Stollenschwamm 53
Strahlpisse 387
Strahlenfäulung 31
Strenge 311
Strengel 313
Struppe 36
Sucht, fallende 296
Taubheit 310
Ueberbeine 71
Ueberzähne 69
Verfangen 257
Verhaltung des Harnes 380
Verhitzung des Pferdes 248
Vernageln 14
Verordnungen, Königl. Großbritannische und Kurfürstl. Braunschweig-Lüneburgische die Hornviehseuche betreffend 175
Verrenkung 80
Verschlagen 251
Verstauchung 91
Verstopfung 365
Verstopfungen in den Eingeweiden des Hinterleibes 367
Verwerfen 395

Register.

Verwundungen 7
Verwundungen an den Füßen des Pferdes 11
Verwundungen am Maule 15
Viefeln 358
Unfruchtbarkeit 390
Unglück 290
Vollhufigkeit der Pferde 105
Vorfallen der Gebährmutter 397
Vorfallen des Mastdarmes 365
Wasserbruch 51
Wassersucht 369
Wiederrüst, Geschwür daran 23
Wiederrüst, Verletzungen an demselben 10
Wildes Fleisch 21
Würmer im Leibe 346
Wunden 5
Wunden am Hinterleibe 10
Wundfieber 12. 114
Wundziehen des Zugviehes 11
Wurm der Pferde 275
Wuth 292
Zitter 279
Zwanghufiges Pferd 106